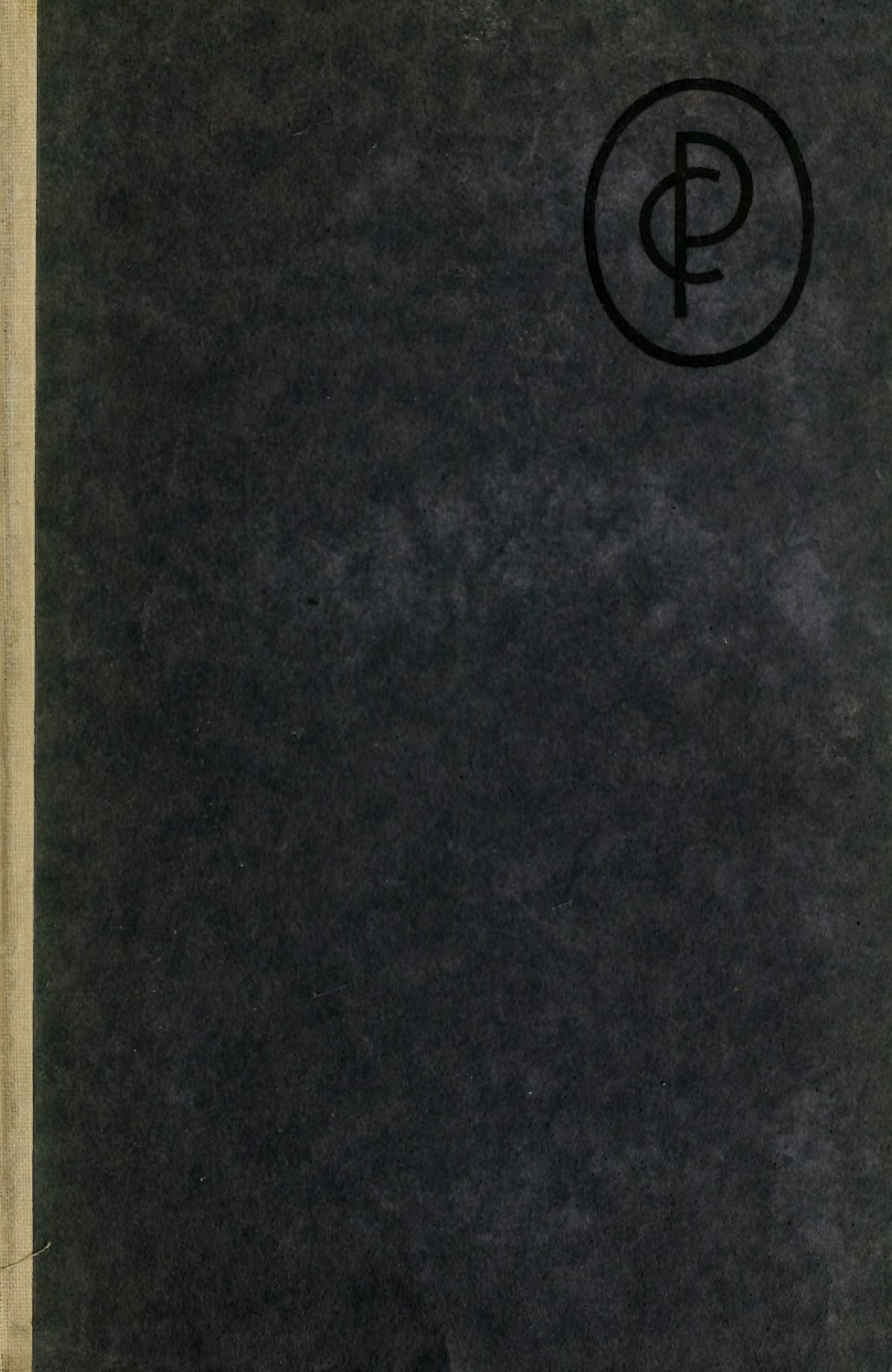
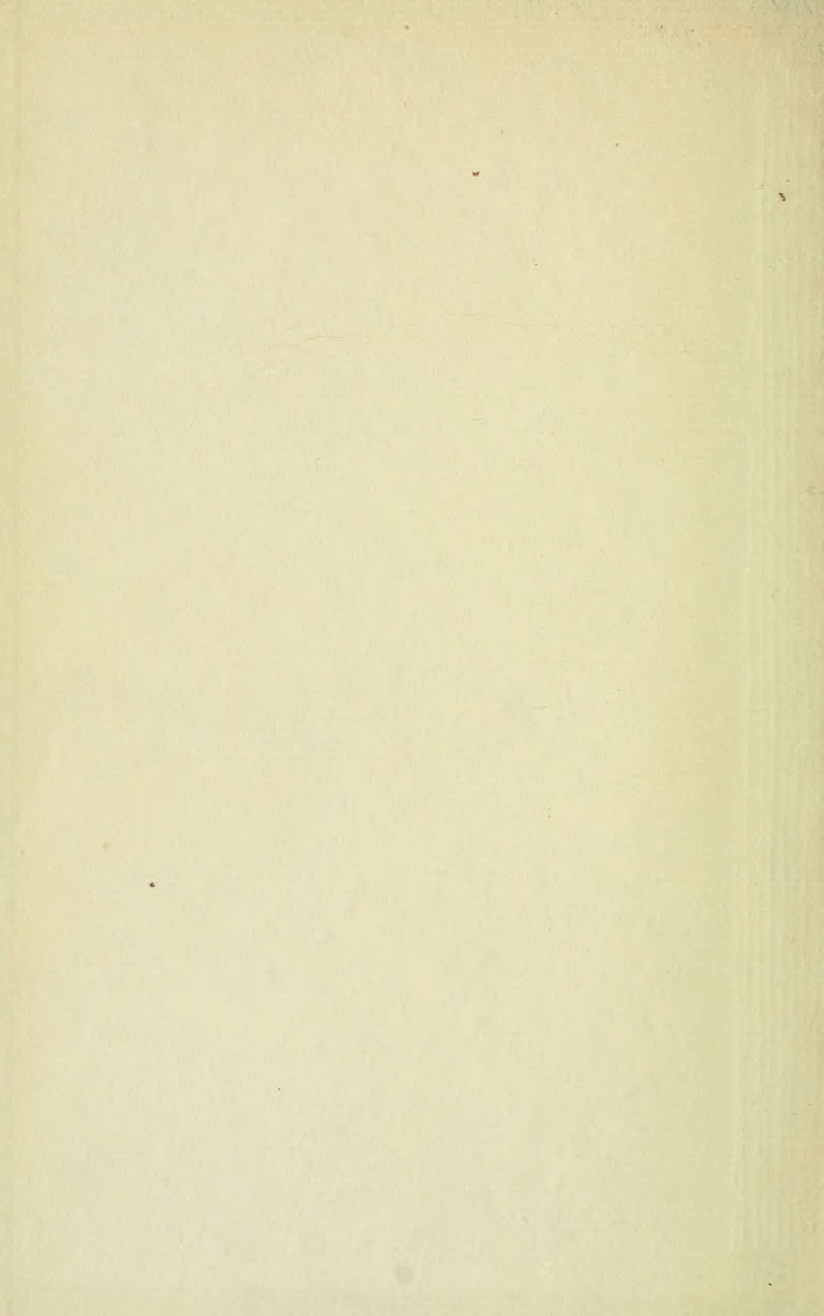
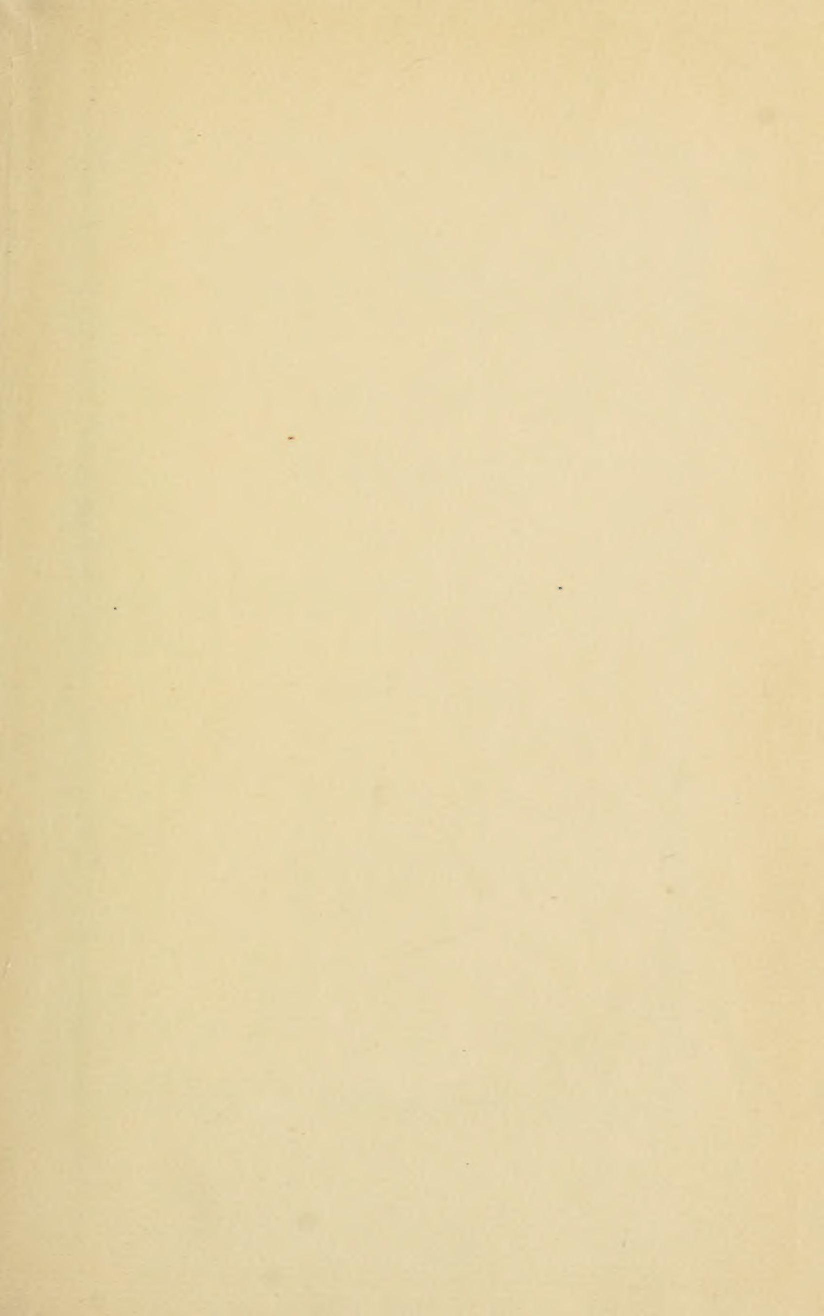
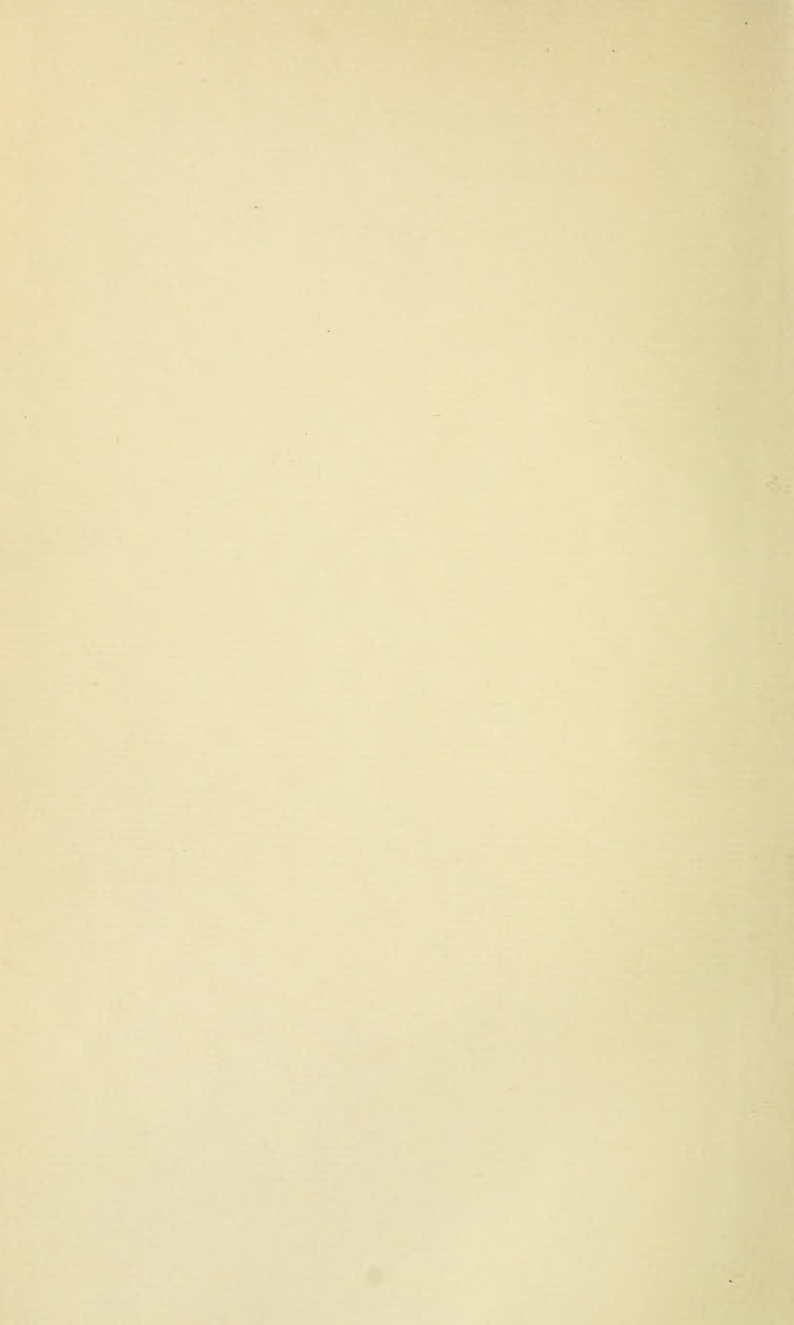
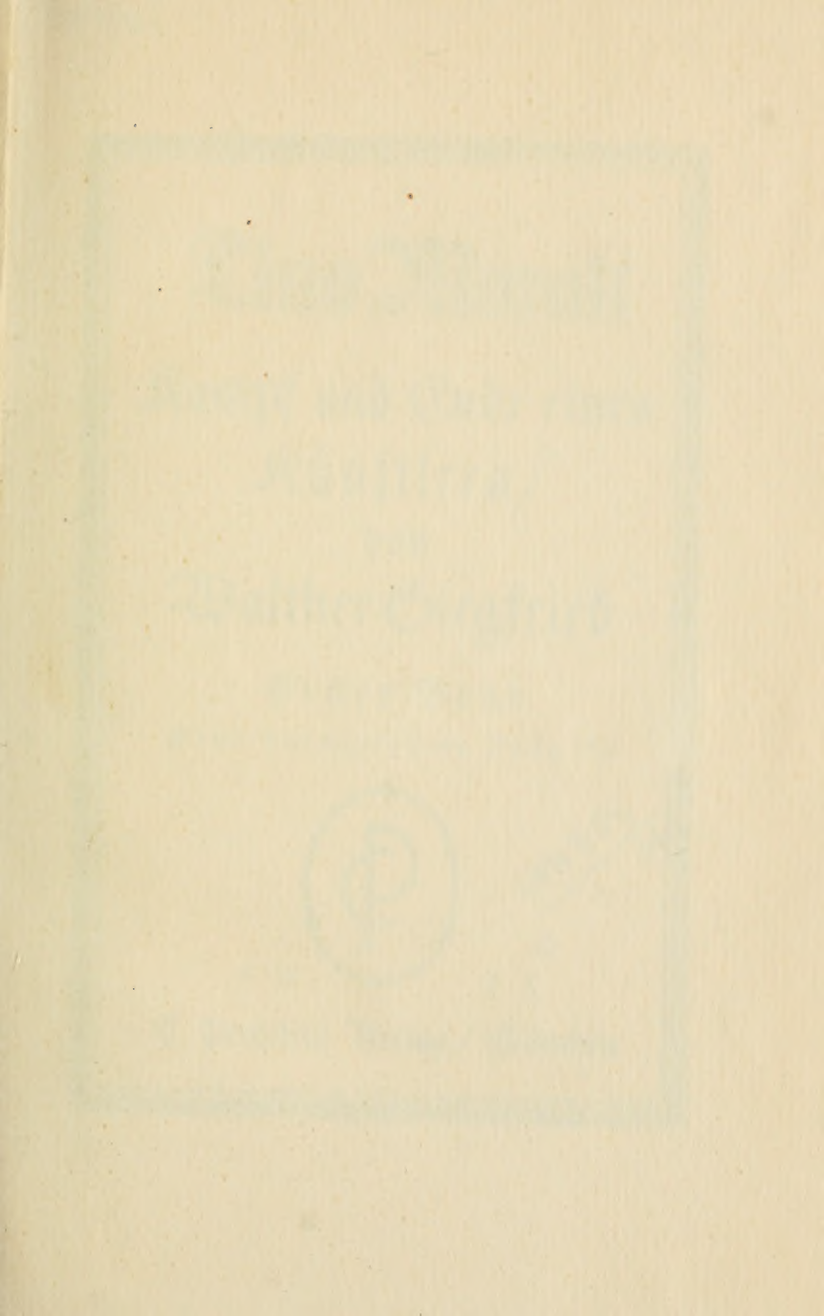












Tino Moralt

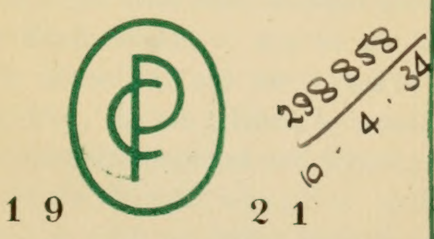
Kampf und Ende eines Künstlers

von

Walther Siegfried

Erster Band

Neue durchgesehene Ausgabe



1921

C. Pechstein Verlag / München

Sechste Auflage

Über den Titel dieses Buches habe ich ein erläuterndes Wort zu sagen.

Als ich das Werk zu schreiben begann, setzte ich auf den Umschlag „Kampf und Ende eines Künstlers", weil meinem Empfinden „Roman" nicht die richtige Bezeichnung war für das, was ich darzustellen gedachte.

War es mir doch keineswegs darum zu tun, die Geschichte eines Einzelnen zu schreiben — so sehr das Buch eine solche scheinen und so besondere psychische und vielleicht selbst pathologische Anlagen Moralt vor manchem seiner Kollegen aufweisen mag — sondern vielmehr: ein Abbild überhaupt zu geben von den großen, wie von den kleinsten, intimen Kämpfen, welche die Kunst in das Leben eines Menschen unserer gegenwärtigen Epoche bringt; — war es mir doch ferner vielmehr Bedürfnis, auf die psychologische Analyse, auf das geheime, so unendlich feine Triebwerk eines Künstlerlebens und -leidens einzugehen, als auf die Begebenheiten, welche, nach außen sichtlich, solch' ein Leben begleiten und dessen Inhalt vielleicht romanhaft gestalten können!

Hätte ich es besser „Geschichte eines Freundes" genannt?

Ich würde damit jene Einwendungen abgeschnitten haben, die ich jetzt wegen des in zwei Phasen verlaufenden Schicksalsganges meines Helden gewärtige. Ich hätte den Schein für mich gehabt, daß ich mich an ein bestimmtes, im Leben mitangesehenes Künstlerlos gehalten habe. Aber das wäre eine Täuschung gewesen, und ich sagte mir zugleich, daß ich damit dem Buche vor dem Leser einen wesentlichen Wert entziehen würde, den Wert: eine Dichtung zu sein.

Ich ließ also jene Bezeichnung stehen, die spontan aus dem Bedürfnis der Stunde hervorgegangen war, in der das Werk in seinen ersten Umrissen in mir entstanden.

Auf seinen Weg in die Öffentlichkeit habe ich meinem ersten Buche nichts weiter mitzugeben. als den Wunsch: es möchte von denen, die nicht selber Künstler sind, sich aber aufrichtig für das Leben der Künstler interessieren, so ernsthaft als ein wahres — wenngleich freies — Abbild der Wirklichkeit genommen werden, wie es ehrlich als solches gegeben ist.

Walther Siegfried.

1

Im Abendkurs der Rahdeschen Privatmalschule in München, in dem nach lebendem Modell gezeichnet wurde, war eben Pause.

Von der Turmuhrenfabrik drüben an der Theresienstraße, welche diesem Viertel gewissermaßen einen Kirchturm ersetzt, hatte in gellen Glockenschlägen fünf Uhr herübergeklungen, und die Schüler standen, ihre steifgesessenen Beine dehnend, zwischen den Staffeleien herum, teils einzeln, ihre Arbeit mit derjenigen der Nachbarn vergleichend, teils in Gruppen beisammen, aus denen ein lärmendes Durcheinander von Disputieren und Gelächter erschallte.

Der große, niedere Saal lag im Erdgeschoß eines Hofgebäudes und bot Raum für zwanzig Zeichnungsplätze, welche je aus einem dreibeinigen Sitz und einer Staffelei bestanden, mit Nummern versehen sich im Halbkreis um das Podium gruppierten, auf welchem das Modell stand, und jedesmal auf's Neue unter die Teilnehmer des Kurses verlost wurden, wenn das Studium eines Körpers beendet war und eine neue Aufgabe mit einem andern Modell gestellt wurde. Im Übrigen entbehrte der Raum jeder Ausstattung

und zeigte jene ungemütliche Allgemeinheit, wie wir sie in den Lokalen öffentlicher Verkehrsanstalten, in Post- und Eisenbahnbureaus zu sehen gewohnt sind.

Auf die leeren Wände mit ihrem eintönigen, schmutzigen Grau hatte da und dort eine mutwillige Hand einen verwegenen Akt skizziert oder die Karikatur eines Nachbars hingezeichnet, und Adressen von Modellen und schlechte Witze auf Kollegen standen mit Kohle angeschrieben. Über den Boden hingestreut lagen zwischen zahllosen Papierschnitzeln überall kleine Kreidestücke und Kohlenbrocken, die unter den Füßen der jungen Leute knisternd zu Staub zertreten wurden. Auch das zinnene Gießfaß in der Ecke schien kein Luxus zu sein; denn unaufhörlich gurgelte das Wasser ins Becken nieder, und Einer löste den Andern ab, seine Hände zu waschen, während von Jedem zum Folgenden die dahängenden zwei Handtücher sich dunkler mit Kohlenfingern und Farbflecken bedeckten und schließlich als abscheuliche Schmutzlappen von ihren Nägeln niederhingen.

Eine schwüle, überheizte Temperatur machte sich fühlbar. Man war schon in der Mitte des Oktober, und die Hitze der Gasflammen hatte die an sich schon große Wärme erhöht, welche in den Aktsälen unvermeidlich ist, wo eine Person stundenlang ohne Bekleidung dastehen soll. Dabei erfüllte ein dampfiger

Geruch die Luft, ein Geruch von vielen Menschen, von zerstäubtem Spiritus, Terpentin und Seife, durch den wie verloren Atome von Orangenduft zogen.

Mit der Unsicherheit, welche ein böses Gewissen gibt, war ein schmalbrüstiger junger Mensch auf einen Stuhl gestiegen und öffnete verstohlen in der Höhe ein Spältchen weit sein nächstes Fenster, derweil ein anderer, rund und rosig, noch ganz Kinderstubengesicht, daneben Wache stand, — ob es nicht bemerkt würde; denn es galt als unstatthaft.

„Es war heute auch zu unausstehlich in diesem Loch!"

Sie schimpften jeden Abend und kamen jeden folgenden Tag mit demselben Eifer und Interesse für ihre Studien wieder; blieb ihnen doch dieser schwüle Saal eine der unumgänglichen ersten und niedrigsten Werkstätten ihrer Kunst, die Jeder passieren mußte.

Der Laie, der mit der stufenweisen Entwicklung, mit dem Werden eines Künstlers und mit dem Entstehen der Werke bildender Kunst nicht bekannt ist, der nur das schöne schließliche Ergebnis sieht und sich durch dieses erfreut und erhoben fühlt, hat im Allgemeinen kaum eine Vorstellung davon, daß die ersten Phasen den Künstler durch die gleichen niederen Stufen der Arbeit, durch Schmutz und gemeine Dunstatmosphären geführt haben, wie zum Beispiel den technischen Arbeiter, der

in dem rußigen, schmierigen Eisenwerk unter rohen Gesellen seine Lehrjahre gemacht hat, und dessen genial ersonnene, in blinkenden Metallen ausgeführte Maschinen dann eines Tages die verzogenste Dame im sonnigen Palast einer Ausstellung bewundert, ja, gar mit den Spitzen ihrer behandschuhten Finger betippt.

Die Schule von Stephan Rahde war zur Zeit so ziemlich die gesuchteste von allen Privatmalschulen am Ort. Der Meister, ein Hannoveraner, hatte seine Studien in München gemacht, in Paris fortgesetzt, später wechselnd hier und dort gearbeitet, Reisen unternommen und sich mit einer Reihe von schönen Erfolgen auf verschiedenen, auch ausländischen Ausstellungen Namen erworben. Da er aber zu erkennen geglaubt, daß er dennoch mehr zum Lehrer geschaffen, als genügend produktiv veranlagt sei, hatte er nach einigen Jahren die Schule gegründet, um so — einesteils durch deren materielles Erträgnis, andernteils durch die Befriedigung in der ersprießlichen Lehrtätigkeit — seiner Produktion einen freieren, mehr nur den guten Stunden belassenen Spielraum zu schaffen.

Vollständig die Anschauungen der modernen Franzosen vertretend, war er nach München in jenem günstigen Augenblick gekommen, da die ganze junge Künstlerschaft sich mit Begeisterung dem strengen und intimen Naturstudium zuzuwenden begann, das von

Paris mit so großem Ernst und so bewunderswerter Konsequenz betrieben, Jahr um Jahr durch seine Errungenschaften mehr Anerkennung eroberte und in Deutschland mehr Anhang gewann.

Rahdes Art, die Schüler sehen zu lehren, ihre Empfindung für Formen und Farbe zu bilden, war eigenartig, anregend und ingeniös, seine Technik glänzend, seine Anleitungen darin einleuchtend und glücklich. Dazu war er mit vollem Interesse bei seinen Klassen, und kaum ein Tag verging, an dem er nicht in seinen sämtlichen Ateliers erschienen wäre, wenn auch nicht zur Korrektur, so doch auf Augenblicke, um zu sehen, ob niemand seines Rates bedürfe.

Nicht minder denn als Lehrer imponierte er den Schülern als Persönlichkeit. Über die Mitte der Dreißig, war er eine große, stattliche Gestalt, dunkelblond, mit einem Kopf, wie man ihn in den Gelagen von Franz Hals trifft. Starkes, kurzgeschnittenes Haar, spitzer Bart zu vollem Gesicht, und ein Paar große, graue Augen voll Feuer. Energisch, aber dabei eine duldsame Natur, blieb er mit dem schwächsten Schüler so lange geduldig, bis er die letzte Möglichkeit schwinden sah, daß sich Talent offenbare; dann aber war er von rückhaltloser Offenheit und verweigerte unerbittlich weiteren Platz in seiner Schule. Seine vornehme Art zu korrigieren zwang die

Schüler, an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen; denn er brachte ihnen einen Respekt vor allem Talent entgegen, glänzender oder schwächer, wie immer es beim Einzelnen sein mochte, daß die minder Begabten sich ermutigt fühlen mußten, und selbst diejenigen, welche vielleicht gleichgültiger und mühescheuer gewesen wären, eine gewisse Ehrenpflicht empfanden, dem Vertrauen des Meisters ihr Bestes entgegenzustellen. Setzte doch dieses Vertrauen schweigend voraus, daß er es in den jungen Leuten, welche seinen Einfluß suchten, mit lauter Persönlichkeiten zu tun habe, die aus ihren Anlagen das Höchstmögliche zu machen Willens seien.

Gemeine Naturen vermochten Rahde daher eine Zeitlang zu täuschen, seine Geduld hinzuhalten, aber allen solchen Komödien folgte regelmäßig ein Ende mit scharfer Ausweisung, was nicht hinderte, daß immer wieder in der Zahl der neukommenden Schüler einzelne vegetierten, welche sichere Anwartschaft auf einen ähnlichen Schlußeffekt hatten.

Eben vor der Pause hatte der Meister den Aktsaal verlassen, wo er ein neues Modell für die Woche gestellt und einigen Jüngeren Weisung für die erste Anlage gegeben hatte.

Auf dem Rande des Podiums, vom hoch herabfallenden Licht einer Kreisflamme kräftig beleuchtet,

saß das Modell, ein junges Mädchen, und ruhte aus. Es hatte beim Beginn der Pause ein Tuch von verschossener gelbgrüner Farbe notdürftig um sich geschlagen, während ihm das offene, hochrote Haar in welliger Flut über die unbedeckten Schultern fiel. Daneben hielt sich kameradschaftlich der lange Harkner, ein Amerikaner, den Alle als den privilegierten Tollkopf und Spaßmacher der Schule ansahen. Er hatte seine mageren Beine lässig übereinander geschlagen und schälte phlegmatisch eine Orange, deren Fleisch er mit dem Mädchen teilte, während er die Schalenstücke mit der Virtuosität eines spiritistischen Taschenspielers, wie sie seine Heimat liefert, bald hierhin, bald dorthin auf einen Kopf oder an eine Nase dirigierte.

Bei jedem wohlgetroffenen Wurf lachte die Rote laut auf, mit jener gellen, näselnden Stimme, welche den Münchner weiblichen Modellen als Spezifikum eigen ist und bei den ersten Worten, die man von ihnen zu hören bekommt, einen Schluß auf das ganze Wesen solch' einer Persönlichkeit erlaubt.

Therese Pöntl war ein wohlbekanntes notwendiges Atelierübel für alle Maler, welche einen linienschönen Ansatz von Hals zu Brust und Schultern brauchten. Unter dem geradschulterigen, korpulenten Frauenschlag der bayrischen Hauptstadt war diese Partie eines Körpers äußerst selten in schöner Ausbildung

zu finden. Die Pöntl aber besaß mit ihren kaum vollen zwanzig Jahren eine feingliederige, große, schlanke Figur und war darum als Modell oft auf Wochen im voraus engagiert.

Bei diesem Beruf trug sie als richtige Dirne von Atelier zu Atelier die Dinge, die sie sah und hörte, und kolportierte von Schule zu Schule den Klatsch, den sie selber überall mit anrichten half. Ihre grau-grünen Augen flimmerten wie die einer Katze unter dem tief in die Stirn herabgekämmten Rothaar her-vor, wenn sie dem Maler, dem sie eben Modell stand, in den langen, stillen Stunden der Arbeit mit ihrer ganzen lastererfahrenen Klatschsucht berichtete, was sie in der vorigen Woche bei dem und jenem seiner Kollegen beobachtet oder selber erlebt hatte. Dabei vermochte sie dazustehen, viertelstundenlang, wie eine Bildsäule, und nur ihre nimmermüde Zunge und die rastlose Pupille unter den regungslos ruhig gehaltenen Wimpern arbeiteten fort und fort, wenn sie die un-geschmeicheltsten Porträts von abwesenden Gönnern entwarf.

Dem langen Harkmer in der Rahde-Schule schien sie wohlgeneigt; sie ließ sich die Orangenviertel von ihm Stück für Stück in den Mund schieben.

„Wo hast du gestern und vorgestern denn gesteckt?" fragte er sie, — er pflegte die Modelle, wenn sie jung

und leidlich waren, zu duzen, und eine Person wie die Pöntl erwiderte derlei Vertraulichkeiten mit Aplomb — „wir haben dich im Restaurant gesucht und am Samstag gewartet von Mittag bis halb zwei Uhr. Wir wollten wissen, ob du bestimmt von heut ab hier am Abendkurs stehen werdest.“

„Und ich kam erst gegen zwei Uhr,“ sagte das Mädchen ärgerlich. „Ich war wieder bei diesem Moralt an der äußern Findlingstraße; da hält man ja keine Zeit ein! Aber der kann mir nachsehen für immer! Was man bei dem treibt! In die verstrecktesten Stellungen hat er mich gezwungen. Stundenlang haben wir probiert. Immer sollte ich — solch' ein Hirnblase! — in meiner Haltung die Sehnsucht ausdrücken. Er stellte mich. Jetzt so: hochaufgerichtet; jetzt so: vorgedehnt. Er legte mir die Arme, die Hände: so! — so! Ich sollte an etwas denken, sagte er dann, was ich längst zu erreichen wünschte, oder an jemand, bei dem ich sein möchte. Ein verrückter Kerl!“

„An wen dachtest du da?“ fragte Harkmer und streckte ihr, wie höchst begierig zu hören, das Ohr ganz nahe hin.

„An dich gewiß nicht!“ schrie sie ihm hinein.

Er zwinkerte zweifelnd mit dem einen Auge. Da warf sie ihm einen Orangenschnitz ins Gesicht. „Wenn ich dir's sage! Überhaupt war mir die Orandenkerei

zu fad. Das hörte ja gar nicht auf. Bald akt, bald mit Gewandung versuchte er zu erreichen, was er haben müsse. Es sei freilich möglich, das herauszubekommen, schimpfte er, bloß ich sei es nicht imstande; er habe genau vor Augen, was er wolle, aber ich stelle mich zu dumm! Der Narr!"

Harkmer zog die Augenbrauen in die Höhe und machte zu ihrer Erzählung ein gelangweiltes Gesicht.

„Jetzt kommt der schwarze Nicolo statt meiner dran," — fuhr sie fort — „der eine von den drei Italienerbuben, dem Gelump!"

„Welcher heißt Nicolo?" fragte gleichgültig der Amerikaner.

„Der Älteste, der Zwanzigjährige, den Ihr letzten Winter als Ganzakt, rücklings daliegend, auf der Akademie gemalt habt!"

„Aoh!"

„Der Kerl macht ja mit seinen vier Gliedmaßen das verrückteste Zeug, das einer haben will! Wie er vorgestern kam und sich anbot, hieß ihn Moralt nur gleich so, in den Kleidern, einmal das probieren, was er ihm vorpredigte. Und wie es der nun machte und sich da hinstreckte und seine schwarzen Augen dazu verdrehte und sagte: ‚I denken Italien Signore!' — war Moralt gleich ganz weg. ‚Sehr schön! sehr schön!' Da konnte ich gehen, und dem Nickel hat er

für die nächsten paar Wochen alle Morgen und alle Nachmittage zugesagt."

Sie warf gereizt mit der Hand die Haare von der Schulter zurück. „Die sollen jetzt miteinander ihre Sehnsucht herausbringen!"

Sie erhob sich und nahm vor Harkmer eine verspottende Pose an, indem sie die Hände mit ausgespreizten Fingern gegen die Decke streckte, die Augen verdrehte und auf Moralt anspielend, rief: „Denken Sie an etwas, denken Sie an jemand!" Der grüne Schal fiel ihr dabei vom Körper herab bis an die Hüften, wo sie ihn während ihrer erregten Rede unbewußt immer fester und fester umgewunden und geschlungen hatte.

Harkmer war derlei Ausbrüche von ihr gewohnt; sie interessierten ihn gar nicht mehr. Aber jetzt mußte er lachen über ihr Komödiespiel.

„Du siehst aus wie eine verhimmelte Venus von Milo, die Arme gekriegt hat!" sagte er, — „aber schimpfe doch nicht so viel und setz' dich wieder her; ich habe noch eine Orange!"

— Drüben an der Fensterwand hatte sich inzwischen eine Gruppe der jungen Künstler vor einem Reißbrett angesammelt, welches gegen die Wand gekehrt in der Ecke gestanden hatte und von einem Neugierigen herumgedreht worden war. Sie studierten

den darauf gezeichneten, halbfertigen Akt. Es war eine ausgezeichnete Arbeit, fein angeschaut und sicher gegeben. „Moralt" stand darunter.

„Warum kommt der eigentlich nicht mehr in die Schule?" fragte Einer.

„Er hat, wie ich merkte, zur Zeit ‚Moralischen'," gab Holleitner zum Aufschluß, ein Österreicher von kleiner, schlanker Figur, der zunächst stand und als Freund Moralts galt.

Der Frager lachte zweifelnd.

„Einen Moralischen von der Art, ich versichere Sie, daß er seit einer Woche überhaupt kaum mehr sichtbar ist."

„Einen Katzenjammer? Moralt? — da könnte ich gleich morgen meinen Malkasten in die Isar versenken, wo sie am tiefsten ist!" meinte nachdenklich und aufrichtig Äbi, ein Schweizer, der mit vierundzwanzig Jahren noch zu Rahde gekommen war, um Maler zu werden, und durch seine beinahe komische Ernsthaftigkeit in allen Dingen der Kunst mit der Zeit eine Art Respektsperson in der Schule geworden war.

„Wos Sie denken, Holleitner!" bemerkte achselzuckend Toni Podjenyi, — „hot er übérsponnten Ehrgeiz, sunst nix!"

Der Sprecher war ein schlechtbeleumdeter Ungar mit noch schlechterem, mühseligem Deutsch, den sie in

der Klasse seiner gelben Hautfarbe wegen das Umbragesicht hießen.

„Sind es — eh — gar nicht vier Johre fertig," fuhr er fort, — „daß Moralt studiert; hot sehrr spät ongéfongén; wor ich schon — eh — zwei Johre hier; und hot der Mensch nun eigénes Atelier schon longé neben der Schule. Und jetzt will er malen eigénes Bild auch noch! hähä! Aber, — wos is am olléresten: wissen Sie, wos hot der Kerl für vérruckte Idee dazu? fegete kutja! will er malen ein Bild von Sehnsúcht!"

Der Ungar dehnte die zweite Silbe des Wortes singend in die Länge. „Ist Ihnen vielleicht vorgestellt Sehnsúcht? frug ich. Wie sieht sie aus?"

Noch einige weitere junge Leute waren herzugetreten, von dem Lärm angelockt; Podjenyi schrie immer, wenn er etwas behauptete. Jetzt brach der ganze Kreis in ein Gelächter aus; Einige sichtlich aus Schadenfreude, wie sie überall in Künstlerkreisen bei niedriger gesinnten Kollegen vorkommt, wenn Einer, den sie als bedeutender anerkennen müssen, etwas unternimmt, was zu einem recht gründlichen Mißerfolg zu führen verheißt, Andere wieder weniger auf Kosten des abwesenden Kameraden, als über Podjenyis berühmtes Deutsch.

Nur Äbi blieb stumm und rieb sich ungeduldig

seinen unwirschen, kurzen Bart. Auch Holleitner war stutzig geworden.

Das Gespräch hatte eine Wendung zum Spott genommen, die ihm peinlich war; er bereute, über Moralts Wegbleiben aus der Schule seine Vermutung geäußert zu haben.

„Ein Bild sollte er malen wollen? — und etwas von Sehnsucht?“ wiederholte er fragend, als hätte er nicht richtig gehört. „Davon weiß ich gar nichts, Podjenyi! Ich habe zwar Moralt wochenlang nicht im Atelier besucht, aber ich sehe ihn außerhalb, und bevor er Andern derlei erzählen würde, hätten es wohl zuerst seine Freunde erfahren. Sie müssen wohl wieder schlecht Deutsch verstanden haben!“

„Oh! hob gonz gut Deutsch vérstonden!“ gab der Ungar gereizt zurück, — „will er malen ein Bild, und will er malen die Sehnsúcht! kann man das schlecht vérstehen? Obér eine nette Aufgab, nicht wohr?“ konsultierte er ringsherum, und sein hageres, in der Tat auffallend gelbes Gesicht mit der kühnen, gebogenen Nase und dem emporgedrehten pechschwarzen Schnurrbart nahm ein schlechtes, verbrauchtes Lächeln an. „Teremtette! ist sie männlich, weiblich, sächlich, diese Sehnsúcht? möcht ich wissen, — und ist sie rot, grün odér blau? Muß sie ‚plein air‘ géhalten sein, oder ‚braune Sauce‘?“

Und er fuhr, während er zum Sprechen beständig den Kopf hin und her wiegte, ebenso gewohnheitsgemäß wie nutzlos mit zwei Fingern ordnend zwischen Hemd und Hals herum. Seine steifen Modekragen waren unter dem gleißnerischen Deckmantel einer tadellosen, breiten Krawatte samt falscher Brillantnadel heimlich in stetem Konflikt mit dem losen Halsschluß seines zerrissenen Wollenhemdes.

„Ach, dieser Moralt ist ja komplett hinüber, das habe ich schon längst heraus!" meckerte, Podjenyis abschätzigem Urteil zustimmend, eine dünne Stimme: der kleine Herr von Paschke, ein talentloses, blutjunges Bürschchen aus Berlin, elegant, kränklich und verzogen, mit schwachem, gequetschtem Organ, aber ungeheurer Zungenfertigkeit, der als reicher Sohn die Kunst zum Sport gewählt und statt auf den Kontorbock beim Vater — der Himmel wußte wie! — in die Rahdesche Schule nach München geraten war.

Da fuhr Äbi auf.

„Ihr Senf hat grad' noch gefehlt!" rief er und schlug gleichzeitig mit seiner großen Hand dem bleichsüchtigen Paschke bekräftigend eins auf die Schulter, daß der ob solcher massiven Kameradschaftlichkeit ganz zusammenfuhr.

Die Heiterkeit schwoll angesichts dieser gesunden Replik abermals mächtig an in der jungen Schar.

Und während Einer das Reißbrett wieder gegen die Wand stellte, das den Disput veranlaßt hatte, und Andere sich über die Richtigkeit stritten, überhaupt Bilder zu unternehmen, bevor man sich reif fühle, die Schule ganz zu verlassen, eiferten Podjenyi und Paschke sich weiter in die edle Bemühung hinein, die Idee und die Kühnheit Moralts lächerlich zu machen und seinen Mißerfolg vorauszusagen.

„Nur abwarten!" — tönte es da plötzlich in die Spötterei. Gelassen zwar, aber doch spürbar mit verhaltenem Unwillen hatte es Einer gesagt, der bisher abseits, dem Ungarn im Rücken, gestanden und Alles schweigend mit angehört hatte: Rolmers. Eines verstorbenen Seemanns Sohn aus Stavanger.

„Von wem haben Sie übrigens diese Ausplauderei, Podjenyi?" fragte er das Umbragesicht und sah ihm scharf in die Augen.

Die Andern hörten auf zu lachen; sie respektierten alle den Norweger hoch. Und wahrlich sah der schon in seinem Äußern nicht danach aus, als ob er mit sich spaßen ließe. Denn er war gewaltig groß und breitschulterig und hatte ein derbes, bloß etwas stark von der Luft der Malsäle gebleichtes Angesicht. Auf den ungemein sympathischen Zügen lag fast immer der gleiche, tiefsinnige Ernst, und man hatte von diesem Menschen sofort den Eindruck, daß er gut und

großdenkend sein müsse, aber durch die geringste Niedrigkeit in unberechenbare Wut zu bringen sei. Sein kurzes, trotzig gerades Haar, im Gesamtton blondbraun, hatte an den Schläfen in zwei Flammen das hellere Aschblond der früheren Jugendjahre bewahrt. Die enganliegende, graugestreifte Kleidung, die er trug, paßte zu seinem mächtigen Gliederbau wie eine vorübergehende Mummerei.

Auf den sagenhaften Schiffen der Wikinger in nebligen Nordlandsmeeren hätte seine Erscheinung wahrscheinlicher ausgesehen als in dem kosmopolitischen Mischmasch einer Münchner Privatmalschule.

Nur der kleine Berliner Kunstspörtler, der überhaupt nichts respektierte, als was er auf seiner eigenen Haut zu spüren bekam, ließ sich nicht einschüchtern, sondern legte, indem er vor Rolmers hintrat, den Zeigefinger an die Stirn und streckte ihn dann deutend nach dem Modell hinüber. Die Pöntl und Podjenyi waren alte Vertraute; was sie wußte, wußte er auch. Was war da lange zu zweifeln?

„Hm!" brummte Rolmers drohend. Er wandte sich von den Kollegen weg und schritt auf die Pöntl zu, die eben ihre bloßen Füße über das Podium herabstreckend, eine Reißschiene darauf balancierte und Harkmer die neulich gesehenen Kunststücke einer Akrobatin im Kolosseum erklärte.

„Sie verdammte Ratsche!“ knirschte er sie an, daß sie zusammenschrack und das Holz fallen ließ, — „behalten Sie gefälligst für sich, was Sie von den Arbeiten in den Ateliers aufschnappen, verstehen Sie mich? Sonst will ich Ihnen eine Reihe von Kunden abspannen, daß Sie von heut auf morgen reinen Mund halten lernen, wenn Sie nicht hungern wollen!“

Die Rote erinnerte sich sofort, daß sie diesen großen Menschen vor einigen Tagen bei Moralt gesehen und gerade anläßlich seines Besuches mitangehört hatte, was Jener zu malen beabsichtigte. Und während Rolmers nun so dicht an sie herantrat, zog sie ihre Kniee langsam, wie in der Angst vor Schlägen, an den Leib und lehnte sich ganz an Harkmer zurück, daß ihr aufgelöstes Haar dessen Brust bedeckte.

„Was wollen Sie denn?“ fragte sie halblaut mit frecher, aber bebender Stimme.

„Noch ein Wort von Herrn Moralts Arbeiten — und Sie fliegen für immer hier aus der Schule!“ rief er zornfunkelnd. Dann drehte er ihr den Rücken zu. Der Amerikaner aß gelassen seine Orange weiter und sagte nichts.

Die Pause war zu Ende. Äbi, der Obmann der Klasse, drückte auf die Glocke. Die Pöntl stieg langsam auf das Podium, legte ihren Schal weg und

nahm ihre Stellung wieder ein. Ihr Gesicht war bleicher als ihr Leib, auf den eben eine mäßige Papierkugel flog — ein freundschaftlicher Gruß von Podjenyi. Sie lachte nicht. Der Blick, den ihr der große Mensch da zuletzt noch zugeworfen, war ihr in die Glieder gefahren.

2

Als es von der Turmuhrenfabrik sechs Uhr schlug, war die angesetzte Zeit des Abendkurses zu Ende; aber die Kunst ist ihren Jüngern keine Schulmeisterei, und von dem Gescharre der Füße und dem Kollern und Rumpeln eilig zusammengeraffter Geräte, wie es die minutengenau eingehaltene Beendigung einer Schulstunde zu bezeichnen pflegt, war im Rahdeschen Aktsaal nichts zu hören. Wohl warf das Modell einen fragenden Blick zum Sitze des Obmannes hinüber, aber es dauerte noch etliche Minuten, bis dieser das Zeichen zum Abtreten gab.

Dann erst erhob sich langsam, zögernd, der Eine und der Andere, und indem er seine Kohlen versorgte und sein Messer zuklappte, warf er einen Blick auf die Staffeleien der Nachbarn, um zu prüfen, wie weit der und jener die Arbeit an diesem ersten Wochenabend geführt. Die letzten der Schüler waren noch immer in den Austausch ihrer Urteile vertieft, als die Uhr auch schon das Verstrichensein einer weiteren Viertelstunde verkündete.

Holleitner hatte sich mit Rolmers verabredet, nach der Schule Moralt aufzusuchen, und Äbi schloß sich

ihnen nun an. Sie standen alle drei auf freundschaftlichem Fuße mit diesem Kollegen, dessen großes malerisches Talent und dessen ganze geistige Persönlichkeit ihn zu einer der bedeutsamsten und meistversprechenden Erscheinungen der Rahdeschen Schule machten. Rolmers war in den drei Jahren, in denen sie sich kannten, sogar sein vertrauter Freund geworden.

„Diese vermaledeite Slowakenbande mit ihrem Modellpack im Gefolge!“ stieß er zornig zwischen den Zähnen hervor, als sie zu Dritt aus dem dumpfen Hofgebäude an die frische Luft heraustraten, — „Alles ziehen die Kerle in den Schmutz ihrer eigenen Anschauung! Und was ist zu tun? Klug genug sind sie, ihr beleidigendes Geschwätz stets so im Ton der Schulkollegialität zu halten, daß man sie an nichts ordentlich Greifbarem fassen kann!

Moralt plagt sich in der Tat zur Zeit am Entwurf eines Bildes, wie es die Pöntl bezeichnet hat, aber wenn Ihr ihn erst in seinen Absichten begreift, so hat die Sache ein Gesicht, welches so ziemlich das Gegenteil ist von einem verrückten Unterfangen, als welches Podjenyi in seinem traurigen Verständnis für Kunst so etwas deutet.“

— In gemächlichem Schritt verfolgten die drei Maler die Augustenstraße. Rolmers hatte seinen Arm in den Äbis eingehängt, der dadurch eine fast drollige

Figur machte, indem er seinen Ellbogen so steif und dienstbereit darbot, als wäre das Armgeben eine wahre Aufgabe.

Er war von untersetzter, fester Statur. Seine kurze Nase, seine groben, braven Züge, die vollen Backen mit der gesund roten Farbe und der breite Nacken bekundeten überzeugend seine Abkunft vom Lande. Unter krausem Haar von brauner Farbe wölbte sich aber eine Stirn, welche, ohne in der Form vom übrigen, derben Charakter des Gesichtes abzuweichen, doch einen auffallend schönen Ausdruck zeigte. Der tägliche sorgenvolle Ernst eines mühseligen Lebenserwerbes hatte seine Spuren in dieses robuste Antlitz gegraben, und wenn Äbi sprach, so war immer etwas herauszufühlen, in Wesen, Sinn und Ton seiner Rede, von der Gediegenheit und Gefestigtheit eines Charakters, der sich reichlich im Feuer bewähren muß.

Er hatte, da von früh auf eine ausgesprochene zeichnerische Begabung bei ihm zutage getreten war, nach dem Verlassen der Schule beim Vater mit vielen Kämpfen die Zustimmung erwirkt, statt der Landarbeit einen Beruf zu erlernen, der seiner besondern Veranlagung entspräche, und war zuerst Lithograph geworden. Aber das hatte auf die Dauer seinem Bedürfnis nicht genügen können. Je klarer er mit den Jahren erkannt, was er zu lernen und zu leisten

fähig wäre, desto unwiderstehlicher hatte es ihn nach der freien Kunst hingezogen. Auf's Neue, und diesmal weit schlimmer als das erste Mal, hatte er mit dem bäuerlichen Vater den Kampf aufzunehmen gehabt, um nach beendeter Lehrzeit und zwei weitern Jahren der Arbeit bei seinem Meister, von dem er längst nichts mehr lernen konnte, fortzukommen, zur Malerei überzugehen und in der Fremde das gelernte Sichere gegen neu zu lernendes Unsicheres zu tauschen.

Der karge Lohn, den er als Gehilfe erhalten und den er durch Nachtarbeit noch ein wenig zu vermehren vermocht hatte, war dann, dürftig genug, die Grundlage zum Leben der ersten Zeit in München geworden. Seit langem aber arbeitete er, um überhaupt leben zu können, auch hier neben seinen künstlerischen Studien angestrengt für lithographische Anstalten weiter, und an manchem Morgen, wenn er in die Malschule kam, hatte er bereits drei Stunden peinlicher Arbeit — und kein Frühstück hinter sich. Er zeichnete nach Photographien die Porträts von Verbrechern zur Reproduktion in Polizeiblättern, eine Spezialität, die einträglich bezahlt wurde, aber auf sein ohnehin nicht leichtes Wesen zeitweilig einen düstern Einfluß übte und zudem stets eine eilige, gehetzte Herstellung erforderte.

An Rolmers' anderer Seite ging das vollständige

Gegenstück. Franz Holleitner war der Sohn eines vermöglichen Malers in Wien; der Wahl seines Berufes hatte nie ein Hindernis im Wege gestanden, und auch sein äußeres Leben gestaltete sich, dank seiner glücklichen persönlichen Art, zu einer Wandeldekoration von fast lauter fröhlichen Bildern.

Er schwang, während er mit den Freunden dahinschritt, munter sein Stöckchen und sah jedem Mädchen, das vorüberging, unter die Nase.

Quecksilberig und elegant in Figur und Bewegungen, mit einem Ausdruck gutmütiger Leichtlebigkeit auf den regelmäßigen, nur etwas kleinen Zügen, und lebhaft schauend aus einem Paar prachtvoller brauner Augen, hatte der kleine Österreicher etwas von einem geistreichen Kerl und etwas von einem Tanzmeister an sich. Sein dunkles Haar, in natürlichen oder gebrannten Locken — wer wußte es gewiß — war stets sorgfältig in die Stirn frisiert, sein winziges Schnurrbärtchen gedreht, und er hielt viel auf geschmackvolle Kleidung.

Rings um die Drei regte sich im Zwielicht des herbstlichen Spätabends das Leben der Straße, welches um diese Stunde lebhafter war, als es tagsüber in jenen äußern Quartieren Münchens zu sein pflegt. Ein Blick die einförmig gebaute Straße und die wenig interessante Menschenreihe entlang gab dennoch Rol-

mers Veranlassung zu behaupten: für ihresgleichen, Maler, sei, wenn sie so aus der Sphäre ihrer Schule oder ihrer Ateliers heraus ins Freie träten, alles, was München mit Ausnahme weniger Straßen an Leben biete, eine schreckliche Ernüchterung, stumpf und brutal. Er konnte das Getriebe von Paris mit seinem Zauber, mit seiner ununterbrochenen Anregung der künstlerischen Phantasie nicht vergessen, nachdem er dieses zu Anfang seiner Studien während mehr als zwei Jahren genossen und nur mit schwerem Herzen gegen München vertauscht hatte.

Aber er hatte es tun müssen, um mit dem Rest seiner geringen Mittel in billigeren Lebensverhältnissen, ohne lähmende Nahrungssorgen, wie sie ihm in Paris drohten, fertig studieren zu können.

Der junge, damals schon bedeutende Rahde, der bereits im Salon ausgezeichnet worden war, hatte während mehrerer Winter in Paris gemalt und war ein solches Semester hindurch jeden Abend im Aktsaal der freien Akademie Colla Rossi mit Rolmers zusammengetroffen. Mit den Verhältnissen des jungen, hervorragend begabten Norwegers einmal bekannt, hatte er ihm einen Freiplatz in der Malschule angeboten, welche er bei seiner Rückkehr in München zu eröffnen gedachte, und ihm so die Möglichkeit ruhiger Ausreifung verheißen.

Aber drei Jahre hatten nicht vermocht, in dem also Verpflanzten die Sehnsucht auszulöschen nach dem quartier Montparnasse mit seinen stillen Ateliers, darin die Auslese junger Talente aus der ganzen Welt sich erschöpfte in unausgesetztem Ringen um das Ziel, das sich Jeder gesetzt, darin gearbeitet und gelitten wurde mit einem künstlerischen Überzeugungstrotz ohnegleichen, und geträumt, heiß, leidenschaftlich geträumt, mitten im vollen Kampf des Lebens noch mit dem trostseligen, naiven Kinderglauben der Jugend geträumt, von endlichem Ruhm und Glück. Drei Jahre hatten bei ihm nicht das Bedürfnis aufgehoben, in der Fülle eines Lebens seine Anregung zu holen, wie er es in der Promenade-Wallfahrt der Champs-Elysées, in der raffinierten Vornehmheit der rue royale und der Bummlerflut der großen Boulevards mit immer neuem Entzücken und mit immer neuem Gewinn hatte studieren können.

Ach, wenn er daran dachte: dort das Fiebern und Schillern und Blitzen eines endlos dahinwogenden Menschenstromes in tausendfacher Abwechslung der Köpfe und Figuren, ein unerschöpflich sprühendes Leben; Intelligenz und Reiz, Geist und Temperament auf den einen Gesichtern, Erlebnis und Kummer oder unheimliche Schlauheit und verbrecherische Geriebenheit auf den andern, aber überall Leben, echtestes

Leben, überall Charakter und Bild; — dagegen hier die ewig gleichartigen Menschen, die wenigen Fuhrwerke, das unendlich lahme Tempo!

„Es ist trostlos uninteressant!" seufzte er. Und der Augenblick schien ihm recht zu geben.

Vor ihnen bewegten sich ein paar Weiber mit schlappenden Schuhen und schmierigen Schürzen; die liefen mit dem unvermeidlichen Maßkrug nach Bier.

„Seht diese Typfiguren!" machte Rolmers seine Begleiter aufmerksam, „seht diese Gleichgültigkeit, diese Temperamentlosigkeit in all den leeren, dicken, bald roten, bald bierfahlen Gesichtern, die vorüberkommen, diese geschmacklosen Toiletten, dieses Mangeln aller Freude an gefälliger Erscheinung. Wo bleiben schöne Frauen und Mädchen? Man wäre wahrhaftig versucht anzunehmen, es sei hier Alles, was geht und steht, dasselbe materielle, massive Geschlecht, das im Alltag des gedankenlosen Dahinlebens aufgeht. Und doch gibt es Menschen genug in München, die anders sind. Warum diese nie im Leben der Straße mitwirken? Wenn ich einen von ihnen sehe, ist er vereinzelt wie eine Perle im Sand."

Sie waren an die Kreuzung der Augusten- und der Briennerstraße gekommen.

Im blassen letzten Schein des westlichen Himmels baute sich da plötzlich ein wahres Bild auf; in ge-

schlossenen Massen, duftig im Ton. Die Freitreppen, die Terrassen und Hallen des Löwenbräukellers stiegen empor, malerisch gegliedert, bis zum spitz aufragenden Helmdach des Turmes, kahle Bäume zeichneten feine Linien zwischenhinein in die freie Luft, und die abschließende Mitte des Hintergrundes bildete in massiger, dunkler Silhouette der zackige Giebel des Arzbergerkellers. Ein weißer, lustig wirbelnder Rauch und das bunte, grüne, rote und gelbe Lichtergeschwirr eines daherrumpelnden Zuges der Straßenbahn, welcher von dem stillen, parkumzogenen Nymphenburg zurückkehrte, mischte sich in das Zwielicht der elektrischen Lampen und des verbleichenden Himmels und erfüllte das ganze linienkecke Bild mit den mannigfaltigsten, feinsten Farbentönen.

„Himmel! tausend! ha!“ rief Holleitner, welcher Landschafter und nur Landschafter, modernster, natürwahrheitswütiger, sogar bis zu gewissem Grade kompositionsfeindlicher Landschafter und Freilichtfanatiker war und am Aktzeichen mit den Andern nur noch weiter so eifrig teilnahm, um sein exaktes Sehen und sein Zeichnen auf's Raffinierteste zu vervollkommnen. „Ist das fein! ist das pikant!“ stieß er hervor und blinzelte studierend mit den Augen.

Die Andern prüften und bewunderten ebenfalls.

„Was wollt Ihr da lange komponieren?“ fuhr er

los, da sie noch schwiegen, „schaut Euch doch so was in der Natur an!“

„Fein, fein, in der Tat!“ sagte Äbi.

Der Zug hatte angehalten. Die farbigen Flämmlein standen still. Der weiße Rauch zog ruhig an ihnen vorüber, so daß sie zarter wirkten, und webte dann, vom Schein des elektrischen Lichtes durchzittert, über den gelblich blassen Westen einen silbernen Schleier von wunderbarem Duft.

Der Kleine geriet, je länger er hinschaute, desto mehr in Ekstase.

„Wenn man doch nur mit seiner hundselendigen Schmiererei so weit wäre, so etwas erträglich wiederzugeben, nachdem man es zwingend, wie hier diese Abendstimmung, in den Leib gekriegt hat!“ Und da ihm Keiner darauf erwiderte, antwortete er sich gewissermaßen selber: „Derlei mögen die Franzosen und die Holländer machen, oder ein Menzel oder Whistler, unsereiner ist ein trauriges Jammergeschöpf! Zum Teufel mit der ganzen Malerei! Ich möchte den ganzen Rumpel in eine Ecke schmeißen, wenn ich so etwas sehe. Was will man sich abquälen, etwas zu malen, was man doch niemals auch nur annähernd zu geben vermag, wie es die Natur geboten hat? Wer den Sinn dafür hat, soll spazierengehen und seine Augen aufsperren; dann sieht er, was wir jetzt da sehen, und

sieht es viel schöner, als wenn es ihm unsereiner vor-schmiert, genießt es hundertmal reiner, als in unseren bestzurechtgequälten Abklatschen — diesem jämmer-lichen Unter-die-Nase-Schieben auf der Leinwand!"

Eine neue Wirkung war in das Straßenbild gekommen: im Innern des Löwenbräukellers und auf der Terrasse waren die elektrischen Lampen soeben auch noch erglüht, und die Architektur zeichnete sich plötzlich kraftvoll, mit prächtiger Präzisheit in den Vordergrund des Ganzen. Die Säulen, die hellen Ballustraden, die breiten, weißen Treppenaufgänge vom Garten zur Terrasse, Alles trat plastisch aus den tiefer gewordenen Abendschatten hervor und baute sich in das märchenhafte Dunst- und Lichtmeer wie ein Zauberschloß.

„Seht doch!" rief Holleitner, den die immer inter-essanteren, immer unmöglicher zu malenden koloristi-schen Effekte da vor ihnen zur Verzweiflung brachten, — „wer wollte sich unterstehen, das zu machen? Wahr-haftig, nicht Bilder malen sollten wir, sondern die-jenigen Mitmenschen, welche Sinn für Bilder haben, um das gleiche Geld malerisch sehen lehren, welches man sich sonst mit seinen Bildern verdienen muß!"

„Bravo! bravo Kleiner, immer toll drauf los!" klopfte dem losgelassenen Teufelchen der große Rol-mers auf die Schulter. „Da haben wir einmal aus

deinem eigenen Munde die letzte Konsequenz Eurer alleinseligmachenden Richtung, in welche Ihr, exklusive Landschafter, unsere gesamte Malerei drängen möchtet. Wenn die Kunst im malerisch geschulten Sehen und virtuosen Wiedergeben der Wirklichkeit, und in weiter nichts bestehen soll, dann hast du so recht, daß dir nur ein Dummkopf oder ein Unehrlicher widersprechen wird. Dann würde ich mich allerdings morgen schon auf das Stundengeben im malerischen Anschauen der Natur einüben, statt die handwerkliche Schinderei fortzusetzen; denn die kann auch im glänzendsten Falle nur zu einer relativen und unzulänglichen Fähigkeit im Wiedergeben des Geschauten führen. Aber, mein Lieber," — und er klopfte ihm noch stärker auf die Achsel — „wenn ich mit meiner Kunst noch Anderes zu sagen habe, als was ich auf der Gasse fand, und was die Menschen selber dort auch sehen können, sofern sie Augen haben, dann bleibt mir meine Malerei trotz der tausendmal wunderbareren Natur noch vollauf berechtigt. Denn was in mir, dem Künstler, und einzig in mir erblühen kann, eben weil ich anders als sie, weil ich Künstler bin, das muß ich den Menschen vermitteln, und dazu sind mir meine handwerklichen Studien unumgänglich vonnöten. Um dieses Zweckes willen sind sie aber auch wert, durchgeschunden zu werden, so jämmerlich sie lange Zeit hindurch scheinen, und

so relativ das endlich errungene Können sein mag — unerbittlich durchgeschunden, bis meine Hand fähig ist, das was ich zu sagen habe, so hinzuschreiben, wie ich es bedarf!“

Holleitner brummte etwas.

„Ich vergleiche mich darin einem Komponisten,“ schloß der Andere — „der die Orchestrierungskunst bis in alle Errungenschaften der neuesten Periode studieren will, aber nicht, um wie Ihr, dann gewissermaßen bloß eminente Orchestereffekte zu erzielen, sondern um endlich unbeschränkt seine Seele ausmusizieren zu können.“

Rolmers, der meist so wortkarge Rolmers, wenn von Kunst gesprochen wurde, war laut und eifrig und gar doktrinär geworden, und sie standen noch immer an der Ecke vor dem Straßenbild.

Die Dienstmädchen, welche mit den Bierkrügen nach dem gegenüberliegenden Restaurant Walhalla liefen, sahen den predigenden, großen Menschen lachend an, wenn sie an den drei Herren vorüberhuschten, die da so hartnäckig das Trottoir versperrten. Aber Keiner von ihnen merkte es.

„Wollen Sie hier übernachten?“ fragte endlich eine gaumige Stimme, und Harkmer stieß Holleitner sanft in den Rücken. An seiner Seite ging die Pöntl, der er in der Schule noch gewartet hatte. In der Dämme=

rung unterschied man auf ihrem Kopf die Umrisse eines immensen, breitkrempigen Federnhutes, der wohl den Weg von seiner ersten Besitzerin zu ihr durch den Trödlerladen gemacht hatte und zu den abgetragenen Kleidern des Modells seltsam kontrastierte. Sie drückte sich vorüber, ohne zu grüßen; schwänzelnd ging sie ihrem Begleiter voraus, während dieser mit den Dreien noch ein paar Worte wechselte.

Dann setzten auch die Freunde ihren Weg fort und sahen vor sich die Gestalten des Paares in der hellen Türe des Gasthauses verschwinden.

Es war fast Nacht geworden, als sie die Findlingstraße an der Theresienwiese erreichten; die äußerste Straße der Stadt gegen Süden. Diese Straße, die das seltsamste Durcheinander von geschmacklos überladenen Mietsbauten und von originellen Villen zeigt, die Straße, die wie keine andere den Doppelcharakter des modernsten architektonischen Münchens trägt: spekulierendes Protzentum und ungebundenes künstlerisches Element. Charakteristisch stehen die Bauten der Geldsäcke steif in Reih und Glied auf der einen Seite der Straße, während sich die Häuser der Künstler in unregelmäßig eingeteilten Arealen in der Theresienwiese verlieren.

Keine dieser Villen wie die andere, aber alle eigenartig, in unabhängiger, freier Stilbehandlung, reiz-

voll durch überraschende Lösungen, durch malerische und zugleich trauliche Einzelheiten. Die einen behäbig in einfachen, schönen Verhältnissen der Renaissance, die andern lustig, zuweilen ein wenig schwerfällig in ihren, auf heutige Bedürfnisse angewandten, verbreiterten Formen des Zopfstils; aber immer überzeugend Schöpfungen eines Künstlers.

Hinter diesem Villenviertel dehnte sich die Wiese hin und verlor sich in der Dämmerung. Fern im Süden über dem Vorland lag jetzt noch, mehr zu ahnen als zu erkennen, ein lichterer Streifen: die Gebirge des bayrischen Hochlandes.

In jenem Quartier befanden sich auch in den Höfen und Hintergebäuden der Reihenhäuser eine Anzahl Ateliers, und eines von diesen bewohnte seit mehr denn einem Jahr Konstantin Moralt.

3

Er saß eben in der Diwanecke seines Ateliers, die Lampe vor sich auf einem kleinen Tisch, und las in Pierre Lotis „Frère Yves“, welches Buch ihm Rolmers geliehen hatte, als er die vielen Tritte über die zwei Treppen zu seiner Tür heraufkommen hörte. Die Stimme der Hausmeisterin, welche von unten nach dem Begehren der Herren fragte, ließ ihn aufhorchen und gleich darauf Rolmers' Erkundigung vernehmen: „Ist Herr Moralt noch nicht ausgegangen?“ Gleichzeitig glaubte er an einem stoßweisen Lachen auch Holleitner zu erkennen, der zum Treppaufsteigen mit seinem Stöckchen auf Äbis breitem Rücken Takt schlug.

Da sprang er auf, hob eilig von der Staffelei eine große Leinwand weg und trug sie leisen Schrittes nach der Wand, an die er sie behutsam mit dem Rande der Vorderseite anlehnte. Dann schob er den niederhängenden Teppich von der Tür zurück und schloß auf, als eben Holleitner anklopfen wollte.

„Servus Moralt!“ salutierte dieser mit zwei Fingern am Hut, „bist du zu Hause?“

„Eigentlich nicht! aber wie sollte man der Liebens-

würdigkeit einer ganzen Invasion von Freunden widerstehen?" — und Äbi herzlich begrüßend und Rolmers an der Schulter in die Türe ziehend, lud er sie ein, ihre Mäntel abzulegen.

„Ihr kommt von Rahde?"

„Jawohl!"

„Und habt noch nicht gespeist?"

Holleitner machte einen hohlen Bauch und klopfte sich vor den Magen.

„So bleibt Ihr da! Ich besorge zu essen!"

Alle drei stimmten zu; so blieb man den Abend beisammen.

Der kleine Österreicher lag in der nächsten Minute auf dem Diwan und blätterte in dem Bande Loti. Selbstgefällig reckte er seine graziösen Beinchen nach allen Himmelsrichtungen.

„Ein üppiges, molliges Lager bei diesem Moralt, aah! — — Und was für ein neuer Wandteppich da hinten? sehr gut in der Farbe — sehr gut, wo hast du den her?"

„Vom Schah von Persien!" gab an Moralts Stelle Rolmers zur Antwort, der des Kleinen Beine sachte nach der Wand zu geschoben und sich ebenfalls auf das berühmte Polster niedergelassen hatte.

Äbi allein stand noch in bescheidener Unentschlossenheit, wo er Platz nehmen sollte, mitten im Atelier

und rieb sich mit einer Langsamkeit, die noch ein wenig den Bauern verriet, die Hände.

„Setz' dich in den Kirchenstuhl, wie es deiner Würde zukommt!" wies ihn Moralt an. Da gehorchte er.

Der Kirchenstuhl — der Brutstall für die großen Gedanken, wie ihn Holleitner getauft hatte, war ein wertvolles Stück altertümlicher Holzschnitzerei in gotischem Stil und offenbar ursprünglich ein Teil eines reichen Chorgestühls gewesen.

In der Mitte der hintern Breitwand, an deren Ende der Diwan stand, war er dem braunen Holzgetäfel eingefügt, welches bis zu Manneshöhe den Wänden entlang lief. Moralt hatte den eigenartigen, traulichen Sitz seinem Vorgänger im Atelier abgekauft. Wie Äbi mit seinem vollen, roten Gesicht jetzt in dem dunkeln Schnitzwerk saß, machte er ein hübsches Pfäfflein aus.

„Jetzt will ich aber auch hier bedient werden!" rief er.

„Das soll geschehen!" Moralt schob einen Tisch, den er inzwischen geräumt, vor den würdigen Sitz, stellte Stühle auf die drei übrigen Seiten und improvisierte mit der Geschicklichkeit einer Hausfrau in den nächsten zehn Minuten den Freunden eine leibliche Tafel.

„Holla Alter!“ rief er dem Norweger zu, den er so behaglich faulenzen sah, — „wupp' dich ein bißchen auf von deinem Wonnepfühl, ich bin mit dem Tisch fertig, nun tu', was deines Amtes!“

Der Andere sprang auf und kramte gleich darauf, als Wohlbekannter am Ort, in einem Schranke. Er war bei Moralt erwählter Mundschenk. Er suchte vier Gläser hervor, vier böhmische Weinkelche aus dünnem, feinem Glas, jeden von anderer Form, und stellte sie vor die Freunde hin. „Wähle Jeder nach seinem Geschmack!“

Äbi faßte den seinen mit der Vorsicht eines Ungeschickten.

„Wozu ist das nütze, wenn die Gläser so dünn sind?“ gestattete er sich zu fragen.

Die Hausmeisterin war inzwischen mit einem Korb voll kalter Speisen und einer Anzahl Flaschen eingetreten und besetzte eben damit den Tisch.

„Das sollst du gleich erfahren,“ sagte Moralt und entkorkte eine der Flaschen. Rheinwein duftete daraus. Er goß das klingende Gefäß mit der Goldflut voll und hieß den Schweizer kosten.

„Hm?“

Ein frohes Schnalzen der Zunge war die Antwort.

Holleitner war angesichts der appetitlichen Plat-

ten und beim lockenden Tröpfeln des Weins blitzschnell von seinem Lager geglitten und hatte sich vor Äbi hingestellt, dessen Kosten beobachtend, um eine allfällig entstehende Kennermiene sofort zu verspotten. Da der aber nur schnalzte und schwieg, erhob der Kleine dozierend den Finger: „Zu einem feurigen Wein, du unübertünchter Kanadier! gehört immer ein richtiges Glas; das ist eben eine andere Sorte Trunk, als das ewige hirnlähmende Bier im plumpen Krug; merk' dir das, mein Sohn!" Dabei schielte er nach Moralt hinüber, von dem dieser weise Ausspruch eigentlich stammte.

„Wohl, wohl, die Vorzüge des Weins kenne ich schon von daheim;" schmunzelte der Schweizer, — „am Sonntag und bei festlichem Zusammensein trinken auch wir zu Hause einen kräftigen Tropfen; bloß daß das Glas seine Sache dazu tut, ist mir neu; aber ich lerne da soeben, daß du recht hast."

„Zu Tisch denn!" rief der Hausherr, — „wo steckt übrigens das Brot?"

„Dort! hinter dir!"

Sie setzten sich mit fröhlichem Geräusch; denn die drei Gäste behaupteten, einen Wolfshunger mitgebracht zu haben, und betrachteten mit Wohlgefallen die reichlichen Vorräte.

„Fanget an!" — sang näselnd mit des Merker

Beckmessers Stimme aus den Meistersingern der Kleine.

Rolmers hatte derweil die Etikette eines Glases zu sich herumgedreht: „ha! mixed pickles!“ rief er, — „Piccallili sogar; da, Holl, greif zu! Das ist so was zum Kräftigen scharfer Zungen!“

Aber der streckte sofort das Glas zurück, Rolmers die scharfe Senfsauce dicht unter die Nase haltend, und fragte verbindlich:

„Fressen die Herren Eisbären auch mixed pickles?“

Sobald die Zwei außer der Schule beisammen waren, gab es Plänkeleien; und der große Rolmers ließ sich viel von dem Jungen gefallen, verzieh ihm eine Menge Schabernack, den er von keinem Andern hingenommen hätte, ein wenig wie ein großer Neufundländer, der sich im Gefühl seiner Stärke die Possen eines mutwilligen Pinschers gefallen läßt. Holleitner war aber auch ein drolliger Bengel, sah Alles, hörte Alles, schnappte Alles auf, was ihn nichts anging und ließ über Jegliches seinen lustig frechen Schnabel spazieren.

Der Norweger hatte inzwischen, sorgsam wählend, von dem kalten Roastbeef, dem rohen Schinken und der Gänseleberwurst ein paar schöne Schnitten auf seinen Teller gelegt; jetzt schob er ihn liebenswürdig

seinem Nachbar im Kirchenstuhl zu und wechselte ihn gegen dessen leeren. Der Hausherr versah den Eingesperrten mit den Beilagen.

„Äbi, sei nicht dumm!“ rief Holleitner herüber, — „dies Grüne, was du da wegschiebst, ist das Beste!“

„Was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht!“ gab der trocken zur Antwort und fuhr fort, seinen Tellerrand mit Oliven zu garnieren.

„Bravo Alter, laß dir nicht dreinreden!“ mahnte väterlich Moralt.

Ein lustiges Geklipper der Gabeln hub nun an in dem hohen Raum, dessen Ausstattung in dem unbestimmten Licht der einen Lampe und zweier Leuchter den behaglichen Eindruck eines vornehm wohnlichen und doch nicht überladenen Ateliers gab. Große, ruhige Flächen der Mauern waren frei, während da und dort Reihen von Studien hingen oder vom Gesims der Holzvertäfelung eine Statuette, eine Vase, verlängert oder verkürzt, je nachdem sie stand, ihren zierlichen Schatten an die Wand warf.

Über das hohe, breite Atelierfenster hinter sich zog Moralt, indem er sich auf seinem Sitze zurückbog, den grünen Vorhang ganz empor, so daß er die Scheiben vollständig verhüllte. Und nun zeichnete sich sein Kopf in weichem Halblicht auf den Grund des dunkeln Stoffes hinter ihm.

Unter reichem, dunklem Haar, das in der Bewegung kürzerer und längerer Wellen nach rückwärts lag und dann in einzelnen dichten, lockigen Büscheln, welche sich losmachten, beschattend in eine schöne Stirn von großer Klarheit fiel, lag ein Antlitz, welches man auf den ersten Anblick versucht gewesen wäre, für das Gesicht eines sehr lustigen Menschen zu nehmen. Denn die angenehmen Züge huben leicht ein bewegliches Spiel an, welches ihnen den Ausdruck liebenswürdigster Fröhlichkeit verlieh. In den Augenblicken der Ruhe aber legte sich über dieses selbe Angesicht ein stilles, tiefes Sinnen, zugleich mit einem Zug von Energie, aber von einer fast schmerzlichen Energie, als würden hinter den feingezeichneten, vollen Lippen in einer plötzlichen, festen Entschlossenheit die Zähne aufeinandergebissen. Dann wurde das eben noch so glänzende, große Auge allmählich unbestimmt im Blick, träumerisch, hüllte sich gleichsam in einen dunkeln Schatten, und die noch so jugendlich ruhigen, in ihrer kräftigen, reinen Zeichnung unverdorbenen Brauenbogen zogen sich leise zusammen. Ein kleiner Schnurrbart, heller als das Haupthaar, Nase und Kinn von charaktervoller Bestimmtheit der Form. Ein Ohr von auffallend sorgfältiger Durchbildung.

Der junge Mann glitt einen Augenblick von seinem Stuhl hinweg, um auch noch den Türvorhang,

der zurückgeschoben geblieben war, vorzuziehen; einen karamanischen Teppich von schwerem, tieffarbigem Muster.

„So! nun wird es erst gemütlich!“ sagte er, während er wieder zu essen begann. „Spürt Ihr, daß ich heute schon tüchtig habe heizen lassen da drin?“

„Sehr behaglich!“ brummte Rolmers. Der kleine Österreicher machte eine verbindliche Handbewegung von den Lippen zu Moralt hinüber: „Alles vortrefflich, Herr Wirt, oberster Hypersuperlativ!“

„Aber das Beste bleibt doch immer dein heimischer Wein!“ meinte der Norweger und erhob sein Glas.

Sie stießen an, und ein melodisches Klingen zitterte von den edlen Kelchen durch den Raum.

Dieses öftere Bewirten eines kleinen Freundeskreises mit rheinischem Wein war bei Moralt nicht eine bloße Liebhaberei, war nicht die Befriedigung eines anspruchsvollen eigenen Gaumens, es war eine Art Kultus. Seltsam zu sagen — eine Art Kultus, die sich auf eine ganz subjektive Wirkung des Rheinweins auf Moralt gründete. Auf eine Wirkung vermittelst des Geruches, weit mehr als des Geschmacks, auf seine Fähigkeit: in dem jungen Manne starke Reminiszenzen zu erwecken, Ideenassoziationen hervorzurufen, wie sie in gleicher Weise kaum durch andere äußere Einflüsse zustande kamen. Denn mit dem

feinen, flüchtigen Geruch, der aus den gefüllten Gläsern stieg, erwachte in ihm, wenn zugleich der Schall fröhlicher Stimmen ihn umtönte, jedesmal leise und beseligend die Erinnerung an die gastliche Atmosphäre seines elterlichen Hauses am Rhein, das nun ausgestorben war. Bei diesem besondern Duft erstanden vor ihm alle Einzelheiten wieder, die einst gewesen waren. Er schaute in lebendiger Erinnerung das feine, liebenswürdige Wesen seiner Mutter, mit dem sie ihren Gästen ihr Haus heimisch zu machen verstanden hatte; und die angeregte Vorstellungskraft führte ihn, kraftvoll reproduzierend, von diesem ersten, dem gastlichen, zu einer ganzen Reihe anderer, intimerer Bilder seiner Heimat. Er lebte wie in einem Traume wieder, was er einst gelebt, und vergaß dann auf Augenblicke ganz, daß das Alles nun vergangen, begraben und für ihn verloren sei, und daß er allein stehe, allein in der Welt mit seinem reichen, liebebedürftigen Herzen, dem Erbteil seiner Mutter, und mit seiner Kunst.

Konstantin Moralt war von Geburt ein Landsmann Äbis. Seine frühesten Jugendeindrücke hatte er in Zürich erlebt, wo sein Vater an der Universität Staatswissenschaft lehrte und sich gleichzeitig an der Politik seines engern und weitern Vaterlandes beteiligte.

Der Großvater Moralt war, einer alten Familie angehörig, einer der ersten Seidenherren der Limmatstadt gewesen und hatte durch lange Zeiten einen Teil des Jahres in der Heimat, einen Teil in seinen Seidenzüchtereien in Italien zugebracht. Auf seinen Wunsch war der Großsohn Konstantin getauft und Tino genannt worden, zum Andenken an einen ihm jung in Italien verstorbenen Sohn.

Als eine Strömung im Regierungswesen des Heimatkantons Oberhand gewonnen hatte, welche Tinos Vater, der den gemäßigten Fortschritt vertrat, zu radikal war und ihm auf längere Zeit jede ersprießliche Beteiligung an den Staatsfragen unmöglich zu machen schien, war er einem Ruf an die Universität Bonn gefolgt, und Tino hatte mit neun Jahren die schweizerische Heimat verlassen. Von Bonn war der Vater schon drei Jahre später nach Heidelberg übergesiedelt, wo er dann in wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgeachteter Stellung bis zu seinem vor vier Jahren plötzlich erfolgten Tode gewirkt hatte. Die Mutter war ihm schon nach fünfzehn Monaten nachgefolgt. Diese Mutter, die in ihrer zweifachen Liebe zum Gatten und zum Sohn, in ihrer zweifachen Aufgabe: einer positiven, tatkräftigen, und einer künstlerisch veranlagten, träumerisch lässigen Natur gerecht zu werden und Alles zu sein, ihr Lebenswerk gesehen

und mit den reichen Gaben eines hellen Geistes und eines tiefen, warmen Gemütes treu zu Ende geführt hatte.

Durch diesen mehrfachen Wechsel der Umgebung und der Eindrücke während seiner Entwicklung, hauptsächlich aber durch diese Mutter, die aus aristokratischem Hause stammte, in ihrer Jugend Italien, Frankreich und die Niederlande mit einem kunstsinnigen Vater bereist und zeitlebens etwas Selbständiges und Vorurteilsfreies in ihren Ansichten bewahrt hatte, die stets den verschiedensten Interessen zugänglich und für alles Schöne warm empfänglich geblieben war, hatte Tino geistig ein kosmopolitisches Wesen bekommen.

Sein Gemüt und seine Phantasie allerdings hatten, ihm und Andern fühlbar, ihre früheste Nahrung ganz aus der heimischen Scholle gezogen. Er liebte sein schweizerisches Vaterland auch innig; so warm, als es ihm der reiche, wohlbewahrte Schatz seiner glücklichen und lieben Kindheitserinnerungen in's Herz legte, aber er fühlte sich dabei geistig doch zugehörig zum großen deutschen Stamme, der über Grenzpfähle und Politik hinweg hüben und drüben nur ein geistiges Gesamtwesen ausmacht, — und gleichzeitig in seinem durch und durch künstlerisch, und zwar vielseitig künstlerisch veranlagten Wesen

in mancher Hinsicht auch mächtig angezogen von der malerischen und literarischen Kunst der Franzosen.

Das schweizerische Blut ist gewissermaßen Mischlingsblut, und wie der begabte und gebildete Deutschschweizer im persönlichen Wesen mit der Gründlichkeit deutscher Art meist ein Teilchen jener Lebhaftigkeit und Elastizität verbindet, die dem welschen Stamme eigen ist, dem Deutschen reinen Blutes aber fehlt, so entspricht auch, wenn er sich überhaupt für andere Kunst als für Musik interessiert, seinem Geschmack, ja seinem Bedürfnis in gar mancher Hinsicht die Kunst der französischen Nachbarn ebensosehr, wie die der deutschen.

Der junge Maler lebte nun in einer glücklichen Unabhängigkeit der äußern Lage, und frei, wie er war von hemmenden Verpflichtungen politischer Zugehörigkeit, ganz und ausschließlich der Kunst. Er hatte von seinen Eltern ein Vermögen ererbt, welches ihm eine Ausbildung in aller Muße gestattete, und von dieser Freiheit wollte er den vollen Gebrauch machen.

Denn wie bei Äbi, so war auch bei ihm das endliche Kunstschaffen ein schwer erkämpftes, bezahlt mit Jahren schmerzlichen Gehorsams, die er, infolge der entschiedenen Abneigung seines Vaters gegen einen künstlerischen Beruf, bei einer seinem Wesen wider-

strebenden Arbeit: in den Schreibstuben vornehmer Bankiers, hatte durchleben müssen.

Aber die überzeugte Zustimmung der Mutter und ihre Versicherung, daß auch im Vater ohne das unerwartete Dazwischentreten des Todes der Entschluß noch ausgereift wäre, einen nachträglichen Berufswechsel des Sohnes zu veranlassen, weil ihn dessen sichtlich gestörte Lebensfreude bekümmerte, gab Moralt die Beruhigung, daß er mit gut erworbenem Recht jetzt endlich in der längst erstrebten Laufbahn stehe. Und der Glaube der Mutter an seinen Erfolg in der Kunst, wie er ihn von der Sterbenden gehört, begleitete ihn wie ein stärkendes Amulett auf diesem schwierigen Wege, den er in seinem vierundzwanzigsten Jahr erst hatte antreten können, in einem Alter, in dem Andere die Zeit künstlerischer Ausbildung bald zu beenden pflegen.

So war er unter den Rahde-Schülern mit Äbi einer der ältesten und empfand oft genug, daß sein ganzer Mensch durch die Jahre der Hintanhaltung die erste kecke Frische und selbstvertrauende Unbefangenheit eingebüßt hatte, die so unendlich viel beiträgt zum glücklichen Durchlaufen der von Zweifeln leicht beunruhigten Studienzeit eines Malers. Er fühlte vor Allem, daß jene, nur der besten Jugendzeit eigene, von aller lähmenden Reflexion noch unbehinderte Freudig-

keit zu wagen, unwiederbringlich verloren gegangen sei durch die Jahre, in denen der eingesperrte künstlerische Trieb heimlich mit doppelter Macht in ihm gearbeitet hatte. Da er nicht produktiv tätig sein konnte, hatte dieser Trieb sich um so schärfer nach der kritischen Seite hin entwickelt und verfeinert, und überdies — weil keine Hingabe an eine einzelne Kunst als erwählten Beruf möglich war — sich auch noch auf drei Gebieten zersplittert, für welche Moralt Anlage besaß: in Malerei, Literatur und Musik.

Gerade dieses gleichmäßige Hinneigen zu den verschiedenen Künsten und daher so unbestimmte Herumschwärmen in Kunst im Allgemeinen war auch ein Hauptgrund gewesen, weshalb der Vater sich nicht hatte entschließen können, den Sohn den Weg gehen zu lassen, auf welchen dieser hinstrebte. Der tatkräftige Mann nannte des Sohnes Wesen Zerfahrenheit und trachtete ihm Halt zu geben durch einen Beruf, der ihn auf gegebenem Geleise führte. Er liebte sein einziges Kind über Alles und wollte sein Heil, aber er verstand die ununterdrückbare Gewalt des Talentes nicht und begründete dadurch ein düsteres Geschick. Dieses Unbestimmte, Tastende des künstlerischen Bedürfnisses in dem Knaben zu klären, ihm Bestimmtheit und Richtung zu geben, das wäre die Aufgabe gewesen, nicht aber die Verweisung des ganzen Men-

schen auf irgend eine sichere, schnurgerad vorgezeichnete Bahn, wobei die eigentlichste Natur unberücksichtigt blieb, ja unterdrückt wurde.

Aber wie manche reiche künstlerische Veranlagung geht zugrunde an der Verständnislosigkeit ihrer Umgebung, die darum doch nicht immer eine harte Anklage verdient, die oftmals voll treubesorgter Liebe und zu den größten Opfern bereit ist, jedoch aus Mangel an Klarblick in die besondern Umstände einen furchtbaren Irrtum für das einzig Richtige, für eine heilig gebotene und deshalb rücksichtslos durchzuführende Pflicht hält.

Ein tragisches Geschick! unter welchem der Betroffene sein Leben dahinschleppt als ein unglückseliger Mensch, oft innerlich noch gleich elend im Glanz der erreichten Stellung, welche die treue Fürsorge jener Verständnislosen ihm zum vermeintlichen Heil erträumt hat.

— An der kleinen Abendtafel im Atelier ging es lebhaft zu. Sie sprachen über alles Mögliche, nur nicht über ihr Schaffen; denn den Gästen schien jene große, so sorgsam der Wand zugekehrte Leinwand eine stumme Aufforderung zu sein, nicht nach Moralts Arbeit zu fragen.

„Wie weit bist du schon mit dem ‚frère Yves‘ gekommen?“ erkundigte sich Rolmers.

„Ich habe ihn beinahe zu Ende gelesen!“

„Nun?“

„Oh — ‚pêcheur d'Islande‘ und ‚frère Yves‘, die sollte jeder Maler lesen! Ich liebe und bewundere diese Kunst der Darstellung immer mehr, welche das Knochengerüst der Handlung in Roman und Novelle nicht bloß mit Fleisch und Blut des realen Lebens umgibt, sondern stellenweise sogar, aus Freude an der Deskription, Seiten hindurch gänzlich im hohen, herrlichen Grase blumiger Wiesen versteckt, die Szenen an murmelnde Bäche, in die durchsonnte oder neblig brauende Landschaft, in den Schatten flüsternder Baumgruppen oder in den herben, gesunden Duft des freien, frischgepflügten Ackerlandes hinaus verlegt und so neben der dichterischen Kunst, neben den psychologischen Entwicklungen, auch ein Stück echtester Landschafterei bietet. Aber allerdings nur, wenn ich solche wahre Maler vor mir habe, wie sie die moderne französische Literatur an Zola und Loti besitzt und an den beiden de Goncourt, auch an Flaubert und Daudet, oder die Russen an Turgenjew! Ihre Malerei ist so gesund, so prächtig, daß man sie direkt mit der Kunst der modernen Landschafter in Paris und Holland vergleichen kann. Es geht etwas von den Dupré, Daubigny, Troyon und besonders von Bastien-Lepage durch diese Schilderungen, das wird Jeder sich sagen,

der Empfindung dafür besitzt. Und daß diese Autoren solch' ein Geständnis vom Leser erringen, will viel heißen in einer bloßen Schwesterkunst der Malerei, in welcher die Mittel zur Wiedergabe von Form und Farbe, Beleuchtung und Stimmung nur in Worten bestehen! Hat Rahde das Buch schon gelesen?"

„Nein, er bekommt es nach dir!" antwortete Rolmers.

„Ah!" rief Moralt, „der wird sich freuen; er, der die Bretagne so liebt! Weißt du, die Bretagne riecht man ja förmlich dadrin, mit Meer und Nebelluft und düsterer Heide, und dann wieder mit den blühenden Wiesen und Bäumen im Lenz. Man sieht diese niedern Bauernhütten mit ihren Moosdächern vor sich aus dem Boden wachsen und die uralten Granittürme der Dorfkirchen mit dem hundertjährigen Epheu dastehen, — lauter Bilder, wie sie nur ein echter Maler geben kann!" Er hatte sich mit seinem Interesse an Loti ganz warm geredet und nahm jetzt einen kräftigen Schluck Wein. „Morgen Abend komme ich zu Ende; dann kann ich das Buch ja selber bei Rahde abgeben."

Der Norweger nickte einverstanden.

„Was hat er Euch diese Woche in der Schule gestellt?" fragte Moralt, mit seinen Gedanken auf

den Meister gelangt, plötzlich seinen Nachbar zur Linken.

„Einen weiblichen Akt," gab Äbi ausweichend zur Antwort.

„Interessant?"

„Die rote Pöntl," sagte Rolmers ruhig.

Äbi schien zu erschrecken. Mußten sie dem Freund von dem widerwärtigen Geschwätz erzählen, dessen Gegenstand er gewesen war?

„Nun, da bereue ich nicht, ausbleiben zu müssen," sagte Moralt, während er einen Korb mit Nüssen zu sich her zog und davon für die Freunde aufzuknacken begann. „Ich hatte diese Person hier, um etwas zu versuchen. Unmöglich, etwas Anderes als leere Form an ihr zu studieren! Gebt Acht, wie die Euch bis zum Samstag verleidet sein wird!"

„Oh!" rief Rolmers und winkte mit der Hand ab, — „eine Gleichgültigkeit und Leblosigkeit, wie ich sie an einem so schönen Körper nie gesehen! Um so lebhafter ist das Mundwerk, mein Lieber!" fügte er, möglichst unbefangen lachend, hinzu. „Das Klatschmaul hat, wie ich merkte, Podjenyi von der Sitzung geplaudert, die sie bei dir gehabt hat, und ich habe ihm, als er sich wunderte, daß du ein Bild unternehmest, bedeutet, er möge sich einstweilen aller vorwitzigen Bemerkungen darüber enthalten."

Moralt, sichtlich unangenehm berührt, hatte sich aufgerichtet und schaute verlegen auf Äbi und Holleitner.

„Ich sage dir das bloß, damit du dich nicht unnötig ärgerst," fügte der Norweger bei — „wenn du etwa von Podjenyi darauf angeredet würdest, oder von Paschke, oder von — — — nun, es standen eben Einige in der Nähe, als er in der Pause mit mir sprach."

Moralt zuckte unwillig die Achseln. Er befand sich in peinlicher Verlegenheit den beiden andern Freunden gegenüber, denen er trotz ihres warmen Interesses für sein Schaffen bis jetzt noch kein Wort von seinem Entschlusse mitgeteilt hatte, sich auf längere Zeit von der Schule zurückzuziehen und ein Bild zu schaffen. Er hatte es nicht getan aus einer instinktiven Abneigung, von einem Werke zu reden und unklare Erwartungen darauf zu erwecken, bevor es auf einen gewissen Punkt gediehen, wirklich dastand; — nicht getan aus jener unerklärlichen Scheu, die eine Art Gefühlskeuschheit des Mannes ist, der im Begriffe steht, sich aus seinem innersten, heiligen, künstlerischen Bedürfnis heraus zum erstenmal in einer Schöpfung auszusprechen; — nicht getan endlich auch aus einem bangen Mißtrauen gegen sich selber und seine schöpferische Kraft, wie es fast bei jedem wahren Künstler

vor dem ersten großen Werk im Innern umherzuschleichen pflegt.

Äbi sah verlegen in seinen Teller und grub mit unnötiger Anstrengung einen festgewachsenen Nußkern aus seiner Schale. Holleitner wollte der Situation eben mit einem scherzhaften Vorwurf über dies Verschweigen eine leichtere Wendung geben, aber das Wort blieb ihm auf den Lippen, als er Moralts Miene sah.

War denn das Unternehmen eines Bildes eine solche Guillotinenfrage?

„Es ist mir sehr ärgerlich," sagte schließlich, nach ein paar Augenblicken ungemütlicher Stille, Moralt, „daß Ihr, Äbi und Holl, in der Schule zuerst habt erfahren müssen, was ich selbst Euch sagen wollte, sobald ich mit mir selber mehr im Klaren war über mein Bild. Ich bin im Einverständnis mit Rahde für das Wintersemester ausgetreten! Ich habe in den letzten Wochen einen scheußlichen Moralischen durchgemacht und werde davon überhaupt nicht mehr frei, das fühle ich, bis endlich etwas Geschaffenes dasteht, das mir vor mir selber das Recht gibt, die Stellung einzunehmen, die ich unter Euch, die ich in der Schule, die ich überhaupt in der Gesellschaft hier einnehme. Ich werde die immer wiederkehrenden, quälenden Zweifel über die Kraft und den Wert meiner malerischen Fähigkeiten

nicht los, bis ich ein Abbild davon gegeben habe, dem ich mich selber kritisch gegenüberstellen, an dem ich endlich klare Einsicht über mich gewinnen kann. Darum muß ich, koste es, was es wolle, jetzt ans Werk. Meine Gedanken, ha!" — er warf schmerzlich den Kopf herum — „die erzeugen wohl fort und fort Bilder, und ich weiß es, keine schlechten! Wenn ich ein einziges von denen mit den Händen geschaffen hätte, die ich im Innern schon gemalt habe, fürwahr, ich zweifelte nicht mehr an mir. Aber ob der Phantasie auch die wahre schöpferische Kraft, die ganze grausame Energie gegen sich selbst zur Seite steht, mit der einzig Großes zustande gebracht wird und ohne die alle Phantasie nur ein Anlaß zu jahrelanger künstlerischer Selbstbetörung bleibt, — das muß ich jetzt wissen. Meine Zweifel sind mir unerträglich geworden!"

Er goß den Rest aus seinem Glas mit Hast hinunter und stand vom Tische auf. Die Andern verstanden seinen Zustand; sie erwiderten nichts. Das Schweigen über sein Vorhaben war jetzt gebrochen; er fühlte sich mitten in die Stimmung zurückgeführt, die ihn seit Wochen beherrscht hatte, sobald er allein gewesen war; und während er mit großen Schritten im dunkeln Hintergrund des Ateliers auf und nieder ging, fuhr er erregt fort: „Ich stehe vor einem doppelt schweren Schritt, da mir die Leichtig-

keit des Wesens fehlt, an irgend einem beliebigen guten Bild, zu dem ich vielleicht fähig wäre, meine Beruhigung zu holen. Ich verlange zu viel, ich weiß es, viel zu viel vereint von meinem ersten Werk; und doch kann ich davon nicht ablassen, sonst ist mir die Probe nicht maßgebend. Ich kann mich nicht begnügen mit dem Wert einer rein malerischen Leistung. Mein künstlerisches Ich verlangt von sich zugleich die Verwirklichung einer bestimmten, für Euch vielleicht seltsamen Idee, welche in mir erwacht ist und Gestaltung fordert. Ich verlange, daß mein Werk der volle, erschöpfende Ausdruck dessen im Bilde werde, was in mir lebt und drängt als der Urgrund meines künstlerischen Seins und wovon sich mein Inneres einmal befreien will im Kunstwerk: jener unendlichen, unbestimmten Sehnsucht, aus der, seinem letzten Grunde nach, überhaupt unser ganzes poetisches Empfinden hervorgeht!"

„Also doch!" dachte Holleitner, und eine Regung wie Mitleid zuckte in ihm auf für den Freund.

„Wenn meine Kunst nicht imstande sein sollte, meinem innersten Empfinden Ausdruck zu werden, so ist sie mir wertlos!" rief Moralt — „und ob sie es vermag oder nicht, soll sie jetzt zeigen!"

Der Ausdruck jener schmerzlichen Energie war nun fast mit Härte auf seine Züge getreten. Er lehnte sich

müde mit dem Rücken gegen die Wand, die Hände trotzig in den Taschen seiner kurzen Jacke.

Rolmers, der mit ihm in der letzten Zeit verschiedene seiner düstern Stunden geteilt hatte, rollte unruhig eine Brotkugel auf dem Tischtuch hin und her. Er fühlte sich unbehaglich in der gewissen Voraussicht, daß Holleitner nicht verfehlen werde, gegen diese Eröffnung mit Macht Einwendungen zu erheben und den Freund in einen Disput zu führen; er fürchtete aber jeden Disput für Moralt in diesem Augenblick. Er hatte volles Verständnis für dessen Natur und wußte, daß durch Widerspruch und Abdrängen aus der einmal eingeschlagenen Richtung gar nichts zu erreichen war bei einer solchen, durch den ganzen Menschen bedingten, künstlerischen Eigenart; daß es da vielmehr nur einen Freundschaftsdienst zu leisten gab: das immer neue Beweisen des Glaubens an sein Talent, und das Ermutigen und Bestärken in seinen Entschlüssen, damit es überhaupt in diesem unglücklich kritischen und reflektierenden Menschen zu einer Tat kam.

Äbi hatte sich mit den Augen förmlich festgeheftet an Moralt. Der sprach ja da Gedanken aus, welche ihn selber nur zu oft auch quälten, aber doch noch nie auf diesen Punkt verzweifelter Augenblicksforderungen getrieben hatten.

„Da helf Gott!" dachte er im Stillen, — „wenn ein so hochbegabter Mensch solche Krisen durchmacht, was wird meinen geringeren Fähigkeiten noch von Zweifeln und Kämpfen aufgespart sein?"

„Ich fürchte, du willst Unmögliches!" sagte schließlich Holleitner kopfschüttelnd. „Du verlangst von der Malerei, was ich außer ihrem Wesen glaube, — übrigens ein Punkt, worüber wir uns schon unendliche Male gestritten haben! Du solltest Musiker sein oder Dichter, mit deinen künstlerischen Bedürfnissen, nicht Maler. Nur Musik und Dichtung bieten die Befreiung vollen, sofortigen Ausdruckes für ein Empfinden wie das deine!"

„Und wir Maler wären in der Kunst die Fische ohne Klage und ohne Jauchzen?" fragte Moralt mit einer leisen Bitterkeit.

Da rührte sich Äbi, und im Bedürfnis, möglichst auf Moralts Ideen einzugehen, wandte er sich gegen Holleitner: „Feuerbach hat in seiner Iphigenia doch vollkommen die Sehnsucht nach der fernen Heimat ausgedrückt, denke ich! Das gestehst du doch zu? Sehnsucht in der ganzen Haltung der Figur, Sehnsucht in jeder Falte der Gewandung, in der Örtlichkeit, in der Stimmung."

„Nun, das ist doch etwas Anderes," gab Holleitner zurück, „wenn man zu solcher Verkörperung eine

historisch oder mythologisch bekannte Figur wählt, die dem Beschauer als Trägerin einer Empfindung schon von Jugend auf vor der Seele steht, wie eben Iphigenia als die unablässig Sehnende nach der fernen Heimat, oder wie es Niobe für den stummen Schmerz einer Mutter, Hiob für die männliche Resignation unter grausamen Schicksalsschlägen ist. Ob aber eine Figur ohne diesen erläuternden Charakter, an und für sich schon, dem Beschauer so klar und überzeugend, wie Moralt es von einem Werk seiner Hand verlangen wird, zu sagen vermag, was der Maler wollte, darüber kann ich nicht entscheiden; ja, das vermag ich nicht einmal anzunehmen, bis ich das also geschaffene Bild vor mir sehe."

„Du sollst es sehen! sollst überzeugend empfinden, daß es das vermag, sollst dich selber in die Stimmung hineingezogen fühlen, die mich beseelte, da ich es schuf, oder dann bin ich kein Maler!" rief Moralt erregt, — „und zwar ohne erläuternden Charakter der Figur; einzig aus ihrem Ausdruck und aus der Stimmung der Landschaft, mit der ich sie verbinde. Innerlich steht es vor mir, und ob ich nun auch die Fähigkeit habe, das Gestalten dessen, was in mir drin so lebendig ist, außer mir zu vollbringen, daran mag sich erweisen, ob mein Talent ein wahres schöpferisches ist, welches das Drangeben eines Menschenlebens rechtfertigt!"

Holleitner schwieg einen Augenblick. Er vermochte nicht zu begreifen, wie ein Mensch mit der feinen Naturempfindung und dem großen technischen Können Moralts sich in derlei vermeintliche Gesuchtheiten verlieren mochte, während die ganze Welt voll Motive, voll Bilder steckte, — wie ein Maler von dieser Fähigkeit sich zerquälen konnte an Phantasiegebilden, die er vielleicht als Ausgeburten seiner Stimmungen innerlich erschaute, aber nie im Bilde zustande bringen würde. Und in der guten Absicht, eine letzte Anstrengung zur Rettung des Kollegen aus den düstern Gedanken zu machen, begann er den von Rolmers vorausgesehenen und gefürchteten Prinzipienstreit, den er, jung wie er noch in Allem war, immer mit der ganzen hartnäckigen Überzeugtheit und Hitze zu führen pflegte, welche der Halbreife strebender Talente eigen ist.

„Und wenn du nun in dem einen Bilde erreichtest, was du erzwingen willst," fragte er Moralt — „was dann? Wirst du nicht inzwischen vielleicht in eine Anschauung hineingekommen sein, welche dir diese ganze, große Arbeit, diesen Kampf gegen dein unwilliges Talent ohne bleibenden Wert erscheinen läßt, weil der Sieg dir einen Irrtum und nicht eine Errungenschaft bedeutet, weil du die Probleme, deren Lösung du heute erzwingen willst, bis dahin vielleicht

selber als außer dem Wesen der Malerei liegend beurteilst?" Er hatte herausfordernd den Kopf zurückgebogen und erwartete ziemlich siegesgewiß, daß die Antwort ein Einlenken sein werde. Aber er täuschte sich.

„Für wie beschränkt du doch das Wesen der Malerei halten mußt, lieber Freund!" entgegnete Moralt mit mühsam bezwungener Ungeduld. „Jeder Maler hat doch das berechtigte Bedürfnis, das zu schaffen, wozu er sich angetrieben fühlt, und wenn es dich, der du für dein Schaffen ausschließlich Anregung durch äußere Eindrücke kennst und zulässest, nach der höchsten Vollendung der Form als einem Selbstzweck drängt, so drängt es mich bei meinem Ringen um die Form noch nach etwas Weiterem: nach dem möglichst erschöpfenden Ausdruck einer im Innern entstehenden künstlerischen, nenne es meinethalben malerisch-poetischen Idee. Da muß Jeder von uns seinen Weg gehen, wie er es vermag. Er muß ihn selbst dann gehen, wenn die Möglichkeit besteht, daß er im Kampf um das Erreichen seines für richtig gehaltenen Zieles untergeht. Mein Gott! was gibt es denn überhaupt für eine andere Wahrheit im Künstlertum, als daß Jeder das hergibt, was er in sich hat, und so, wie er es in sich hat?"

Der Andere fand im Augenblick nichts zu ent-

gegnen, aber er war keineswegs zu Ende mit seiner Opposition.

Moralt war von Anfang der Bekanntschaft an ein aufrichtiger Bewunderer von Holleitners Talent gewesen. Er gab ihm auch willig die große Bedeutung des modernen, strengen, allem Übrigen vorangestellten Naturstudiums zu; ja, er hatte ihm sogar schon bald zugegeben, daß dieses bei einer künstlerischen Eigenart, wie der kleine Österreicher sie zeigte, Hauptsache bleiben dürfe. Denn der hatte, ohne Bedürfnis nach einer andern Poesie für seine Bilder, als der rein malerischen, die er aus der koloristischen Stimmung einer Landschaft zu empfinden vermochte, eine ausschließlich in einer intimen Anschauung der Natur und in raffiniert feiner Formen- und Farbenempfindung bestehende Begabung. Das bewiesen schon die Motive, die ihn anzogen, die er sich zu seinen Studien und zu den kleinen Bildern wählte, welche er bereits zuweilen gut verkaufte.

Diese Winkel von Baumgärten, von zerfallenen Lattenzäunen umhegt, im ersten Frühling, wenn kaum ein grüner Anflug die interessante Zeichnung der knorrigen Apfelbäume belebte; — die Wirkung grauen Gemäuers und alten, wettergebleichten oder sonngebräunten Holzwerks zu blühenden Bäumen und Büschen; — der feine, halbtönige Farbenzauber silber-

grauer, zierlich vielästiger Weiden am Rand eines welligen, durchsichtigen Baches, aus dessen stahlhellem Wasser die bunten Steine emporblinkten, das Ganze in der stumpfen Beleuchtung eines dunstigen Morgens; — oder wiederum Gebüschgruppen im Uferwinkel eines stillen Teiches, der in seiner schwärzlichgrünen Flut das Farbenspiel der Büsche übersetzt wiederholte; all das mit einem bereits eminenten Können dargestellt.

„Glaube mir nur, Kleiner,“ versicherte Moralt dem Freunde, der in verhaltener Ungeduld mit dem Nußknacker spielte und immer noch nach den richtigen Worten für das suchte, was er entgegnen wollte —, „wenn ich mir gestatten könnte, bloß nach dem Einfluß und in der Richtung unserer Schule zu malen, wie du, so würde ich heute leichter atmen. Denn ich traue mir zu, bald auch ein Stück jener Meisterschaft in der direkten Naturwiedergabe zu erreichen, die so Vielen von Euch das Ziel bedeuten darf. Aber ich kann das nicht! ich kann das nicht! weil nun einmal mein Bedürfnis zum so großen Teil auf das Inhaltliche geht.“

Da warf Holleitner den Nußknacker auf den Tisch, daß es hallte.

„Dann bist du eben kein Maler im modernen Sinn, sondern halb Maler, halb Poet; magst du es

beleuchten, wie du willst! Inhalt! — immer voran der Inhalt! Was nützen dich da die Franzosen, wenn du durch sie von dem alten deutschen Poetisieren in der Malerei nicht loskommst, sondern sie immerzu nach der überlebten Mode als eine Verquickung behandelst, als eine Ausdrucksgelegenheit nimmst für literarische, musikalische und Gott weiß was alles für künstlerische Bedürfnisse? Wollen wir denn noch einmal anfangen, Kantische Ideen in allegorischen Gemälden darzustellen, wie die deutschen Maler in Rom Anno 1796?"

„Himmel! Donnerwetter! redest du heute unglücklich," fuhr da Moralt auf, — „jetzt sprechen wir ein deutlicheres Deutsch! Du bist doch sonst ein gescheiter Kerl, Holl! aber beim Himmel, Euer Fanatismus macht Euch borniert! Bis jetzt haben wir es in der deutschen Malerei noch immer als eine schöne, uns ganz speziell eigene Stärke empfunden: Gemüt und Phantasie zu besitzen, wenn wir auch nicht malen konnten wie die Franzosen. Jetzt, wo wir von diesen endlich tüchtig gelernt haben und wissen, was gesunde, wahre Malerei ist, stürzt Ihr Euch mit einer Gier, einer Ausschließlichkeit auf die bloße, endlich bemeisterte Form, daß Ihr nicht nur selber alles Inhaltliche vergeßt, sondern diejenigen noch auslacht, die ihrem innerlichen Bedürfnis weiter sein Recht lassen

und bei aller Begeisterung für das Neuerrungene die alte Tiefe zu wahren trachten. Über die Köpfe solcher Sturmböcke hinweg, das kannst du glauben, schreitet die echte Kunst lächelnd auf ihrer neuen Bahn vorwärts und betrachtet sie vornehm als die nützlichen Wegreiniger, die vor ihr her mit etwas viel Geschrei die Straße vom alten Unrat säubern, — aber nicht als Vollberechtigte, mit ihr dahinzuziehen und eigene Spuren zu hinterlassen!"

„Vollkommen einverstanden!" rief Rolmers und schlug mit seiner großen Hand auf den Tisch. Sie wurden immer hitziger. Holleitners Kopf glühte. Er schien eben auf Moralt losfahren zu wollen.

„Nur sachlich, Kleiner!" bemerkte ihm dieser ruhig — „ich rede im Allgemeinen und du weißt ganz gut, daß wenn ich gegen die himmeltraurige Leerheit zu Felde ziehe, welche uns jetzt von Eurer Richtung geboten wird, ich nicht gegen dich persönlich und deine Kunst protestiere; schon darum nicht, weil dein ganzes malerisches Empfinden dich vor allem Gewöhnlichen bewahrt; weil ein Stück Natur, um dich zu interessieren, immer schon sehr vornehme Reize aufweisen muß. So ist nun einmal dein Talent; sei froh darüber! Wäre es nicht so, dann allerdings — müßte ich fürchten, daß du bei deiner Schroffheit genau so werden würdest, wie Jene, die ich meine: wie unsere

Tagesberühmtheiten, welche wir pflichtgemäß als die bedeutendsten Erscheinungen in der reformierten Malerei der Gegenwart bewundern sollen, und von deren großer Wahrheit in ihrer Malerei man soviel Wesens macht. Was sehe ich aber in den meisten ihrer Werke? Ein erstaunliches, mit Riesenfleiß erreichtes Vermögen: reale Dinge, die sie mit mehr oder minder nüchternen, aber gut geschulten Augen scharf angeschaut haben, in Malerei wiederzugeben, poesielos und ohne daß sie tiefere eigene Empfindung hineintrugen. Zuweilen ist es leidlich Anmutiges, öfter Gewöhnliches, durch gar nichts als durch den Fleiß der Darstellung Erfreuliches, sehr oft Abstoßendes und nicht selten eine Auslese von gesucht Häßlichem. Und nun wird Jeder ein Simpel genannt, oder für einen Menschen gehalten, dem durch überlebte Kunstbegriffe die Fähigkeit abhanden gekommen ist, einzusehen, was wahre Malerei sei, wenn er diese technischen Übungsleinwanden, diese Beweise, daß der Maler vortrefflich sehen und meisterlich malen gelernt hat, nicht auch zugleich als Werke eines Künstlers und als Kunstwerke gelten lassen will!

Weißt du, daß gerade wir, die hartnäckig Andersdenkenden, es sind, die lächeln dürfen! Lächeln darüber, daß ihnen über der Neuschulung des Handwerklichen, ohne daß sie es nur merken, vollständig der

Geist abhanden gekommen ist, daß ihnen die Erinnerung gänzlich verloren gegangen zu sein scheint: daß zu jedem Kunstwerk neben der beherrschten Form auch mindestens ein bißchen Inhalt gehört. Unglaublich! daß die gleichen Herren, die doch so viel besser sehen als die gewöhnlichen Menschen, dort auf einmal blind sind, wo der einfachst empfindende Kunstfreund nur die Augen aufzumachen braucht, um zu rufen: Sie haben ja an Ihrem Werk eine Hauptsache vergessen, Herr Maler, — den Stempel Ihres Genius!"

Jetzt lachte Holleitner laut auf.

„Lachen ist kein Widerlegen," bemerkte Moralt kühl. „Wie habt Ihr neulich im Chorus gelacht, an Eurem sogenannten Pleinairisten-Abend, als Äbi Euch Goethe entgegenhielt! Eine Schar Maler, die über Goethe einfach lacht, als wären seine Ansichten über Kunst für sie überwundener Kram, hat aber noch viel zu lernen, oder sie bleibt auf einer Stufe, auf der sie nicht ernstlich beachtenswert ist!"

„Was war das?" fragte Rolmers, der damals nicht dabeigewesen war.

„Oh, es war gelegentlich der ausgestellten Pleinairistenbilder," erzählte Äbi. „Ich erlaubte mir bei aller Bewunderung für ihr Können die Bemerkung: wenn doch nur bald diese Übergangszeit überwunden wäre, in der sie uns immer nur so unbedeutende,

reizlose Motive bringen, — diese ewiggleichen stupiden Figuren, welche nichts tun und nichts bedeuten, als dastehen und ein Beleuchtungsproblem bilden. Ich sagte: wenn nur endlich Einer etwas in seiner neuen Ausdrucksweise brächte, woran neben dem Könner auch wieder der Künstler mit seinem besonderen Empfinden zu spüren wäre. Da lachten mich Alle aus. Wie? Sie Äbi, auch solch ein unverbesserlicher, altväterischer Schönheitshuber? Ich ließ mich aber nicht auslachen, sondern zitierte ihnen ein Goethesches Wort, an das ich mich mit Vorliebe halte, und welches sie mit ihrem absichtlichen Kultus des Leeren, Unschönen und Reizlosen schlagend als Nichtkünstler hinstellt, das Wort: ‚man sagt: studiere, Künstler, die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.‘ Und ich bewies ihnen, daß man heute das Bewußtsein ganz und gar verloren zu haben scheine, daß es die Kunst überhaupt mit dem Edlen und dem Schönen, und nicht mit dem Gemeinen und der Unform zu tun habe. Worauf mir Mehrere entgegneten, das treffe für die Malerei durchaus nicht zu, und überhaupt seien Goethes Ansichten über Malerei nicht mehr möglich. Über Malerei in ihrer neuesten Erscheinung — als ein von der Kunst abgetrenntes, hochgeschultes Darstellungsvermögen — allerdings vielleicht nicht, sagte

ich; über das Wesen der wahren Kunst aber bleiben sie wohl unvergänglich gültig!"

Der Norweger stimmte lebhaft bei. Holleitner aber hielt nach wie vor ihre Ansichten für ebenso philiströs, als sie die seinigen für fanatisch ansahen, und vom Allgemeinen auf ihren gegebenen Fall zurückkehrend, hielt er die Behauptung aufrecht, daß Moralt andere Künste mit der Malerei verquicke.

„Sei es wie es sei," sagte der Hausherr, der seine Gäste aus dem erregten Disput in ein ruhigeres Gespräch zurückzuleiten wünschte, — „wir einigen uns doch nicht, lieber Holl, und drum bleibt es erst recht Hauptsache, daß Jeder von uns sich seine eigene Sprache für das bilde, was er zu sagen das Bedürfnis hat. Eine solche zu haben, ist der berechtigte Ehrgeiz eines ganzen Künstlers zu allen Zeiten und in jeder Kunst gewesen; diesen Ehrgeiz hast du, diesen Ehrgeiz habe ich, und Keiner kann den Andern da irgendwie lenken oder gar ändern wollen. Bleibe nur Jeder sich selber treu, so wird sein Werk, wenn er eine wirkliche Künstlernatur ist, immer etwas Echtes und Künstlerisches werden, mag es dann zu den Begriffen stimmen oder nicht, welche im Augenblick das Urteil der Menge und der Kritik leiten."

Rolmers zog jetzt den Freund auf seinen leeren Stuhl nieder und hieß ihn trinken, während er

Holleitner einen Wink gab, der „Genug jetzt!“ bedeutete.

„Zum Kuckuck!“ sagte er, während er sein Glas an die Lippen führte und Moralt zutrank — „daß Holl immer maulmalen muß, wenn er hieherkommt! Diese Prinzipienstreiterei ist für dich wie Gift, der du so schon nie unbewußt genug bleibst!“

Moralt nickte in stummem Zugeständnis. Dann füllte er die Gläser nach und sah freundlich nach dem Österreicher hinüber, der sich auf den Lippen herumbiß. „Auf die Selbständigkeit!“ stieß er mit ihm an.

„Es ist eigentlich toll,“ bemerkte Äbi — nun im Tone ruhiger Betrachtung — „daß man überhaupt darüber streiten muß, ob eine andere Richtung als die augenblickliche, extrem realistische auch noch berechtigt sei, und toll zu sehen, wie eine Strömung die Menschen dermaßen mitreißen und die Begriffe in kurzer Zeit so umgestalten kann, daß am Anfang und am Ende einer Periode von wenigen Jahren rein gegenteilige Ansichten herrschend sind, wie wir es zur Zeit in der Malerei erleben. Man muß ja heute mit wahrer Mühe eine Auffassung verfechten, an deren Berechtigung vor zehn Jahren kein Mensch gerüttelt hätte.“

Obwohl er das durchaus im Allgemeinen gesagt hatte, nahm Holleitner es als letzten Trumpf für

seine Rechnung und brummte höhnisch: „Mumienkabinett!"

„Mumien?" — lächelt der Schweizer, „nun, ich denke mir, was zu allen Zeiten bei einzelnen Malern bestanden hat und von selber immer wieder bei einzelnen sproßt, wie jetzt bei Moralt und in bescheidenerem Maße auch bei mir: dieses Bedürfnis, in sein Schaffen nicht nur sein malerisches, sondern auch sein poetisches Empfinden hineinzutragen, das kann doch wohl so unecht und so unkünstlerisch nicht sein! Jedenfalls muß ein Mensch, der es in sich fühlt, damit rechnen, und die Meinung des Tages darf ihn nicht kümmern."

„Sie vermag es auch nicht mehr, mich zu kümmern!" rief Moralt, durch Holleitners Halsstarrigkeit noch einmal heiß geworden und erhob sich mit einer ungestümen Bewegung. „Ja, je mehr sie mich in der Schule mit ihrer Einseitigkeit dazu trieben, mich im Gegensatz zu dieser Tagesmeinung zu fühlen, desto trotziger ist in mir das Bedürfnis erwacht, ihnen im Vertrauen auf die künstlerische Echtheit meines so ganz andern Wollens mit einem Werke geradezu entgegenzutreten."

In wachsender Erregung schritt er abermals das Atelier auf und nieder. Zuletzt stellte er sich in die alkovenartige Vertiefung des Raumes, wo sein Flügel

stand und lehnte sich an, die Arme trotzig verschränkt. Sein Kopf beugte sich vornüber; er sprach jetzt wie mit sich selbst.

„Wartet nur, ich will Euch beweisen, Euch modernen Nurmalern, die Ihr bald gar keine Künstler mehr seid, ob das neuerrungene, gesunde Können, das wir dem Einfluß der Franzosen danken, sich nicht glücklich mit unsern deutschen Vorzügen vereinigen lasse; ob sich in einem Bilde realistische Wahrheit, wie wir sie heute fordern, nicht mehr mit Poesie, nicht mehr mit der Tiefe und Innerlichkeit eines künstlerischen Gedankens vertrage. Darin — gerade darin sehe ich jetzt die wahrste Tat, die im Augenblick in der jungen Malerwelt um uns her zu vollbringen ist!“

Er fuhr mit dem Arm durch die Luft, ohne den Blick zu erheben, als führte er in seiner Vorstellung eine Schar an.

„Einem flatternden Panier gleich ist solch' ein Kunstwerk jetzt hinzustellen, ist Allen voranzutragen, die jung im Schaffen, einstweilen gedankenlos der Strömung folgen; es ist voranzutragen, um diejenigen zur Rückkehr von der Äußerlichkeit zu veranlassen und zu neuer Einkehr in die Vertiefung anzufeuern, denen die Fähigkeit dazu innewohnt!

Oh, es sind ihrer genug, denen etwas fehlt bei der Sache, die sie treiben; denen es zuweilen ist, sie

fänden darin nicht die volle Möglichkeit, ihr eigenstes Ich auszuleben. Aber sie werden von der Beeinflussung durch die Gesamtheit um sie her nicht frei. Sie schwimmen mit, weil Keiner Vertrauen genug in sich hat, frischweg mit einer Ausnahmestellung den Anfang zu machen. Jeder fürchtet den Spott der Andern. Er will mit seinen besonderen Ideen nicht in die Rumpelkammer der überwundenen Periode zurückrangiert werden und ebensowenig der Nachbeter irgend eines der wenigen originalen großen Zeitgenossen heißen. So verliert er die fruchtbarsten, ideenreichsten jungen Jahre im Mitschwimmen und vertagt das selbständige Heraustreten wohl auf eine Zeit, da er sich durch ein paar gute Arbeiten, wie sie auch dieser oder jener tüchtige Andere gemacht haben könnte, erst eine gewisse Achtungsstellung errungen haben wird.

Es ebenso zu machen, habe ich keine Geduld! Vom ersten Werk an muß ich sein, der ich bin; und jetzt erst recht will ich es sein, gerade um des Beispiels willen. Gut, daß du mich das noch klarer hast erkennen lassen, Holl! Gut, daß du kamst, daß du dich mit mir strittest; ich danke es dir; durch Reibung kommt Feuer! Wohl fühlte ich es schon in mir, dies Werden, fühlte, wie aus den dunkeln Vorstellungen meines seit Wochen ruhelos tätigen Geistes sich von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht deutlicher formte,

was zu dem endlichen Bilde sich verdichten muß. Jetzt aber weiß ich auch, welche Mission dieses Werk erfüllen kann.

Sie mögen lachen, sie mögen spotten über meine Idee, ich bleibe bei meinem Entschluß. Ja! der Sehnsucht, der vagen, ewig mit uns gehenden Sehnsucht im Bilde Ausdruck zu geben, das soll mir die Aufgabe sein, die zu jenem geträumten Kunstwerke führt, — zu dem Kunstwerk, welches das Bedürfnis meines Lebens ist und das Bedürfnis des jetzigen Augenblicks in unserer Malerei!"

Er sprach mit einem Fieber, einer Kraft, einem Glauben, der die Andern mitriß. Stumm lauschten sie seiner Begeisterung. Er stand jetzt vor ihnen am Tisch, in seiner stolzen, schlanken Größe, und die Lampe beschien sein Gesicht. Die braungrünen Augen mit den langen, dunkeln Wimpern funkelten in der unheimlichen Glut höchster Aufregung, während sein ohnehin blasses Gesicht vollends bleich geworden war und zwischen seinen schmerzlich geöffneten Lippen die zusammengebissenen Zähne hervorschimmerten.

Eine Weile starrte er in das Licht; dann sah er plötzlich zur Seite. Ein anderer Gedanke schien in ihm erwacht; sein Ausdruck ward ruhiger.

„Ob ich nun selber das maßgebende Bild hinzustellen imstande bin," fuhr er ernst, mit milderer

Stimme fort, „oder ob das, was ich gebe, bloß der erste Anstoß wird, der dann einen Größeren, welcher meine Bestrebung versteht und sich davon angeregt fühlt, dazu führen wird, seinen Zeitgenossen das entscheidende Kunstwerk zu geben — das sei mir Nebensache. Idee und Bedürfnis, ein solches überhaupt in diesem Augenblick zu schaffen, bleibt jedenfalls mein eigenstes geistiges Eigentum, und die Gewißheit behalte ich immerhin als Lohn: daß ich mit denjenigen Mitteln, welche mir von der Natur verliehen waren, meiner Zeit das Mögliche gegeben habe; das genügt mir. Das ist Alles, was ein Künstler von sich verlangen kann!"

Er warf sich auf den Diwan und legte den Kopf hintenüber auf die Kissen. Keiner sprach. Eine heilige Scheu verbot jetzt selbst Holleitner, den es zu einem freundlichen Wort, zu einer beruhigenden Bemerkung drängte, die Stille zu unterbrechen.

Eine Weile blickte Moralt unverwandt zur Decke empor.

„Jetzt könnte ich zeichnen!" rief er plötzlich — „jetzt könnte ich an der Skizze arbeiten, ich fühl' es." Er erhob sich: „Nehmt es mir nicht übel, aber heben wir unsere Plauderei für heute auf! — — — treffen wir uns morgen — — oder Sonntag, — wann Ihr wollt, — ich muß den Augenblick benutzen!"

Er legte wie bittend seine Hand auf Äbis Schulter. Einen Augenblick später verließen die drei Freunde mit kurzer, herzlicher Verabschiedung das Atelier; Rolmers als der letzte. Eine Sekunde lang schaute er Moralt in die Augen; in seinem Blick lag eine gewisse Besorgnis, und von seinen Lippen kam ein leises: „Mut!"

Während auf der Treppe noch die Tritte hallten, hatte Moralt schon den Leinwandrahmen von der Wand geholt und auf die Staffelei gestellt. Er blieb lange in den Anblick des Entwurfs versunken.

„Ihr sollt es erleben! daß das Euch eines Tages sagt, was es, ungeschaffen im Innern vor mir stehend, heute mir schon sagt. Zweifelt! Schüttelt die Köpfe! Du lebst doch in mir, und niemand kann dich mir wegleugnen. So wie du vor mir stehst, so bist du darstellbar; ich fühle es, ich seh es, ich weiß es. Und drum muß ich; und ich will!" Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Ein krampfiger Schmerz, wie ersticktes Weinen, schnürte ihm einen Augenblick die Kehle zu. Aber er befreite sich in gewaltsamem Aufschwung. „O Kunst, heilige Kunst! Daß du doch in der entscheidenden Stunde das Eine selbst dem ärmsten deiner Jünger zum Halte läßest, wenn du ihn zu einem Werk entzündet hast: den blinden, überzeugten Glauben an die Echtheit der Flamme, die du in ihm auflodern ließest, ob auch Alle um ihn her ihn zu verwirren

suchten! Und meine Flamme brennt; sie will wirken. So schließ' ich mich von Stund an von Euch ab, die Ihr soeben diesen Raum verließet; ich schließe vor Euch diese Türe, bis unbeirrt geschaffen steht, was jetzt entstehen muß!"

Er schritt zur Tür und drehte laut den Schlüssel um. Hastig, als könnte von außen ein Hauch ihn noch stören, riß er den Teppich vor. Dann setzte er sich, eng zusammenkauernd, in die Ecke auf den Diwan. Er dachte nicht mehr ans Zeichnen.

Mit dem Fuße schob er den Tisch beiseite, drauf die leergetrunkenen Gläser klirrten. Er stand wieder auf und trug die Lampe aus der Nähe fort; sie störte ihn mit ihrem hellen Schein. Dann zog er sich abermals in den Winkel zurück, in die Dunkelheit, und schaute vor sich hin über den Raum.

Es war ganz still. Kein Lärm drang mehr von der Straße herauf. Die Freunde waren bis spät geblieben. Alles im Hause lag längst im Schlaf. Aber ihm war er noch fern.

Eine volle Stunde blieb er regungslos in seiner dämmerigen Ecke. Und vor ihm erstand in dieser nächtlichen Stille mit visionärer Klarheit nun auch alles Einzelne an seinem zukünftigen Werk.

4

Die nächsten Wochen verflossen, ohne daß die Freunde Näheres von Moralts Schaffen erfuhren.

Das Atelier an der Findlingstraße blieb für alle Besuche verschlossen. Am Mittagstisch im Gasthause erschien Moralt nicht mehr; er frühstückte allein zu Hause, und am Abend traf seine Speisestunde überhaupt selten mit derjenigen der Freunde zusammen. Es war auch bald nicht mehr zu verkennen, daß er den Verkehr mit der Außenwelt vorderhand absichtlich, aus Bedürfnis so einschränkte, und Keiner machte ihm einen Vorwurf daraus. Rolmers selbst vermied es gänzlich, ihn zu Hause aufzusuchen, und Moralt war dankbar dafür. Ein stummes Einverständnis bildete sich so zwischen beiden Teilen.

Unter Künstlern sind solche Zeiten der Zurückgezogenheit der Einzelnen eine zu bekannte und verstandene Sache, als daß viele Worte darüber verloren werden. Fast Jeder kennt aus eigener Erfahrung die Kämpfe und Nöten, welche ein eben entstehendes Werk bringt und achtet schweigend das Schweigen dessen, der eben darin steckt und nur noch zerstreut, wie im Traum, an der Gesellschaft Anderer teilnimmt.

So war der Dezember gekommen. Der erste große Schneesturm trieb sein wirbelndes Geflock über München hin. Verschwunden im Gestöber der Höhen waren die weit ausschauenden Frauentürme, und in die Straßen und Gassen senkte sich eine düstere, gelbgraue Dämmerung, als wollte der kaum erwachte Wintertag schon wieder zu Ende gehen. In den Gewerbsvierteln zündeten sie die Lichter an, und in den Morgenschulen legten die Kinder die Federn aus der Hand und warteten ohne Ungeduld das Ende der Finsternis ab.

Auch an den Hunderten der hohen Atelierfenster vorüber jagte mit immer dichterem Schneewehen der tolle Sturm und warf dicke, nasse Krusten auf die Scheiben.

Verloren in sein Werk mit allen Kräften, mit allen Nerven, hatte Moralt nichts von dem bemerkt, was draußen vorging in den grauen Lüften. Eben war er nach einer Stunde angestrengter Arbeit von seiner Staffelei zurückgetreten bis ganz an die Wand und prüfte, den Kopf zur Seite geneigt, mit den Augen blinzelnd, aufmerksam alle Einzelheiten und das Gesamte. Das Bild zeigte eine jugendliche männliche Figur in einer Abendlandschaft sitzend.

Er war nicht zufrieden. So wie die Figur immer und immer noch zur Landschaft stand, konnte man ihm mit Recht vorwerfen, daß seine Darstellung eine

herkömmliche Atelierlüge sei. Immer keine überzeugende Luftschicht um die Figur, immer nicht jene gewisse Zerlöstheit aller Farbentöne durch das volle freie Licht. Und doch — des mochte der Himmel Zeuge sein — hatte er die strengsten Einzelstudien nach der Natur gemacht, hielt er sich Ton für Ton an sie, wie sie da neben ihm standen; nichts dichtete er in der Ausführung oder fälschte er um der Wirkung willen; nichts tat er hinzu noch davon an Farbwert, und trotzdem — es war ihm nie so unwahr vorgekommen wie heute.

„O signore, wie macht scuro draußen — finster, finster, già notte!“ ließ sich da plötzlich Nicolos Stimme vernehmen, und Moralt schaute auf.

Das halbe Fenster war überzogen mit Schnee.

„Zum Henker! hilft denn heut Alles zusammen,“ murmelte er, als er jetzt erst das ungleiche, trübselige Licht im Atelier recht gewahr wurde. „Unmöglich, dabei etwas Richtiges zu machen!“ Ungeduldig begann er den Raum entlang zu schreiten.

Nicolo benutzte die Muße und dehnte seine Glieder. Er saß auf einer kurzen Bank, die auf ein Podium gestellt war. Eine faltige, dunkelrote Gewandung schmiegte sich um seinen Körper. Er schob sich mit einer geschickten Bewegung des Fußes ein Zeitungsblatt, das am Boden lag, näher, und wußte,

ohne die Anordnung seines Gewandes zu zerstören, des Papieres habhaft zu werden. Langsam buchstabierend, las er die deutschen Sätze, während der Maler vor die Reihe von landschaftlichen Studien und Skizzen hingetreten war, die an der einen Wand hingen und nebst einigen Einzelstudien von Figuren in freier Abendbeleuchtung, das Ergebnis der letzten Sommerreise ausmachten.

Er blieb lange davor stehen. Sie waren ihm doch alle, unbewußt, direkte Vorbereitungen gewesen zu diesem ersten Werk, auf welches sein ganzes künstlerisches Bedürfen hingedrängt hatte und an welchem er jetzt endlich schaffend stand; das erkannte er immer deutlicher, je tiefer er in sein Werk eindrang. Was er da an Vorarbeiten geschaffen, war wie von wunderbarem Instinkt eingegeben, ein immer neues Üben und Variieren der selben sehnsüchtigen Melodie gewesen, die nun endlich zum vollen Erklingen gelangen sollte.

Die zwei ersten Studien waren Abendlandschaften von ganz verschiedenem Charakter und dennoch unverkennbarem innerem Zusammenhang. Die erste in ihrer Stimmung vollkommen eine Landschaft der Sehnsucht nach Tod und Ruhe, die zweite eine Landschaft der Sehnsucht nach etwas Fernem — nach Leben und Glück.

— Hier eine sandige, nur von einzelnen Heidekrautbüscheln bewachsene Ebene, die sich endlos in die Weite dehnte. Zwischen Felstrümmern, die von Urzeiten her daliegen mochten, und zwischen angewehten Sandhaufen dahin, schweifte der Blick in eine dämmerige Tiefe, in eine gähnende, zunachtende Ferne. Ein trauriges, totes Wasser, eine Art Teich, spiegelte melancholisch des Himmels letzten, fahlen Schein und die paar schwarzen, ernsten Bäume wieder, die dort am Rande standen.

Die dunkelste Poesie des Leids lag über dieser gott- und menschenverlassenen Stätte; ein Zug von verzweifelter Sehnsucht nach Flucht aus dem Leben.

— Auf der zweiten Leinwand eine von links nach rechts terrassenförmig abfallende Halde in üppigster, sommerlicher Vegetation. In den Schatten des Abends und im stürmischen Nachschauern eines vorübergezogenen Unwetters war die grüne Pracht der Erde zu tiefer, satter Dunkelheit gedämpft. Im Mittelgrund baute sich eine gewaltige Baumgruppe auf, deren Wipfel noch die letzten Windstöße schüttelten; rechts öffnete sich unermeßlich die Weite, noch einmal wie verheißungsvoll aufhellend zu einem letzten Abendleuchten.

Aber was für ein Wurf in diesem Gemälde! Groß, groß, alles groß. Diese Lüfte voll gewaltigen Lebens,

diese in Formen und Bewegung titanenhaften Baum-kolosse, in denen man das Rauschen des Sturmwindes völlig zu hören glaubte, und dies Aufdämmern und Sichherauslösen der Ferne in einer Glut der Farbe, daß das alles in seinem Zusammenwirken den Beschauer hinriß, wie ein dahinflutender Strom von Leidenschaft. Sehnsucht atmete auch das, nach Schicksalsschlägen neu erwachende, doppelt erglühende Sehnsucht; Sehnsucht nach einem unerreichbar fernen, heißen, wilden Glück.

Moralt war ganz versunken in den Anblick.

Und wie eine direkte Frucht dieser zwei Studien, als ein neues, selbständiges künstlerisches Gebilde, hervorgegangen aus dem Durchempfinden dieser beiden verschiedenen Abendstimmungen, hing daneben die große Farbskizze zu einem Bild. Wie lange hatte Moralt geträumt, daß dies sein erstes großes Werk sein würde! Mit den heiligen Schauern eines Künstlers bei der ersten Konzeption hatte er sie geschaffen, und nur die alsbald danach in seinem Innern erstandene zweite Schöpfung, die gebieterisch nach Gestaltung drängte, hatte ihn vermocht, sie zurückzulegen. Auch jetzt betrachtete er den Entwurf mit ungetrübter Freude.

Fahl, bleigrau, gelblich, schimmerte darauf das letzte, ausschwachende Abendlicht über einen Rain her-

auf zu den ersten Bäumen eines Waldsaums. An einen Stamm gelehnt, saß verwundet, geknickt, ein jugendlicher, fast knabenhafter Krieger am Boden. Sein Schild lag im Grase, sein nackter Leib zeichnete sich blaß auf dem düsteren Horizonte ab. Auf seinen Knien gebettet, hielt er das bleiche Haupt seines toten Freundes. Ein roter Mantel, der dessen Körper deckte, gab die einzige farbige Wirkung in die Dämmerstimmung des Ganzen. Hügelabwärts im Grase zeichneten sich noch schwach die Formen eines andern Dahingesunkenen ab; und unbestimmt in Dämmerung und Dunst der Erde verschwamm es auch dort noch wie ganze Gruppen von Toten. Aus dem weithin gedehnten Tiefland ragte einsam eine Gruppe von Pappeln in die Höhe und zeichnete sich schwarz ab auf dem schauerlich bleichen, helleren Himmelsstreifen, der durch das ganze düstere Firmament hinzog. Es war, als hätte die schwere Decke, welche die Welt umspannte, dort einen Riß, durch den man einen letzten, nachschauenden Blick tun könnte in die Welt des versunkenen Tages: in eine Welt voll Unheil.

Diese grandiose Stimmung des Himmels und der Landschaft war eine Ruhe des Todes nach dem welterschütternden Krieg des Tages; die Ruhe des Erfülltseins eines großen, tragischen Geschickes; die Ruhe des Kampf-Endes, weil Niemand, Niemand mehr da

ist, der weiter kämpfen könnte. Tot oder wund Alles; erfüllt das Verhängnis, und starr vor Grauen und Schauder Erde und Himmel.

Und der Verwundete schaut mit großen, starren Augen vor sich hin; die Arme hängen ihm steif am Leib herab; die Hände fassen zu beiden Seiten ins Gras, unbewußt; seine Beine liegen gradausgestreckt im Rasen, dem Toten mechanisch den Schoß zur letzten Ruhe bietend.

„Es ist gut, — es ist sicherlich gut," sagte sich Moralt, — „warum denn sollte das Neue nicht ebenso werden?" Verdoppelt wallte sein Arbeitsfieber auf. Er stellte sich wieder vor die Staffelei.

Nicolo warf einen fragenden Blick nach dem Fenster; da sah der Maler, daß das Gestöber noch immer nicht vorüber sei; nur die Heftigkeit hatte nachgelassen.

Unmutig lief er an den Tisch, auf welchem seine Malgeräte lagen, seine Pinsel, Spachtel, Fläschchen und Tuben; ein Krug stand dazwischen mit mannigfaltigen herbstlichen Laubzweigen; die waren längst eingetrocknet. Er suchte ein Kratzmesser, dessen Klinge er prüfend mit dem Daumen befühlte, und machte sich daran, an der Figur des Bildes die ganze obere Partie des Haupthaares wegzukratzen.

Da, da lag es immer, das Unwahre, in diesem

harten, dunkeln Kontur des Kopfes, der gar nicht in der Luft stand, sondern immer wie ausgeschnitten und aufgesetzt am Hintergrund zu kleben schien. Wohl hatte er in den Detailstudien, welche auf einer kleinen Staffelei neben ihm standen, genau vor sich, wie draußen in der Natur die Farbtöne eines Kopfes zur Luft standen, aber er mußte die feinere Durchführung hier im Bilde doch unmittelbar nach Nicolos Haar vollbringen, und es war zum Verzweifeln, wie gerade diese Partie der befriedigenden Lösung widerstand. Und um so aufregender war für Moralt der Kampf gegen diese widerspenstige Stelle, als sie, mit ihrer kräftigsten Dunkelheit im ganzen Bilde, für die Verteilung aller übrigen Farbwerte maßgebend werden mußte. Ihr stand als höchste Helligkeit die gelbliche Himmelsfarbe gegenüber, die dort aus dem schmalen Riß im Gewölk der Ferne aufleuchtete. Denn die Landschaft, in der die Figur saß, war nichts anderes als eine abermalige Umdichtung jener gewaltigen zwei Naturstudien, und soweit sie in der Anlage da wirkte, bereits von mächtigem Zug.

Auch hier, auf dem Bilde der Sehnsucht, jene weithingedehnte abendliche Ferne mit dem einen, geheimnisvoll aufleuchtenden, horizontalen Lichtstreifen im dunkeln Raum der Wolken und Lüfte; auch hier im erhöhten Vordergrund das satte, tiefe Grün der

Erde, durchsät mit Blumen von glühender Pracht; und in der Mitte des tieferen Landes eine hochaufragende Baummasse, kompakt, dunkel und mystisch, wie ein heiliger Hain.

Etwas unerklärlich Heißes, Feuchtes, Fruchtbares lag als Atmosphäre über dieser farbenschweren Landschaft. Die schwärzlichen Wipfel bogen sich im Wind, mächtige Bewegung ging durch die Lüfte, durch die Linien der Erde: ein Drängen nach der Ferne, ein leidenschaftlich Sinnliches und zugleich wieder vom Realen Ablösendes, eine zwingende Gewalt. Die Stimmung dieser Natur berührte wie große Musik.

Und in diesen weiten Ausblick sinnend verloren, vorgestreckt, ruhte die Jünglingsfigur im Vordergrund — ein hohes, dunkles Gebüsch zur Seite — hingelehnt auf niederen Steinsitz. Über die grauen Blöcke der Lehne fiel der Saum des düsterroten Gewandes. In dieser gedehnten, wie nach der Ferne strebenden Bewegung der teilweise nackten Glieder, in der dabei doch ruhesamen Haltung des Körpers, in den Falten der Gewandung, in dem beredten Ausdruck der Hände, war schon jetzt ein Zustand von Sehnen und von Traumverlorenheit angedeutet, daß das Bild in der Ausführung, wenn erst der Ausdruck des Angesichtes hinzukam, überzeugend, siegreich Moralts Intentionen offenbaren mußte.

„Eine herrliche Anlage!" zuckte es selbst dem zweifelsüchtigen Schöpfer vor dieser Leinwand in einzelnen Augenblicken durch die Seele, in jenen kurzen Augenblicken unermeßlicher Künstlervision, in denen Sekunden zu Jahrreihen werden und Werk auf Werk, Bedürfnis auf Bedürfnis erfüllt vor dem Innern steht; in denen die Hoffnung riesengroß schwillt, in denen der fliegende Puls in den Schläfen klopft wie Hammerschläge eines unbändigen Schaffenstriebes, eines allbesiegenden Mutes; in jenen großen Augenblicken des höchsten Glaubens an sich selbst, aus denen Moralt ebenso schnell durch einen äußeren Umstand, durch eine unglückliche Arbeitsstunde in seine trüben Zweifel, in seine blutigen Herzensängste zurückfiel.

Mit welcher verzweifelten Anspannung hatte er heute gearbeitet! Und wieder war es nichts! Er ruhte nicht, bis an der Stelle des schwarzen Gelocks, das er so peinlich studiert hatte, der garstige farblose Untergrund der Leinwand wieder hervorgekratzt war. Dann griff er zur Palette; es mußte heute sein; das Schneewehen war vorüber; also nochmals ans Werk.

„Nicolo!"

Der Italiener ließ seine Zeitung wieder fallen; er war noch immer am Buchstabieren der ersten Seite. Sein Kopf nahm geschickt die Haltung an, die ihm der Maler mit leichten Wendungen des eigenen Kopfes

andeutete. Es war angenehm, mit diesem jungen Menschen zu arbeiten; er war intelligent und hatte, was so vielen Modellen fehlt: jenes flinke Verstehen ohne Worte.

Zwei neue Stunden der Arbeit verflossen in tiefer Stille. Nur kurze Ruhepausen von einigen Minuten nahm das Modell; Moralt selber unterbrach seine Arbeit keinen Augenblick.

— Jetzt war die Partie des Kopfes neugemalt und wieder ziemlich zusammengeführt mit dem Übrigen. Sie war etwas grauer, blauer, duftiger als vorher, trotz der Dunkelheit der Haarfarbe. Moralt legte die Pinsel beiseite und dehnte weit seine Brust aus. Er prüfte: — — es schien doch endlich zu kommen, wie er es haben wollte. Er sah nach der Uhr.

„Es ist Mittag, Nicolo, auf halb zwei Uhr wieder!"

Das Gewand fiel von dem jugendlichen Körper, der in schönster Ausbildung, schlank und kraftvoll, den Charakter der beginnenden Zwanzig zeigte.

Um seine malerischen Lumpen, die er langsam und behaglich Stück um Stück anzog, warf der Italiener schließlich seinen dunkelblauen Radmantel und ging mit einem freundlichen Grinsen seiner schönen Zähne davon. Er verehrte den Maler. Moralt behandelte ihn so gut wie wenige seiner Kollegen, und machte

ihn ab und zu mit einem Glase Wein wieder frischer zu seinen anstrengenden Sitzungen.

Auf das Klingelzeichen erschien die Hausmeisterin mit dem Frühstück und einem Brief. Moralt hieß sie in den Ofen Kohlen nachschütten und öffnete eine Scheibe des großen Fensters. Ein paar feine Flocken flatterten herein und zergingen in der heißen Luft des Raumes, bevor sie zu Boden gelangten, während durch die kleine Öffnung zitternd die Wärme entfloh. Allmählich strömte erquickend die Frische des Wintertages herein, und Moralt, den Brief am Fenster lesend, tat tiefe, volle Atemzüge.

Rolmers gab ihm in einigen Zeilen für den folgenden Morgen, den Sonntag, Rendezvous in der neuen Pinakothek. Die gute Sitte hatten sie beide beibehalten: am Sonntag den Pinsel gänzlich ruhen zu lassen.

Inzwischen hatte die Frau den Tisch gedeckt und schlurfte jetzt die Treppe hinunter.

„O Himmel! schon wieder so kopioses Zeug!" brummte Moralt, als er sich zu Tisch setzte und das brutale Stück Kalbsbraten zwischen einem Haufen gerösteter Kartoffeln und einem zerkochten grünen Gemüse liegen sah.

Diese lieblos zubereitete, massige Münchner Wirtshauskost, die er überall essen mußte, die man ihm auch jetzt aus einem Gasthause der nahen Goethe-

straße täglich herüberholte, wie hatte er die satt! Wenn er sie nur erblickte, fühlte er sich davon berührt, wie von der Aufforderung zu einer lästigen Pflichterfüllung. Er rückte naserümpfend den Stuhl zurecht.

Der Künstler, der erregt, abgespannt von geistiger Arbeit, endlich an eine Erfrischung, an Speise und Trank zu denken Zeit findet, hat das Bedürfnis nach möglichst sorgfältig zubereiteten, angenehmen, die Eßlust reizenden Gerichten, nach möglichst wenig Substantiellem, aber Kräftigem. Es mag so einfach sein als es will, nur nicht derb, nur nicht gleichgültig und reizlos. Und gerade das war der Charakter der Küche, auf welche jeder Fremde angewiesen war. Moralt mit seinem sensitiven Organismus litt auf die Dauer darunter, so wenig er Wohlleben beanspruchte. Er fühlte sich gehemmt, unbehaglich mit dieser Ernährungsweise; aber er konnte ihr nicht entgehen; er mußte den Übelstand hinnehmen. Alle um ihn her lebten so. Sie, junge Maler, konnten doch nicht täglich in einer der drei oder vier feinen und teuren Weinstuben, die es gab, ihr Frühstück nehmen!

Wie Rolmers erst darüber zu schimpfen pflegte! So faul und dumm wie nach einem Mittagessen in München gebe es für ihn auf der Welt keinen Zustand mehr, behauptete er.

In Paris — er konnte sein Paris nie vergessen

— jene kleinen, billigen Stücke gebratenen Fleisches zum Frühstück, ein Glas Wein, eine Tasse Kaffee und nachher eine angenehme Gesättigtheit ohne Belästigung, — hier das Suppengeschwemme, die Kartoffelhaufen, die Knödel, das ewige kraftlose, knatschige Kalbfleisch, und daraufhin eine absolute Stupidität, ja sogar eine heimtückische, schleichende Ärgerlichkeit, — so schilderte der Norweger seinen täglichen Zustand nach Tisch.

Unwillkürlich dachte Moralt an diese Bemerkungen des Freundes und an das drollig grimmige Gesicht, welches er dabei zu machen pflegte, während er sein Frühstück zu verzehren begann. Aber bald vergaß er vollständig, daß er aß. Er war wieder ganz in seine eigene Welt versunken. Es summte in seinem Kopf; — waren es Farben, Bilder, waren es Töne, die ihn verfolgten? Er aß jetzt mit Hast. Daß der Mensch überhaupt essen muß, trinken muß, schlafen muß, daß es Nacht wird in Zeiten, wo er fiebert in Schaffenstrieb!

Moralt machte ein schnelles Ende. Er schob die Serviette beiseite und lief an den Flügel. Das war so seine Gewohnheit geworden nach Tisch, seit er nicht mehr ausging. Er präludierte eine Weile. Er kam in die Schumannschen Kinderszenen, er leitete über — phantasierte — verlor sich — war plötzlich in

Chopin; sein Spiel wurde wärmer, sein Bedürfnis größer, er spielte Schubert, spielte Beethoven — — reich und voll klang es hin durch den Raum. Sein Auge träumte, seine Lippen preßten sich aufeinander, sein dunkles Haar glitt ihm tief in die Stirn; er bemerkte es nicht. Im Rauschen der Töne flossen die Viertelstunden dahin. Erst Nicolos Klopfen riß ihn aus seinem Traum.

„Herein!"

Er spielte weiter. Der Italiener schlich auf den Zehen durch das Atelier, die Augen ganz rund, als er sah, daß Moralt sein Spiel nicht unterbrach. Und während dieser das Tonstück zu Ende führte, zog das Modell leise seine Kleider aus, den entzückten Blick unverwandt auf den Spielenden gerichtet. Der schwarze Bursche schien ganz aufzugehen im Anhören dieser Musik.

Als Moralt sich endlich erhob, erblickte er ihn auf dem Rande des Podiums zusammengekauert, die Gewandung zum Bilde bereits übergeworfen, leuchtenden Angesichts dasitzen.

Die Nachmittagssitzung war zuerst ermüdend, uninteressant; zudem merkte Moralt jetzt erst an einer leisen Schläfrigkeit, daß er über der Musik seinen Kaffee zu brauen vergessen hatte. Aber die letzte Stunde führte ihn wieder in sein volles Fieber.

Diese Hand, diese eine, träumend herabhängende Hand, sie sollte, sie mußte sprechen. Nicolo war auch hier für des Malers Intentionen nicht ohne bestwilliges Entgegenkommen, aber hier fehlte es dem ungebildeten Menschen an der Fähigkeit, Ausdruck zu zeigen. Seine Hand war der Form nach gut und in schöner Harmonie mit dem Arm. Nicolo hielt auch die Finger genau nach der Anweisung, gar nicht erzwungen; aber es war eben trotzdem nicht, was Moralt bedurfte, um sich zu genügen.

„Ich werde auf ein anderes Mittel sinnen müssen, wenn ich einmal bei der letzten Durchführung, beim eigentlichen Ausdruck anlange," sagte er sich kopfschüttelnd, während er die Modellierung einstweilen so, wie er sie vor sich sah, durcharbeitete. Und er ließ diese und jene charakteristischen Hände, die er schon beobachtet hatte, innerlich wieder vor sich erscheinen; er holte Skizzen herbei, die er gelegentlich gemacht hatte; es war immer nicht das, was er wollte, was er sehen mußte.

Zuweilen legte er die Palette einen Augenblick nieder, hielt seine eigene Linke so vor sich hin, wie die Anlage auf dem Bilde zeigte, und verfolgte genau Bewegung, Linien, Ausdruck.

Schon begann der Tag sich zu neigen. Immer dringlicher, immer angespannter vertiefte sich Moralt

in seine Arbeit. Er bemerkte das allmähliche Dunklerwerden draußen mehr nur mit den Nerven, als mit den Augen; er spürte nur unbestimmt eine wachsende Beengung seines Schaffensbedürfnisses durch die unbarmherzig flüchtige Zeit.

Was war ihm Tag, was war ihm Stunde, wenn er fühlte, daß er im Zuge zu malen sei, oder imstande, für sein Werk innerlich bedeutsam zu arbeiten! Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Ermüdung, — gab es die für ihn dann noch? Er hätte tageweis das Essen vergessen, bei erkaltetem Ofen gemalt oder in überheiztem Raum, hätte in der beinahe ekstatischen Erregung seines Gehirns den Schlaf versäumt, wenn eine solche günstige Disposition tagelang angehalten und nicht jedem Tag seine Dämmerung ein Ende gemacht hätte. Er hörte in solchen Stunden nichts mehr vom Leben um sich her; seine Wahrnehmung äußerer Vorgänge schlief ein, wie in hypnotischem Schlummer; er vergaß den Ort, wo er war, vergaß, daß das Modell da ein lebendiges Wesen sei; er vergaß sich selbst. Es war, als sei der geistige Moralt dem Körper entflohen und bewege sich nun befreit, unbehindert durch die Materie, in der entrückten, immateriellen Welt seiner künstlerischen Gedanken und Empfindungen.

Aber auch der heutige Tag hatte seine Dämmerung, und sie kam grausam früh und schnell. Es war

noch nicht vier Uhr, der Himmel schon trüb und finster, da warf er die Palette auf den Tisch. „Zu dunkel! wir hören auf!“

— Mit der einbrechenden Dämmerung hört das eigentliche Tagwerk eines Malers auf; nach einem richtigen Arbeitstag ist auch die Kraft meist erschöpft und der Geist wie der Körper der Erholung bedürftig. Das Pinselauswaschen — diese bittere, letzte Notwendigkeit, bevor der Künstler seinem Atelier den Rücken drehen darf, wird bei den Meisten zum Augenblick des Plänemachens für den Abend, zum Augenblick des letzten Rückblicks auf den Erfolg der Tagesarbeit. Dann wirft der Maler gern für's Erste seine Sorgen über die Schultern und geht hinaus an die Luft, ins Leben.

Dies lästige, tägliche Reinigungsgeschäft war Moralts eigentliche Erholung, mehr noch, es war ein Segen für ihn. Denn dabei dachte er an nichts, als an diese Handlangerarbeit selber.

Es war der Augenblick der besten Abspannung. Das angestrengte Gehirn, die ermüdeten Augen kamen langsam in Ruhe; die Erregung des ganzen Menschen ließ nach.

Was nachher kam und bei seinen Kollegen wohl Erholung, Zerstreuung, Lebensgenuß hieß, war bei ihm nur eine neue, ruhelose Tätigkeit der Gedanken.

Denn seine Neigung zum Reflektieren erwachte, sowie das Inanspruchgenommensein der Geisteskräfte durch das tatsächliche Schaffen aufhörte. Nie mehr, seit-dem er Künstler geworden, vermochte er es, von Stunde zu Stunde das zu leben, was das Leben brachte, ohne Bewußtsein und Rechenschaft, ohne Vor- und Rückwärtsdenken. Nein, immer dieses un-glückselige Verhängnis seiner zeitlichen Verspätung in der Künstlerschaft: das nutzlose, in häufiger Wieder-holung, oder gar als Gewohnheit betrieben, bloß die Schaffensfrische untergrabende, bloß die Zuversicht lähmende Herumbetrachten und Herumnörgeln an sich selbst.

Als hätte er die Tage, die Stunden zu zählen, als trüge er den Keim einer unheilbaren Krankheit in sich, welche ihm zum Vollenden einer unternommenen Lebensaufgabe einen erschreckend kurzen Termin setzte, betrieb er einstweilen sein Leben als Maler. Er fühlte eine nie zu beschwichtigende Unruhe, einen bleiernen Druck, eine beständig mitschleichende Sorge in seiner Brust in allen freien Stunden. Jene Empfindung, die er schon den Freunden ge-beichtet hatte, lastete dann unabtreiblich auf ihm, jene herabstimmende Empfindung: als wäre er der Existenz, die er führte, nicht wert; als hätte er sich noch kein Anrecht erworben auf das, was die Welt

und die Gesellschaft um ihn her ihm boten, bevor das Werk dastünde, welches sein künstlerisches Gewissen von ihm forderte.

Wie er sich jetzt auf seinem Diwan zum Ausruhen hinlegte, ein Kissen unter den Kopf geschoben, den Teekessel auf dem niederen Tischchen neben sich, waren auch sogleich seine Gedanken wieder verloren in alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der fernern Entwicklung seines Bildes. Weniger trüb, weniger beschwert als sonst war heute seine Stimmung. Die Eindrücke des Morgens hatten ihm wohlgetan. Selten hatte er so, wie da vor den drei Arbeiten des letzten Sommers, die Beruhigung gehabt, daß in seinen Studien und Skizzen echte Eigenart stecke; selten hatte er so empfunden, daß sein Abweichen von der großen Strömung um ihn her durch etwas individuell Poetisches in allen seinen Entwürfen sich rechtfertige.

Oh, er wollte ihnen mit der Zeit schon Dinge vor die Augen führen, wenn nur einmal das Gelingen eines ersten Werkes ihm das rechte Vertrauen in seine Kraft gegeben hatte, Dinge, die sie sicherlich zum Einstecken ihrer niederträchtigen Zweifelsucht ihm gegenüber und ihrer bornierten Einseitigkeit zwingen würden!

Er dankte doch seinem Geschick in dieser Stunde,

daß er so war, wie er war. Mochten tausend Zweifel ihn quälen, von denen Andere in ihrem Schaffen verschont blieben, tausend Wonnen besaß er allein, die Jenen fremd waren. Er hatte sie besessen von Jugend auf; er war immer glücklicher und unglücklicher gewesen als seine Kameraden. Immer, er mochte zu seiner frühesten Kindheit zurückschauen. Und so weit seine Erinnerung zurückreichte, hatte er auch diesen Hang zum Poetisieren gehabt. Schon früh hatte Alles um ihn her merkwürdig zusammengeholfen, diese Neigung zu verstärken und zu bereichern. Wenn er nur an die Eindrücke dachte, die ihm als Kind die Örtlichkeiten der kleinen Schweizerstadt gebracht hatten, in der sein Großvater, der Vater seiner Mutter, gewohnt, und wo er jährlich viele Wochen zugebracht, — und dann an den Einfluß der alten Nanni, die schon seine Mutter und darauf auch ihn erzogen hatte. Wie sie ihm von früh auf die deutschen Märchen, die alten Lokalsagen und Landesgeschichten erzählte, und wie sie ihn mit besonderer Sorgfalt für die Natur empfänglich machte. Wie sich bald für ihn mit dem Anblick einer Landschaft ganze Reihen bestimmter und unbestimmter Vorstellungen verbanden. In einer blumigen Frühlingswiese hatte schon das Kind nicht bloß die Blumen und die Wiese gesehen, sondern dabei des Märchens von den zwei Königskindern und dem

Zwerglein gedacht, das auf der Osterwiese gehaust hat. Und mit einer heiligen Scheu vor dem Ort hatte er seine Nanni gefragt: „Gelt? geradeso war die Wiese der Zwergleins, und so viele Schlüsselblümchen und so viele Veilchen wuchsen darauf, und so viele Schmetterlinge flogen über die Blumen?“ — und dann hatte er sich immer gewundert, daß ihm selber nie so etwas erschien und geschah, wie den geliebten Gestalten in Nannis Märchen.

Ja! und erst die große Kiesgrube am Weg zum Lindenberg, der über der Stadt eine Krone hundertjähriger Linden weithin prangen ließ. Jene Kiesgrube hatte er nie sehen können, ohne daß ihn ein Verlangen bis zu Tränen erfaßt hätte, dort, wo die herausgeschaufelten Löcher am tiefsten in den Berg eindrangen, einen Blick bis zum innersten Grunde zu tun, um zu erspähen, ob nicht just ein Kindlein drin liege. Denn für jenes Städtlein wurden die Kinder von der alten Frau Harsch, die sie in die Häuser brachte, aus dieser Steingrube geholt. Was Geheimnisvolles alles dachte sich der kleine Tino aus, wenn er da vorübergeführt wurde! Wo die Kindlein bereit gelegt wurden, mußte doch auch der liebe Gott zuweilen sein, der sie ja dorthin schaffen ließ. Und über den schimmernden, grausilbernen Disteln, die am Rande der Grube wuchsen, und auf dem bun-

ten Steingeröll suchte er also jedesmal mit kindlicher Ehrfurcht nach Spuren, die dieser gelassen haben könnte, nach irgend etwas wundersam Glänzendem, was er sich nur unbestimmt vorzustellen vermochte, oder nach einem weißen Federlein vom Flügel eines Engels.

Zu den Kindermärchen kamen die Spiele der Knaben, welche mächtig seine Phantasie anregten; zur heißen Sommerszeit im tiefen Wald, der üppig und dunkel jenes Städtchen umgab; bei trübem Wetter in den Höfen der Häuser, in engen, unheimlichen Sackgäßchen, auf unbenützten, düstern Dachböden von Hintergebäuden; Spiele, in denen Räuber, Hexen und Gespenster immer eine erste Rolle hatten. Am liebsten rumorte Tino mit einigen Kameraden in dem alten Turm des großväterlichen Hauses herum, welches an der vielhundertjährigen Ringmauer stand.

Und von dem erhöhten Fenstersitz bei einer halb gelähmten Tante, welche ihre Tage in einer epheuumzogenen, stillen Stube dieses Hauses verbrachte und sich, wenn es dämmerte, auf ihrem Klavier vorspielen ließ, schaute er, auf einem Taburett neben ihr sitzend, die Arme auf den Fenstersims gestützt, hinaus über die Wiesen und Bäume nach den fernen Waldhügeln, wie hinter ihren Wellenlinien blaß oder rot der Tag

verglomm. Auf dem letzten, schwachen Abendschimmer des Himmels zeichneten sich dann melancholisch die alten Bäume um einen Weiher ab, und auf der glatten Wasserfläche spiegelten sich Himmel und Bäume wieder, in traurigem Gelb und Schwarz. Dazu klangen die müden, wehmütigen Töne des Tafelklaviers, das die Tante durchaus nicht durch ein neues Instrument ersetzen wollte, weil es eine traute Stimme aus ihrer Jugend für sie bedeute.

„Pelzli! was denkst du?" fragte sie ihn dann zuweilen plötzlich, wenn er lange so verloren durch die Scheiben in die Dämmerung hinausschaute; und sie streichelte dabei seinen Kopf. Sie nannten ihn beim Großvater seines dichten, dunkeln Haares wegen das Pelzlein.

„Ich weiß es nicht!" pflegte der Kleine zu antworten. Es war ihm gewöhnlich in solchen Augenblicken wieder Allerlei in der Erinnerung aufgetaucht, was ihm die alte, selige Nanni erzählt hatte, wenn es Abend war und er, an den Scheiben trommelnd, auf ihrem Schoß gesessen.

So hatte sich Eins an's Andere gereiht von Eindrücken, die bewußt oder unbewußt sich in ihm festsetzten; und der Umstand, daß er in dem Augenblick, da er am allerbedürftigsten nach dem Ausleben seiner phantasierenden und poetisierenden Natur gewesen

war, jugendlich überschwänglich und voll unmöglicher Hoffnungen auf das Leben, in das Joch eines nüchternen, unkünstlerischen Berufes gesteckt wurde, hatte am allerkräftigsten beigetragen, diesen ganzen angesammelten Schatz im Stillen wuchernde Zinsen tragen zu lassen. Jetzt, da Moralt schließlich doch Künstler geworden, wollte heraus, was so lange den Ausgang versperrt gefunden hatte. Es war jetzt geklärt, gereift durch die Jahre der übrigen geistigen Entwicklung und besaß doch die alte, ungeschwächte Kraft.

Er empfand daher durchaus richtig, wenn er sich durch seine Münchner Umgebung nicht von diesem, seinem eigentlichsten Individuellen abbringen lassen wollte, wenn er sich sagte, daß ihm sonst gerade das genommen würde, was ihn befähigte, nicht mit hundert beliebigen Andern auf der gleichen Stufe zu stehen. „Mut, nur Mut!" rief er sich zu, als er sich endlich anschickte, nach der stillen, in dieser Rückschau verbrachten Teestunde auszugehen. Er kam sich vor, wie unter einem neuen Gesichtspunkt gerechtfertigt, nachdem er so verfolgt hatte, wie er schrittweise der Tino Moralt von heute hatte werden müssen. „Es ist Alles aus den Umständen hervorgegangen, Alles naturnotwendige Folge und nichts Gemachtes daran!" tröstete er sich. „Die Eigenart eines Künstlers

wird immer das Ergebnis seiner Lebensgeschichte sein, zugerechnet die Einflüsse der im Blut ererbten Eigentümlichkeiten. Das Ergebnis einer Lebensgeschichte aber, wenn sie von einem reichbefähigten Menschen gelebt wurde, in Kunstwerken ausgeströmt kennen zu lernen, muß immer von Interesse sein."

5

Vor der neuen Pinakothek stand Rolmers auf der breiten Steintreppe und schaute in den schönen Wintermorgen hinaus. Zuweilen spähte er zwischen dem kahlen, durchsichtigen Astwerk der Bäume, welche den Platz umschlossen, hinaus nach der Straße, durch welche der Freund kommen würde.

Der Ton einer fernen Kirchenglocke ging durch die Luft und sonntäglich gekleidete Kinder sprangen in frohem Lärm mit Hunden um die Wette durch die Wege der Anlagen. In den Fensterscheiben der Häuser an der Heßstraße glitzerten rötlich die ersten Strahlen der durchdringenden Sonne, während die Front der Barerstraße noch bläuliche Schatten in den langsam zergehenden, rosig-grauen Frühnebel warf.

Zehn Uhr war vorüber, als Moralts Gestalt jenseits, hinter dem langen Gitterzaun der alten Pinakothek sichtbar wurde. Elastisch schritt er daher; dennoch war in seinem Gang immer etwas Nachdenkliches, etwas grübelnd Schlenderndes. Er sah jugendlich aus, jünger als er war, trotzdem zu seiner schlanken Figur Schultern und Brust sehr kräftig gebaut erschienen. Die Art, wie der weiche, schwarze

Hut auf den Kopf gesetzt war, jetzt auch gegen das Blenden der hervorgetretenen Sonne noch etwas ins Gesicht gedrückt, so daß das dunkle Haar tiefer in die Stirn geschoben wurde, war das Einzige, was an der äußeren Erscheinung ein wenig den Künstler erraten ließ.

Rolmers ging ihm zur Begrüßung entgegen. „Wie wär's, wenn wir Pinakothek und Studium heute beiseite ließen und den schönen Morgen draußen ausnützten? Ich bestellte dich zwar her, um mit dir zusammen Einiges wieder durchzusehen, aber das können wir jeden andern Sonntag nachholen!"

„Ich bin sogar froh, nichts von Bildern anzusehen," versicherte Moralt und nahm des Freundes Arm. Gemächlich wanderten sie davon, durch die winterlichen Anlagen.

Rolmers war guter Laune und gesprächig; wie denn überhaupt seit Beginn dieses Semesters seine frühere Schweigsamkeit und sein etwas herbes, äußeres Wesen eine Wandlung zu einer heitereren Art durchmachten. Er hatte die Ausführung des figürlichen Teils an einer Reihe von dekorativen Gemälden übertragen erhalten, welche Resemann, ein ehemaliger Kollege aus der Rahde-Schule, entworfen und für das Schloß eines reichen Industriellen, der auf seinen Millionen ausruhte, in kurzer Frist fertigzustellen

hatte, und er sah mit den Einnahmen dieser Zeit die Möglichkeit voraus, sich im Frühling an sein erstes eigenes Bild zu machen. Das gab ihm neue Frische und Freudigkeit für sein Schaffen in den jetzigen, noch sehr eingeschränkten Verhältnissen.

Er erzählte dem Freund die Erlebnisse seiner Woche.

Der Sonntag stimmte die Beiden beschaulich, der frische Morgen regte sie an. Ihr Gespräch führte sie bald zu allerlei gegenseitigen Ermutigungen.

„Ach was! unsereiner sollte sich eigentlich nie beklagen über die Schattenseiten unseres Standes,“ sagte schließlich der Norweger — „denn der Künstler bleibt unter jeden Umständen der Bevorzugte vor allen Menschen; das sehe ich in den wechselnden Eindrücken der Zeiten immer auf's Neue.“

Moralt nickte ein wenig.

„Sieh, wenn unsereiner äußerlich so arm sein mag wie eine Kirchenmaus,“ — hielt Rolmers ihm vor — „innerlich ist man reicher, als der beneidetste Krösus. Wir können genießen, wir können schwelgen, ohne einen roten Heller zu besitzen, bloß weil wir Künstler sind und als solche empfinden! Wir können einen allumfassenden Genuß am Leben haben, weil wir von Natur diese vornehmste Gabe mitbekamen: es in allen seinen mannigfaltigen Äußerungen und Erscheinungen

zu verstehen, auch ohne daß wir uns diese direkt nutzbar oder zu eigen zu machen brauchen. Die Andern aber mit ihrem Geld — was können die anfangen? Sich höchstens, je reicher sie sind, um so mehr einzelne Teile davon verschaffen. Zum Ganzen gelangen sie nie!"

„Gewiß, gewiß!" bestätigte Moralt, der nachdenklich geworden war und im Gehen mit seinem Stock mechanisch vor sich hinstieß, — „es ist wahr, tragen wir auch ein schweres Bündel, tauschen würden wir sicherlich doch nicht wollen — mit Niemand. Wie arm, wie arm kommen mir je länger je mehr alle Menschen vor, auch die Reichsten, denen nichts in ihrem Innern mitgegeben ist, was sie die Kunst verstehen und lieben läßt! Ich spreche natürlich nicht von den kunstfremden Tüchtigen, deren Tätigkeit von irgendeinem achtenswerten und beglückenden Streben und nicht bloß vom Erwerbssinn geleitet wird, noch gar von denen, welche in großem Wirken für das Wohl Anderer stehen, was ja schon die höchste Befriedigung in sich schließen muß, sondern von der großen Zahl derer, die so im Allgemeinen die Leute, und die reichen Leute bedeuten. Du liebe Zeit! Ich habe lange genug unter diesen gelebt! Sie arbeiten und nähren und putzen sich und sammeln Geld an, um sich noch feiner nähren und noch schöner putzen zu können, und schließ-

lich empfinden sie es als eine Befriedigung, darin Andere zu überbieten. Wenn es hochkommt, pflegen sie wenigstens das Körnlein gute Gesinnung, das in ihnen wohnt, und lassen es zur Wohltäterschaft auswachsen, stürzen sich auch mit einem Portiönchen mehr oder minder aufrichtigen Gemeinsinns geschäftig in allerlei Ämtlein, und wenn sie gar noch in sichtlicher Weise das Nötige für ihr Seelenheil tun, dann bedeuten sie unter ihresgleichen vollends Idealgestalten. Und doch fehlt diesen armen Strünken von Menschenexistenzen die ganze, unendliche Welt der reinsten und interesselosesten Freuden, in der wir aufgehen, ohne an jene Dinge, welche ihr Leben mit so kläglicher Wichtigkeit ausfüllen, überhaupt weiter zu denken, als die bittere Notwendigkeit uns zwingt."

In ihr Gespräch vertieft, waren sie in die Arcisstraße geraten und verfolgten diese nach Norden, dem Stadtende zu, ohne bestimmten Plan. Es störte sie Niemand. Nur wenige Menschen gingen auf dem Trottoir vor ihnen: ein paar Frauen in Trauerkleidern, deren schwarze Kreppschleier in der wehenden, kühlen Morgenluft flatterten, ein paar Kinder, munter plaudernd, als gingen sie nach einem Vergnügungsort, während sie gelbe und violette Immortellenkränze am Arm, oder ein paar frische, weiße Blumen in den Händen trugen, die sie auf die Gräber ihrer Angehöri-

gen brachten, welche da draußen lagen, im hartgefrorenen Boden des nördlichen Friedhofs.

Ein paar junge Maler gingen einmal vorüber und grüßten die Freunde. Dann lag wieder die weite, stille Straße mit den vielen halbfertigen Häusern und den kahlen, erst bezogenen Neubauten vor ihnen.

Moralt schritt eine Weile schweigend neben Rolmers her, dann spann er seine Gedanken weiter aus.

„Übrigens, der allererste Grund, der mich noch weit mehr als alles vorhin Erwähnte, bestimmen würde, das Künstlerlos zu wählen, falls es überhaupt ein Wählen gäbe, ist die Freiheit: seine Individualität auszuleben, — die vollkommene menschliche Freiheit des Künstlers. Wer, ich frage dich, ist so ganz Mensch wie wir? Wer darf es so sein, muß es sogar so sein, damit seines Lebens Werk vollen Wert bekomme, und wer ohne künstlerische Veranlagung ist überhaupt imstande, es dermaßen zu sein? Ich habe geschmeckt, wie ein anderes Leben sich lebt; ich kann den ganzen, unermeßlichen Wert, den unsere Existenz in sich schließt, also am besten ermessen!"

Da machte der Norweger eine Bewegung der frohen Begeisterung.

„Ja, weiß der Himmel! lieber Erdäpfel fressen sein Leben lang, als je in ein Joch! Das schwöre auch ich, mein Alter!"

Sie waren immer dem nördlichen Friedhof entlang geschritten, ohne es zu bemerken. Hinter seinen roten Backsteinmauern standen sie auf einmal im leeren Feld.

Weite, unbebaute Territorien dehnen sich dort aus; die Stadt hört nach jener Richtung plötzlich, unvermittelt durch allmählich verlaufende Außenquartiere, in der freien Ebene auf. Der Wanderer steht am Ende bedeutsamer, dicht bevölkerter Straßen auf einmal in der kahlen Landschaft.

Erst in ziemlicher Entfernung tauchen wieder vereinzelte Ansiedlungen von Gemüsegärtnern, mit niedern Hecken und jungen Baumpflanzungen aus der Fläche im Norden auf. Für einen Maler hat dieser Anblick großen Reiz, und Rolmers und Moralt gingen ein Stück über die weglose Öde weiter.

Der Boden war spärlich mit Schnee bedeckt; da und dort schaute noch der Rasen hervor. Die Sonne verschwand immer zeitweise wieder in dem winterlichen Morgendunst, und über Allem lag jener unbeschreiblich feine graue Ton, welcher die Lüfte der beiden Städte Paris und München so interessant macht. Durch diesen Duft abgetönt, bauten sich koloristisch entzückend die bunten Mauern und Dächer und Holzzäune jener Hütten und Häuschen auf, welche in der Weite im Feld standen. Rückwärts ragten die Häuser-

kolosse der neugebauten Quartiere als verschwommene Massen hinein in das Grau, und auf einem nahen Baugerüste zeichneten sich Gestalten von Männern lustig als bewegliche Silhouetten, schwarz von der Luft abstehend.

Eine große Stille lag über dem Felde; nur aus der Stadt tönte das tausendfache Geräusch des Lebens in unbestimmten Lauten herüber. Den Schutthügeln entlang, welche hier und dort unter dem Schnee angehäuft lagen, lief Nahrung suchend eine einzelne Haubenlerche mit ihren flinken Bewegungen, und ihr munteres, frisches Gezwitscher drang anmutig durch die Morgenluft. In der Richtung, in welcher fern, kaum in den Umrissen zu erkennen, der gewaltige, rötliche Bau der Kaserne Neu-Wittelsbach auftauchte, zogen jetzt kleine Abteilungen von Soldaten hin und her, bewegliche Massen, beinahe farblos, in welche nur die hochroten Aufschläge der Uniformen einen schwachen Ton hineinbrachten. Ihre Helmspitzen blitzten auf Sekunden wie elektrisches Licht herüber. Und die Klänge der Musiktruppe, die nun zu blasen begann, gingen lustig in die morgendliche Weite hinaus und kamen als verspätetes Echo von den Mauern des Friedhofs wieder, mutwillig den Rhythmus störend.

Eine prickelnde Anregung lag für die beiden Künstler in all diesen Wahrnehmungen. Schweigend gingen

sie jetzt dahin, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Äußeren schenkend.

Als sie sich gegen Mittagszeit in den Ratskeller zu Tisch begaben, hatten sie beide das Bewußtsein, einen guten, erfrischenden Morgen verlebt zu haben. Auch Äbi und Holleitner sollten dorthin kommen, und meist fand man noch andere Kollegen da.

Diese Sonntagsfrühstücke waren die Treffgelegenheit für einen ganzen Kreis von jungen Malern geworden, die in der Woche nicht leicht zusammenzugelangen vermochten. Sie waren die Ersten. In einer der traulichen kleinen Abteilungen beim kunstreichen, grünen Kachelofen der hintersten Wand fanden sie einen Tisch noch frei.

Der Ratskeller war von der jungen Schar für diese Zusammenkünfte gewählt, weil er in seiner Besonderheit, in der eigenartigen Gemütlichkeit eines künstlich erleuchteten, in ruhiger Wirkung ausgeschmückten, mittelalterlichen Trinkgewölbes ihrem künstlerischen Sinn Ausruhen und Behagen gewährte, weil er die Stimmung begünstigte, welche sie nach der Arbeit der Woche in den paar Stunden haben wollten, die sie bei besserem Mahl und gutem Trunk der Erholung in froher Gesellschaft widmeten.

Im Winkel zur andern Seite des Ofens saß eine

Anzahl frischer, junger Leute in lauter Fröhlichkeit beisammen. So laut, daß Moralt und Rolmers unwillkürlich Zuhörer ihrer Gespräche sein mußten.

Der Eine erzählte eben mit großer Naivität von einem Maler, mit dem er sich gerempelt habe; wie der aber den Kürzeren gezogen und kläglich abgegangen sei, — was die beiden Freunde lächeln machte. Und nun schwirrten von allen Seiten Geschichten ohne Ende über Kontrahagen, Mensuren und Zugehör, bis plötzlich Äbis Erscheinen eine Unterbrechung brachte, indem Einige aus der Schar sich mit lauten, herzlichen Zurufen ihm entgegenwandten. Er begrüßte sie freundlich, doch sichtlich in etwelcher Verlegenheit; denn es war eine Vereinigung von Landsleuten, die er zwar kannte, aber unauffällig zu meiden suchte. Meist Studenten in den ersten Semestern, hielten sie da nach heimatlicher Sitte öfter ihren Sonntagsfrühschoppen ab, und mehrmals hatten sie ihn zur Teilnahme aufgefordert. Da er aber trotz aller Mühe, die er sich gab, mit ihnen keine ersprießlichen Berührungspunkte finden konnte, so blieb er ihnen seit geraumer Zeit fern.

Eben kam auch Holleitner nach und entdeckte die Freunde in ihrem Winkel. Mit einem Seitenblick auf die Studenten bemerkte er jedoch sogleich, daß er sich lieber nicht hierhersetzen möchte; denn Äbi könne die Politik nicht vertragen, und die jungen Leute da

drüben hätten die Gewohnheit, so eifrig und so grün zu politisieren, daß Äbi immer in Wut gerate, wenn er gezwungen sei, ihrer Regierungsweisheit zuzuhören.

Die Andern erhoben sich, belustigt über diese seltsame landsmännische Freundschaft, als über der Holzwand hinter Rolmers ein blonder, rosiger Kopf auftauchte und aus der nächsten Abteilung herüberspähend, Holleitner guten Morgen wünschte.

„Ah! Duplessy, Sie sind auch schon da? — Sie erscheinen ja wie der Teufel aus der Schachtel!"

„Nur einstweilen ohne Hörner!" gab der in der Höhe zurück und begrüßte nun auch Moralt und Rolmers, — „ich glaubte doch eben Ihre Stimmen zu erkennen. Haben Sie da drüben noch Platz für Zwei?"

„Oder haben Sie vielleicht bei sich noch Platz für Vier?" fragte Holleitner.

„Gewiß! nur Zakácsy und ich sitzen da."

Äbi, der noch bei den Studenten stand, sah mit Befriedigung den Ofentisch sich leeren und folgte bald den Andern nach. Sie hatten ihm den Ehrenplatz aufbehalten, oben zwischen Moralt und Duplessy. Er war gar sauber und sonntäglich gekleidet, was bei seinem robusten Aussehen immer etwas ein wenig bäuerlich Festtägliches hatte, und — was ihm oft den freundlichen Spott der Kollegen eintrug: am Sonntag knarrten seine Stiefel immer, als wären sie nagelneu.

Es waren eben für ihn die Sonntagsstiefel, und die hatten sechs Tage lang Muße, sich auszutrocknen zu neuem Knarren.

Mit einem nachahmenden „quick! quack!“ begrüßte ihn denn auch Holleitner, wofür er eine gelinde Schelle in Empfang nahm. Den Übrigen, die bereits in reger Unterhaltung gewesen, schüttelte der Schweizer herzlich die Hand.

„Was haben dir unsere Landsleute getan, daß du dich lieber in einiger Entfernung von ihnen hältst?“ nahm ihn Moralt lächelnd ins Verhör.

„Nichts! aber ich verstehe nicht mit ihnen zu verkehren. Was sie beschäftigt, ist ohne Interesse für mich, und was ich treibe, scheint ihnen unverständlich; da kommt man bald zu Ende. Und dann bringt mich ihr verwünschtes Politisieren aus Rand und Band!“ Moralt mußte lachen. Aber Äbi erklärte sich weiter, und er mußte ihm recht geben.

„Gespräche über Politik“ — sagte er, „können uns doch auf die Dauer nur interessieren, wenn sie von Männern geführt werden, denen wir tiefere Kenntnis der Geschichte, weiten Blick und eigene Erfahrung zutrauen, nicht aber von Bürschchen, die überhaupt erst in die Welt hinauskommen! Und nun teilen diese jungen Leute da ihre Unterhaltung in Politik, Kartenspiel und Studentenhändel mit einer Beharrlichkeit,

als gäbe es in einer Stadt wie München gar nichts Anderes zu treiben! Ich weiß eigentlich nicht, wozu die ins Ausland gehen? Um krampfhaft unter sich zu bleiben und sich wohl zu hüten, irgend etwas von dem in sich aufzunehmen und anzunehmen, weswegen unsereiner hier ist? Das könnten sie doch daheim bequemer haben!

Es steckt Tüchtigkeit und Eigenart in Vielen von ihnen, aber es ist, als fürchteten sie davon zu verlieren, wenn sie aus ihrem engen Rahmen ein wenig heraustraten. Denen aber, die zugestehen, daß der mitgebrachte Rahmen eng sei, wird ihre Emanzipation leicht mißdeutet. Daß ich, in meiner so ganz andern Sphäre, in einem Kreis, der fast aus lauter Ausländern besteht, vielen meiner Landsleute einen schlechten Patrioten bedeute, dessen bin ich gewiß. Aber das Bewußtsein tröstet mich, daß ich nicht minder als Jene bestrebt bin, unserem Vaterland einst Ehre zu machen!"

Holleitner unterbrach sie: „Gehst du am Dienstag mit ins Odeonskonzert, Moralt? — die symphonie phantastique von Berlioz! Zakácsy besorgt uns die Plätze."

Moralt sagte zu.

Duplessy, der Rolmers zu seiner Rechten hatte, war in lebhaftem Gespräch mit diesem, und Äbi hörte

ihnen zu, die Augen unverwandt auf Duplessy geheftet. Der biedere Bursche, dessen Seele von jeder Regung des Neides frei war, schwärmte in einer Art bescheiden abwartender Freundschaft für diesen Maler und Menschen und war immer in gehobener Stimmung, sobald er sich nur in seiner Gesellschaft befand. Es war ihm dann jeweilen, als fühle er in sich selber einen Hauch von der Lebensfrische und Sorglosigkeit, welche von dieser Persönlichkeit ausging, die unter den Kollegen eine ganz besondere Erscheinung bildete. Glänzend begabt, aber jedes kritischen Sinnes für sein eigenes Schaffen entbehrend, fragte und prüfte und wußte Duplessy gar nicht, wie gut oder wie mittelmäßig er eben schuf. Mit einer immer gleich sprießenden Phantasie und Arbeitskraft und mit frag- und zweifellosem Selbstvertrauen produzierte er; und zwar schien es, als ob er seine Bilder nur so zwischen zwei Spaziergängen malte. In den Studienjahren von materiellen Schwierigkeiten geplagt, die jedoch sein leichtes, frohes Wesen nicht stark zu beeinträchtigen vermocht hatten, verkaufte er jetzt zu den günstigsten Bedingungen Alles, was er malte, Gutes und Minderwertiges. Es gab Arbeiten von ihm, welche wirkliche Kabinettstücke waren, und die er um tausend Mark verkaufte. Daraufhin holte ihm ein verständnisloser Kunstprotz ein unbedeutendes

Werk mit Wonne um den doppelten Preis von der Staffelei weg. Er selber aber wußte so wenig vom ersten, daß es zu niedrig, wie vom zweiten, daß es viermal zu hoch honoriert war.

Reiterbildchen, kleine Dorfschilderungen, lebendige, bewegte Kinderszenen im Freien, von großem Reiz der Darstellung und selbständiger Malweise waren sein Gebiet. Ein schöner, großer Bengel von siebenundzwanzig Jahren, sorglos jetzt, und skrupelfrei im Leben wie in seinem Schaffen, hatte er immer Liebschaften, aber keine brach ihm das Herz, obschon beständiger Wechsel herrschte. Ein Begünstigter aller Himmel erschien er Äbi, der sich in jeder Hinsicht als das Gegenteil fühlte. Zumal mußte ihm, der mit Anstrengung und eisernem Fleiß schaffte, das gleichsam spielende Arbeiten des Andern imponieren. Auch die immergleiche Liebenswürdigkeit an Duplessy, die Sicherheit des Auftretens, mit einer leisen Dosis ganz natürlichen Selbstbewußtseins, entzückte ihn. Dieses Minimum Eitelkeit war so wenig verletzend für Andere! Es war bloß ein Stück glücklicher Vitalempfindung, erwachsend aus der künstlerischen und körperlichen Kraft und aus der herzenerschließenden jugendlichen Schmuckheit dieses Burschen.

Ein ebenso erfreulicher Gesellschafter war den Freunden der kleine, schmächtige Ungar Alexander

Zakácsy. Ein dunkles Christusköpflein; als solches nur mit etwas zu feurigen Augen und einem zu leb-haften Temperament. Interessant als Künstler und vornehm in seiner Natur, vertrat er im Gegensatz zu der Sippschaft eines Podjenyi und Genossen, sein Land in höchst vorteilhafter Weise. Ganz Magyar, lebte er halb der Musik, halb der Malerei, in welcher er aber, bei reicher Begabung, noch immer in einer fast komischen Unselbständigkeit stecken geblieben war. Und doch zählte er nicht mehr zu den Jüngsten. Er war Porträtist und versprach einst Hervorragendes zu leisten. Aber er hatte, schon bevor er nach München gekommen war und dann auch da noch, so viel alte Meister kopiert, daß seine eigenen Porträts und Por-trätstudien — und er hatte deren neulich vierzehn vor-treffliche ausgestellt — eine ganze Musterkarte der verschiedenen Beeinflussungen bildeten, in denen er herumlavierte.

Von Tizian, der ihm den ersten Porträtisten aller Zeiten bedeutete, und von Tintoretto verfiel er bei einzelnen Köpfen plötzlich in die Rubenssche Behand-lungsweise; Rembrandts Beleuchtung und Tiefe, van Dycks Vornehmheit, die Natürlichkeit, Charak-teristik und meisterliche Kraft des Velasquez — alles versetzte ihn reihum in eine Seekrankheit von Be-wunderung und Begeisterung, so daß er sich einst-

weilen wie herumgeworfen fühlte auf einem Ozean von Einflüssen größerer Geister, auf einem Gewoge, aus dem er bisher vergeblich die Hand nach dem rettenden Balken einer eigenen, selbständigen Art ausstreckte. Seine Arbeiten waren alle gut, alle interessant, aber alle nur als Patenkinder alter Meister das geworden, was sie waren. Zuweilen kam er auf die grüblerische Idee, er sei überhaupt nur ein imitatorisches Talent und werde nie eine individuelle Marke in seiner Kunst erlangen, was ihm indessen seine Kollegen energisch ausredeten. Er hatte bis in die letzte Zeit viel mit Moralt verkehrt, der ihn ebensosehr um seines musikalischen Talentes, wie um seiner malerischen Fähigkeiten willen schätzte. Man hätte in Zakácsys Adern Zigeunerblut vermuten können, wenn man ihn geigen hörte. Jetzt waren sie Alle, die sich früher fast täglich gesehen hatten, so stark mit ihren Arbeiten beschäftigt, daß sie sich kaum noch anders, als an diesen Sonntagen trafen.

„Heut scheinen wir ja nur unserer Sechs zu bleiben," bemerkte Holleitner, der von seinem Platz aus das Publikum nach Bekannten durchsucht hatte. „Wird denn Peter Lanz nicht kommen?"

Duplessy machte eine Gebärde des Bezweifelns und klopfte bedeutungsvoll auf die Stelle, wo er den Geldbeutel trug.

„Der arme Teufel!“ rief der Österreicher — „und ich hätte ihm so gerne etwas über sein ausgestelltes Bild gesagt; ich komme soeben vom Kunstverein. Doch wieder einmal ein gesundes Stück Malerei!“

„Was ist es? Figürlich? Oder Landschaft?“ fragten die Andern.

„Was es ist? Eine Wiese — drei Kinder — vier Enten — fünf Bäume, was weiß ich! Es ist ja auch ganz gleichgültig; gemalt ist es, daß einem das Herz dabei aufgeht. ‚Mittag‘ nennt er es bloß. Der Kerl hat eine Art, seine Dinge anzuschauen, eine Kühnheit sie hinzusetzen, einen Zug, eine Frechheit, möcht' ich geradezu sagen, daß man bei ihm in die Lehre gehen möchte. Und eine Farbe! Da könnte unsereinen der Teufel holen! Ich gehe nächsten Sommer mit ihm auf die Studienreise, das steht bei mir fest, seit ich dies neue Bild gesehen.“

Er wurde einen Augenblick in seinem Eifer gestört; die Kellnerin trug die Speisen auf, und Rolmers ließ jetzt ein Gebrumm hören, ähnlich dem eines hungrigen Bären.

„Geht nur selber hin,“ forderte der Kleine die Andern auf, — „man wird wahrhaftig für die Mühe belohnt, sich vorher mit Scheuledern zwischen den sechzig oder achtzig andern Elendigkeiten durchzuschlängeln!“

„Danke verbindlichst!“ sagte mit einer tiefen Verbeugung Zakácsy.

Holleitner schaute ihn verblüfft an und legte den kaum zur Hand genommenen Löffel wieder nieder. „Sie haben doch nichts dort hängen?“

„Ei natürlich! Zwei Köpfe! Da, von Freund Duplessy ein Profilporträt und dann ein Pastellköpfchen. Die müssen ja recht vorteilhaft gehängt worden sein, oder an sich selbst unter aller Kritik schlecht wirken, wenn Sie nichts davon sahen!“

Ein schallendes Gelächter belohnte Holleitner für seine Offenherzigkeit. Kräftige Griffe ins Wespennest waren seine Spezialität. Keine Woche, daß die Bekannten nicht irgend einen drolligen Hereinfall von ihm zu erzählen wußten.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Zakácsy, daß ich Ihnen nichts darüber sagen kann,“ bat er mit einer Miene, die ebensoviel Vergnügen wie Verlegenheit über die Situation zeigte, — „aber den letzten Saal habe ich überhaupt nicht mehr angesehen, weil ich mich zu sehr über das Publikum geärgert hatte.“

Der Ungar absolvierte ihn lachend.

Und nun erging sich der Kleine, sein Essen fast vergessend, in der Sprache, welche er jederzeit für den Kunstverein und sein Sonntagspublikum bereit hatte,

über seine heutigen Erlebnisse vor dem Werk von Peter Lanz.

„Das Bild hängt wieder wie verloren, sage ich Euch, in einer Wochenausstellung, in der sich der Dilettantismus und die elende Halbheit mit ihrer ganzen anspruchsvollen Protzigkeit breitmachen. Es sticht so provozierend ab gegen die ganze Umgebung, daß das gesamte hochlöbliche Ignorantentum davor gereizt wird, den Unrat seines konfusen Kunstgeschwätzes hervorzugeben. Jetzt habe ich sie wieder einmal beobachten können, unsere habitués vom Sonntag. Welch' ein Familientag von alten Tanten beiderlei Geschlechts!

Vor den angestrichenen Uniformen, den braunen und rosavioletten männlichen und weiblichen Porträtgesichtern sind sie haufenweis stehengeblieben, gaffend, bewundernd. Das ist die landläufige Malerei, die sie anerkennen, weil sie immer gekauft und gut bezahlt wird. Für das saft- und kraftlose, hundertfach aufgewärmte Ragout der Genrebilder haben sie auch immer wieder Augen und schöne Worte; für diese Ledernheiten, welche von der Gemütstiefe und Sinnigkeit der Maler zeugen sollen, aber in Wirklichkeit die deutlichsten Bescheinigungen künstlerischer Impotenz sind. Was war wieder da? Die unvermeidliche ‚Großmutter mit ihren Enkeln‘, dieser ewige Jude

unter den Sujets der Wochenausstellungen; dann viermal vertreten in einem einzigen Saal das ‚spielende Kind‘, und weiter dreißig bis vierzig landschaftliche Anstrengungen. Vor der Arbeit von Lanz aber haben sie gelacht, als wäre es eine großartige Hirnverbranntheit. Die weißen Enten hätten blaue Federn, sagte Einer, die Kinder violette und grüne Gesichter. Von der Erscheinung der Farbe im Schatten hat ja solch' ein Schwätzer keinen Dunst, weil er in der Natur seine Augen nicht aufmacht. Aber sie urteilen, Einer wie der Andere, bevor sie geprüft haben. Von vornherein sind sie Alle sicher, daß sie recht haben, der Künstler unrecht!“

„Bravo!“ sagte Rolmers.

„Gß! gß!“ machte Duplessy lachend, um den kleinen Schimpfer noch mehr in's Feuer zu bringen. Aber der war ohnehin noch nicht zu Ende.

„Wahrhaftig!“ rief er — „es ist ergötzlich, wie sie da hergeben müssen, was von Dummheit und Dünkel und eingebildetem Verständnis in ihnen steckt, in diesen Philistern, diesen Scheinkunstfreunden, diesen Bierbäuchen! Diese vermoosten Grundsätze der Kunst, die sie da an den Tag fördern; diese tiefsinnigen Erwägungen aus den hintersten Windungen ihrer verschwemmten Gehirne; diese bitterlustigen, wohlfeilen Witze, mit denen alle Ignoranten ihre

Schwäche verdecken! Und dabei hat jedes solche Werk den Künstler einen Tropfen von seinem Herzblut gekostet! Ah! es könnte uns schlecht werden, wenn wir daran dächten, für wen wir eigentlich malen."

„Nun, für diese Kunstidioten doch nicht?" sagte Rolmers. „Ich denke vorab für uns selber, weil wir müssen, weil es in uns ist, — und dann für die Ehrlichen, welche sich davon etwas holen wollen. Mir ist es stets ein schönes Gefühl, zu wissen, daß man mit seinem Schaffen eine so vornehme Stellung einnimmt, daß man damit von vornherein über den Köpfen aller Menschen steht, welche nicht die schönste Gottesgabe mitbekommen haben: das Verständnis für Kunst. Die Andern aber in ihrer Urteilsunfähigkeit kümmern uns nichts!"

Duplessy winkte ihm einverstanden zu. „Ich habe mir drum längst das nötige Kaltblut anerzogen," versicherte er, — „ich lasse sie schwätzen. Es muß auch andere Menschen geben, als Künstler und Kunstverständige, sage ich mir; und schließlich trinken wir ja das Bier recht gern, welches uns jene Dickbäuche brauen, die vor unseren Bildern lachen!"

Holleitner hatte aber seinen frommen Zorn einmal im Leib. „Dennoch ein pereat denen, die uns schlecht machen!" rief er, und sie stießen an auf Tod und Verderben jener unglücklichen Schwätzer, die an

den Sonntagmorgen im Kunstverein sich für das Publikum halten, zu dessen Begutachtung die Bilder hingehängt worden seien.

„Wenn man diesen Protzen nur wenigstens ein bißchen von ihrem Geld aus der Tasche ziehen könnte!“ meinte er. „Mich überkommt zuweilen eine revolutionäre Wut, gewissermaßen eine sozialistische Anwandlung vom Künstlerstandpunkt aus, in der ich es für die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der besitzenden Welt betrachte: daß sie jedem unbemittelten Künstler, der sich als wahres Talent erwiesen hat, die Möglichkeit biete, das heißt, Zeit gebe und Unterhalt gewähre, ungehemmt durch äußere Sorgen das zu schaffen, was ihm vorschwebt. Und zwar so lange, als irgend der Einzelne nötig hat, um sein Werk in Muße auszugestalten; und wenn es dasteht und tüchtig ist, abermals so lange, bis es ihm gelingt, damit auch den materiellen Erfolg zu erzielen, der ihm das Erforderliche zum Weiterproduzieren bringt.“

„Da möchte es aber Verschiedenen schwer fallen, zu beweisen, daß sie der Unterstützung würdig seien!“ bemerkte lachend Duplessy. „Wenn ich zuweilen zwei, vier, ja acht Tage lang bummle, weil ich meine Arbeit nicht ansehen mag, weil ich erst wieder frisch dazu werden muß, so würde man mir wohl bald mein Stipendium wegen Faulheit entziehen.“

„Mir desgleichen!“ rief Zakácsy.

„Dann arbeiten Sie aber in einem einzigen Tage wieder mehr, als Sie in den sechsen fertig gebracht hätten,“ hielt ihm Holleitner entgegen — „und so gleicht es sich aus.“

„Gewiß! aber wie wollen Sie das Einem, der nichts von künstlerischem Schaffen versteht, beweisen? Wie wollen Sie ihm erklären, daß ein Kunstwerk in unserem Innern in einem Tag entstehen kann, in einer Stunde sogar, wenn es die richtige, die gute Stunde ist; ja, daß die Konzeption das Werk eines einzigen Augenblickes sein kann, während die Ausführung die Frage von Monaten, von Jahren bleibt? Wenn Jener einmal die Skizze gesehen hat und Ihnen daraufhin seine Unterstützung böte, so würde er auch erwarten, daß das Bild nun schrittweise, Tag für Tag sichtlich, vorwärtsschreite, und jeder Stillstand wäre ihm ein Zeichen von Trägheit.“

Rolmers wußte davon auch ein Wörtlein zu erzählen. „Oh, nur nicht vor Laien sich zu rechtfertigen haben!“ stimmte er Duplessy bei. „Ich bin einmal in dieser Lage gewesen, einem im Grunde guten, aber verständnislosen Verwandten gegenüber, der mir in den ersten Jahren meiner Studien in Paris etwas Geld lieh und die sichtbaren Früchte dieses Geldes nicht erwarten konnte. Ich habe jede Sendung mit

bitteren Demütigungen bezahlt, mit Demütigungen, von denen er gar keine Ahnung hatte, die nur ich vor mir selber — aber elendiglich — empfand. In Ewigkeit nicht wieder die leiseste Abhängigkeit durch Geld, schwor ich mir. Lieber am Hunger halb draufgehn!"

Die Andern gaben ihm recht.

„Man darf das beinahe generalisieren," meinte Duplessy, „daß zwischen Künstlern und protegierenden Laien ein Verpflichtungsverhältnis naturnotwendig zu einem fatalen Ende führen muß. Einer der uns unterstützt, hat seiner Auffassung nach das Recht, jederzeit Rechenschaft zu verlangen von dem, was wir leisten; wir unsererseits aber können nun einmal keine ablegen. Wir können wohl sagen: ich male ein Bild, und wenn es fertig ist, werden Sie es sehen; aber wir können über das, was dazwischen liegt, keine Erklärung geben. In diesem Zeitraum ist die unberechenbare Einteilung unserer Tage in Arbeit und Nichtarbeit mit keinen anderen Erwägungen zu beurteilen, als mit denen eines einsichtigen Künstlers, der selber das Wesen, die Art künstlerischen Schaffens kennt. Der Kritik des Nichtkünstlers entzieht sie sich. Wenn das fertige Kunstwerk dasteht, imponiert es dem Laien als Tat; über Zeit und Art der Entstehung hat er kein Urteil. Drum nur ja nicht erklären müssen, was nicht begriffen werden kann! Als Protektor kann

einem jungen Talent nur Glück bringen, wer unbedingten Vertrauens und weitester Generosität fähig ist."

Das Thema machte Jeden in der Tafelrunde an eigene Erlebnisse denken; denn wer, der Künstler geworden ist, hätte den Weg dazu ohne Schwierigkeiten, ohne Bitternisse und Opfer gefunden? Kaum Einer.

Äbi erzählte Duplessy offen, wie auch er unter der Verständnislosigkeit für sein Streben und für seine Entwicklung zu leiden habe, und zwar da, wo es am meisten schmerze: in der engsten Heimat.

„Von dem Tag an, da ich meine Lithographie mit der zweifelhaften, brotlosen ‚Nichtstuerei' des Künstlertums vertauschte, war ich in der Wertschätzung meiner Leute tief gefallen," versicherte er. „Ich klage nicht an, ich erzähle es nur als Seitenstück zu den Erlebnissen von Verschiedenen unter uns. Ich durfte es auch nicht anders erwarten von den weniger gebildeten Kreisen eines Landes, in welchem bis zu den Meistgebildeten hinauf so vorherrschend praktisch gedacht, so fleißig gearbeitet und so viel auf materielle Wohlfahrt, auf geachtete Stellung gehalten wird. All das gebührend in Ehren! — aber da ist es nur allzu natürlich, daß auch der Wert einer Künstlerlaufbahn bloß nach deren Äußerem, hauptsächlich nach dem materiellen Erfolge bemessen wird. Daß es eines

jungen Menschen Streben sein könne, es im Leben zuallererst in etwas ganz Anderem als dem Erwerb und Wohlstand, zu etwas zu bringen, in einer Verwendung seiner Gaben und Kräfte, die den materiellen Erfolg geradezu in die Ferne rückt, ja, daß ein Mensch um künstlerischer Güter willen vielleicht gar zeitlebens auf eine sorglose Existenz verzichten möchte, das ist bei den Anschauungen, wie sie in meiner, im Geldpunkt streng soliden Heimat einmal herrschen, ein Unbegreifliches, und Mancher scheut sich gar nicht, das eine schwärmerische oder überspannte Liederlichkeit zu nennen. Dagegen werde ich von dem Tag an wieder in der Schätzung Aller steigen, wo meine Kunst jene Früchte trägt, welche Allen sichtbar sind, oder wo zum Mindesten vom Auslande herein die Kunde käme, daß ich ein berühmter Mann geworden sei. Einstweilen aber zu wissen, wie wenig man verstanden ist von denen, die man liebt, tut weh, und zu sehen, wie das Verstandenwerden nur durch ein goldenes Sprachrohr möglich wird, möchte einen oft verführen, Alles zum baldigen Erlangen eines solchen zu tun!" Er brach plötzlich ab. Auf seinem derben Gesicht erschien sichtliche Traurigkeit. Er trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem Tisch und versank in Brüten.

Im Augenblick befand er sich wahrlich nicht auf

dem Wege zu diesem Ziel, der gute Äbi. Von den sechs Mark, welche er in seinen frühen Morgenstunden oder in der Nacht mit seinen unheimlichen Köpfen für die Polizeizeitung verdiente, lebte er zur Zeit je zwei bis drei Tage. Seine Studien nahmen ihn in diesem Semester vollständiger als bisher in Anspruch; er beschränkte darum die Nebenarbeit so viel als möglich. Dabei wollte er immer auch noch eine Stunde herausbringen, um seiner allgemeinen Bildung weiterzuhelfen, und es war erstaunlich, was dieser einfache Bursche vom Land durch Energie und dank seinem klaren Verstand und einer reichen Innerlichkeit in wenigen Jahren aus sich gemacht hatte.

„Da bin ich ja schließlich von uns Allen noch am besten dran," sagte Holleitner, — „denn mich versteht mein Vater, als Maler, in allen Dingen sehr wohl — bis auf Eines: auf's Geldausgeben. Und über diesen Punkt kann ich auch nur lamentieren, weil ich besondere Ansprüche stelle. Aber ich muß sie durchzwingen, und wenn es mit Schuldenmachen sein sollte! Sonst bleibt mein Schaffen ewig eine elende Dahinknorzerei. Ich muß einmal ein paar tausend, nicht ein paar hundert Mark wie jetzt, vor mir sehen. Doch das begreift mein Vater nicht; er ist aus einer anderen Zeit, und damals produzierte man anders. Da kann ich meine Lippen in Fransen schwatzen — er läßt sich

nicht überzeugen von der Berechtigung meines Verlangens, und doch gibt es kein Davonlassen. Ich bin nun einmal mit meiner Landschafterei darauf angewiesen, Natur aufzusuchen, die mich begeistert; drum muß ich ohne Beengung durch die Geldmittel reisen können, bis ich gefunden habe, was mich packt."

„Sehr richtig! Das wünschte ich längst auch," warf Rolmers ein — „aber eben — die bewußten Beengungen!"

„Nun! ich brauchte bloß die Summe eines Jahres vom Vater vorauszubekommen," sagte Holleitner, „die würde ich dann ohne Bedenken ausgeben. Im richtigen Landschaftswinkel will ich sie in ein paar kurzen Wochen doppelt und dreifach einbringen."

Moralt stimmte ihm zu: „Das versteh' ich vollkommen. Du hast ja in Holland in einem Monat mehr zustande gebracht, als hier in einem Jahr."

„Nicht wahr? das eben wollte ich anführen. Was war diese kurze Reise dorthin im letzten Sommer, die mir mein Vater bezahlte, und von der er denkt, daß sie mit ihrer Anregung nun für lange Zeit ausreichen soll? Eine Offenbarung war sie höchstens, daß ich jetzt erst recht Tausende haben müßte, um für lange dorthin zu können und zu arbeiten. In jenen vier Wochen habe ich ein Bild nach der Natur direkt fertig gemalt, habe es glücklich für 2000 Mark ver-

kauft, habe 1200 Mark Schulden beim Farbhändler und beim Vergolder bezahlt — nobel haben die gewartet, mehr als zwei Jahre! — und 800 habe ich beiseite gelegt. Und nun soll es mich nicht an allen Haaren auf's Neue dorthin ziehen? Wenn mir jetzt Einer 3000 Mark gibt, will ich im nächsten Sommer 6000 verdienen und einen Fortschritt machen, wie er hier in zwei Jahren nicht möglich ist!" Er goß wie zur Bekräftigung ein Glas Wein hinunter. „Ich bin — hol's der Teufel — mit dem bißchen Geld von daheim um kein Jota besser dran, als ein Anderer mit gar nichts."

„Daher Ihre sozialistischen Anwandlungen?" spaßte Zakácsy.

„Ebendaher — und dann überhaupt aus Verachtung aller Geldmenschen."

„— mit Ausnahme desjenigen, der dir die 3000 Mark pumpt!" ergänzte Rolmers.

Sie waren mit ihrer Mittagstafel zu Ende gekommen, sie wußten nicht wie. Sie waren heute so eifrig gewesen in ihren Gesprächen, daß wohl kaum Einer bemerkt hatte, was er überhaupt aß.

Da ließ Duplessy zum Schluß einen köstlichen Moselwein auftragen und füllte sechs neue Gläser.

„Ich habe eine Untat zu sühnen!" sagte er — „Euch, Priestern der Kunst, als Sühnopfer ein Geld

darzubringen, gewonnen durch eine Sünde wider die Kunst."

Die Andern schauten ihn an, begierig zu hören. Zakácsy einzig schien eingeweiht; er begann zu lachen. „Zu dieser Buße habe ich ihn gebracht," flüsterte er Holleitner ins Ohr.

Duplessy beichtete: „Ich bekam vor einigen Wochen vom Pfarrer von Sankt Wendel, wo ich den letzten Sommer zugebracht, den Auftrag, eine Serie von Bildern für einen Kreuzweg zu malen, und zwar schrieb er mir vor, mich an die Overbeckschen Kompositionen des Leidens Christi zu halten. Nun können Sie sich denken, was das für mich war! Ich — ein Heiligenmaler! Aber die Arbeit zurückzuweisen, ging ebensowenig an, als sie durch einen Andern machen zu lassen. Ich hatte zu viel mit dem guten Manne verkehrt, als daß er nicht ein Anrecht gehabt hätte, das von mir zu verlangen. Bis zum fünften Dezember mußte es abgeliefert sein. Und diese Aufgabe nun gerade in der Zeit, wo ich mit zwei andern Aufträgen bis Weihnachten kaum fertig werden kann! Da bin ich schließlich, als mir die Sache heiß zu machen anfing, auf einen Ausweg verfallen: ich habe an den andern Bildern am Tage gemalt und am Leiden Christi Nachts. Zeichnen konnte ich diese Bilderfolge ja sowieso am Abend, und als es an's Malen ging

— mischte ich mir beim Tageslicht die Farben und stellte die Töpflein mit Bezeichnungen bereit."

Rolmers schüttelte den Kopf.

„Des Nachts sodann strich ich an, — verzeih mir's der Himmel, ich kann es selber nicht anders nennen. Und doch, für die Bauern ist es, ich versichere Sie, noch sehr anständig geworden."

„Sie halten uns wohl ein bißchen zum besten?" fragte Moralt.

„Keineswegs!"

Zakácsy beteuerte, ihn bei diesem grausamen Handwerk überrascht zu haben, und verriet, daß er sogar zuerst alle blauen Gewänder, dann alle grünen, alle roten, alle gelben durch sämtliche Bilder angemalt habe, wobei ihm dennoch eines Nachts eine Verwechslung des grünen und des blauen Töpfleins vorgekommen sei.

Jetzt war die Heiterkeit groß. Duplessy! vor der Öffentlichkeit der feine Kolorist, der phantasiereiche Zeichner, und nächtlich, meuchlings, ein solcher Pfuscher! Moralt entschied, daß solche künstlerische Schandtat durch keinen Moselwein, nicht durch Ströme des edelsten Rheinweins wieder abgewaschen werde; die Andern aber nahmen das Sühnopfer als höchst geboten an.

„Wie mancher arme Teufel — Anwesende nicht

ausgenommen — wäre über solch' einen Auftrag froh gewesen," rief Rolmers, — „und Sie, der Sie im Hafer geborgen sitzen, Sie rackern auch noch des Nachts und mit solchen Kniffen!"

Da beugte Duplessy sein Haupt.

Erst spät am Nachmittag hoben sie diesmal ihre Sonntagstafel auf.

Der Maximiliansstraße entlang wanderte dann die junge Künstlerschar der Isar zu, in's Freie. Duplessy und Rolmers voran, die beiden Großen; nach ihnen Moralt mit Zakácsy, der immer elegant in Pelzwerk ging; zum Schluß Holleitner, welcher Äbi damit ärgerte, daß er über einzelne Vorübergehende schlechte Witze machte, — eine Unart, mit der er den braven Freund gern ein wenig in Harnisch brachte. Das Sonntagspublikum, das sich in Menge die breiten Trottoirs auf und nieder bewegte, bot ihm dazu reichliche Gelegenheit. Bald war es eine geschmacklos aufgedonnerte Dame, bald ein überstrammer Leutnant, dann wieder ein von Schmissen kreuz und quer zerhacktes Studentengesicht hinter den Spiegelscheiben eines Cafés, was ihm Stoff zu Glossen gab.

Über die Brücken gelangten sie nach dem jenseitigen Isarufer. Dichter silberner Reif bedeckte die Büsche und Baumgruppen der Gasteiganlagen, die sich dort in der Höhe am Fluß hinziehen.

über der Stadt braute sich bereits wieder langsam der feine, graue Nebel zusammen. In seinem Duft stiegen aus dem Häusermeer, wie auf einem Tusch-blatt, grau in grau, die zahllosen Türme und Türm-chen, Kuppeln und Giebel empor, welche Münchens Anblick von jenem erhöhten Flußufer aus so malerisch gestalten.

In Betrachtung dieses reizvollen winterlichen Stadtbildes gingen die Maler gemächlich die Park-wege dahin. Rolmers selbst, der sonst so leicht bei Wanderungen sein Pariser Heimweh sich regen fühlte, in lauter Anerkennung, Holleitner voll Ideen und Pläne, solch' eine Winterstimmung später einmal an dieser Stelle zu malen.

„Ich werde mir einen heizbaren Glaswagen bauen lassen," sagte er, — „wie er auch schon von Malern konstruiert worden ist, und ich werde das Bild vor der Natur ganz fertig machen."

Wieder und wieder blieben sie stehen an Stellen, wo zwischen den prachtvoll bereiften Baumgruppen sich ein neuer Ausblick auf die Stadt auftat. Wie immer hoch über allen andern die Frauentürme auf-ragten, das ehrwürdige Paar, — und dort der alte Petersturm, dort das schlanke Helmdach vom alten Ratshaus, dort die barocken Türme und Kuppelformen der Theatinerkirche! Und diesen Riesen zu Füßen

das ganze, lustige Durcheinander einer alten und einer neuen baulichen Zeit.

„So oft ich hier von der Gasteig aus auf München herniederschaue," äußerte Moralt zu Duplessy — „fühle ich mich wohlig überströmt wie von einem Fluidum, welches ich als eine Mengung bezeichnen möchte, aus den verschiedensten geistigen Ausströmungen dieser Stadt. Aus ihrer vielhundertjährigen Geschichte, aus ihrem Kunstschaffen in der Gegenwart, diesem ringenden, strebenden Leben von tausend Künstlern, — und aus dem traulichen Charakter und der etwas trägen Behaglichkeit der Altbürgerschaft."

„Ein liebes Nest, unser München!" stimmte der Andere bei. „Ich bin hier so heimisch geworden, fühle mich hier so wohl, daß ich mir ein Leben anderswo kaum mehr denken kann. Ich kenne in der Tat außer Paris, das in anderer Art für unsereinen einzig ist, keinen Ort, wo die Bedingungen zum künstlerischen Schaffen so glücklich vereinigt wären, wie hier. Diese vollständige, großstädtische Freiheit für den Einzelnen, sich nach seinem Bedürfnis das Leben zu gestalten, und doch diese fast kleinstädtische Behaglichkeit! Und dann dieser zwanglose, liebenswürdige, Allen offene Verkehr in der ganzen, großen Künstlerschaft!"

Da begann Holleitner, der hinter sie getreten war und zugehört hatte, zu witzeln: „Auf einem fetten

Düngerboden gedeihen bekanntlich die feinsten Melonen, meine Lieben, so die Kunst auf dem fetten Misthaufen des Münchner Bierbürgertums!"

„Ein loses Maul, dieser Wiener Hanswurstl!" sagte Duplessy, während der Spötter bereits wieder verschwunden war und dort mit den Übrigen vorausspazierte.

Aber die Strafe folgte dem Übermütigen diesmal auf dem Fuße. Denn von der entgegengesetzten Seite kam auf dem gleichen Fußwege Professor von Rethhuber mit seiner Familie gegangen, ein Münchner, dessen Frau Wienerin war, und in deren Haus der junge Landsmann zu Anfang seines Aufenthaltes öfters Gastfreundschaft genossen hatte. Dieser Mann war Holleitners schwarzes Gespenst. Ein Verstandesmensch, ganz Gelehrter und der bildenden Kunst völlig fernstehend, hatte er Holleitner durch sein teilnehmendes Interesse an ihm, als dem Sohn einer befreundeten Familie, nur in die unbehaglichste Lage gebracht. Denn diesem Interesse stand kein entsprechendes Verständnis für das Empfinden und Streben des empfohlenen jungen Mannes zur Seite, ja, der Professor, seine Familie und der ganze Gesellschaftskreis seines Hauses hatten in ihrem völlig anderen Ideengebiet, das Holleitner nicht teilte, für den kleinen, etwas einseitigen Maler etwas Beengendes. Er

fühlte sich unter ihnen peinlich beschränkt, weil er gerade von dem nicht Gebrauch machen konnte, was seine Stärke war.

Seit Monaten hatte er sich deshalb dort nicht mehr blicken lassen. Jetzt würde er Rede stehen müssen, fürchtete er. Mit der Geschmeidigkeit eines Wiesels versuchte er sich im letzten Augenblick hinter Rolmers und Dupleſſy zurückzuziehen. „He, Ihr zwei Großen, nehmt mich ein wenig in Euren Schatten," flüsterte er, und Äbi, der den Professor erkannte und von Holleitners Abneigung wußte, schützte diesen durch ein eifriges Gespräch vor dem Angeredetwerden.

Ein flüchtiger Höflichkeitsgruß — und die Gefahr war vorüber.

Im Weitergehen erklärte der Kleine den Freunden sein Benehmen und beichtete mit ebenso schonungslosen Späßen über sich selbst, wie er sie über Andere zu machen pflegte, warum er nicht mehr in jenem Hause verkehren möge.

„Ihr kennt wohl aus Erfahrung jene Träume," sagte er — „in denen man sich — der Himmel weiß wie — trotz einer Menge von Kleidern, die man besitzt, plötzlich im bloßen Hemd oder in dürftigen Unterhosen auf der offenen Straße entdeckt und nicht weiß, wie man daherkam und wo man sich bergen soll. Seht, ein ähnliches Empfinden verfolgt mich, wenn

ich in jener Gesellschaft bin. Meine geistige Faulheit, die Lückenhaftigkeit und Fadenscheinigkeit meines positiven Wissens rückt mir da plötzlich in ein so grelles Licht, daß ich mir trotz meines künstlerischen Gewändleins auch wie in Unterhosen vorkomme, gegenüber all diesen, in geistiger Hinsicht so sicher und warm gekleideten Menschen!"

Die Offenheit des Kleinen erregte große Heiterkeit.

„Du bist heute merkwürdig ehrlich!" sagte Moralt.

„Und was treibt man denn dort so Bedeutsames?" wollte Duplessy wissen.

„Alles! wovon ich nichts verstehe, wobei ich nicht mitzureden weiß, und von dem ich doch den Eindruck bekomme, es sei ungeheuer naheliegend, daß ich es wissen und mich dafür interessieren sollte. Teils Wissenschaft, — er ist ja Naturwissenschaftler und Philosoph, — teils Leben, Leben wie die es eben verstehen, die Offiziere und Staatsbeamten und Studenten, die dort sind; Dinge eigentlich, die die ganze Existenz einer großen Zahl von Menschen um uns her ausmachen, und doch, ich habe keine Zeit und keine Lust, mich damit zu beschäftigen. Drum fliehe ich Fachgelehrsamkeit, Militär und Politik wie Gespenster, male meine Studien und denke: was ist mir Hekuba!"

Das war ehrlich gesprochen. Aber es traf nicht auf Holleitner allein zu; das Geständnis konnte füglich ein wenig für sie Alle gelten, die da zusammen gingen. Denn eine große Gleichgültigkeit gegen alles Nichtkünstlerische, ja sogar eine gewisse Mißachtung dessen, was außer ihrer Sphäre lag, beherrschte diese ganze junge Schar. Sie wollten von allen Lebensnotwendigkeiten, von allen Anforderungen der Welt, der Gesamtheit an den Einzelnen, zur Zeit gar nicht mehr wissen, als die eigene Existenz Jedem zufällig aufnötigte.

Vereinsleben — soziale Fragen — Politik gar — puh! wie fern lag ihnen all das! Sie bedauerten höchstens zuweilen, mit ihren Bestrebungen und Zielen in eine Zeit hineingestellt zu sein, in welcher die Zustände der menschlichen Gesellschaft derart waren, daß die ruhige Entwicklung des Einzelnen jeden Tag durch eine gewaltige Bewegung des Ganzen gestört, ja vernichtet werden konnte. Und von der Politik kannten sie gerade so viel, um sich darüber zu ärgern, daß diese in ihrer Bedeutsamkeit und ihrem ruhelosen Gären die brutale Macht besaß, ihre Aufmerksamkeit zeitweilig mit Gewalt auf sich zu ziehen.

Künstler zu sein und einzig aufzugehen mit ihrem ganzen Wesen in dem, was sie erstrebten, das war Alles, was sie im Augenblick vom Leben verlangten.

Und wenn diese Einseitigkeit bei Einzelnen unter ihnen fast bis zur Beschränktheit ging, war es nicht nötig so, wenn sie die Kraft behalten wollten, die unaufhörlichen Kämpfe, innerlich und äußerlich, mit ihrer eigenen, oft störrischen Natur, und mit den bei Vielen bestehenden Nahrungssorgen durch die langen Jahre der Ausbildung standhaft durchzuführen?

Einzig das Leben unter Gleichgesinnten, Jungen und Alten, unter lauter Existenzen, welche zeitlebens aufwärts streben, denen kein Erfolg, kein Wohlstand zum Hindernis wird, immer wieder neue Anforderungen an sich zu stellen, mit neuen Werken neue Kämpfe und Zweifel auf sich zu nehmen, — einzig dies beständige Umgebensein von aufmunternden Beispielen vermag ja die Lebensluft zu bieten, welche den jüngeren Künstlern, denen, die noch ohne Erfolg und Namen sind, das Atmen erleichtert.

Und solche Lebensluft brauchte einstweilen Jeder aus der Freundesschar.

Den Sonntag, den Moralt und Rolmers als Künstler zu Zweien begonnen hatten, beendeten sie nach langem Spaziergang auf einem der Keller über der Isar in einer Gesellschaft von wohl zwanzig Kollegen, die sie dort getroffen hatten. Unter ihnen auch Peter Lanz.

Wenn diesem Künstler, der ohne Rücksicht auf die

Verkäuflichkeit seiner Werke unentwegt seine besondere Richtung verfocht, das Geschick bis jetzt nicht äußeren Erfolg gewährt hatte, wie das bescheidene Stück Wurst deutlich genug verriet, das er zum Abendbrot in einem Papier aus der Tasche zog, — die warmen Glückwünsche, die laute Anerkennung aller derer, die heute sein neuestes Bild gesehen, und die Achtung, welche ihm die ganze, stattliche Bande um seiner künstlerischen Überzeugungstreue willen zollte, mußten ihn an diesem Abend glücklich stimmen.

6

Das Abonnementskonzert im Königlichen Odeon war zu Ende. In der dunklen Menge, die in's Freie quoll, zwischen den rasselnden Equipagen dahin, schlüpften Moralt und Zakácsy. Den kleinen Holleitner hatten sie verloren.

Sie eilten dem großen Schwarm voraus, durch die stillen Straßen, die Anlagen am Maximiliansplatz aufwärts. Ihre Köpfe, ihre Seelen waren voll vom Eindruck der Berlioz'schen „symphonie phantastique".

„Der hat doch wenigstens gemacht, was er bedurfte, und mochte es noch so toll sein, was ihm einfiel, — er schuf sich Ausdruck dafür!" murmelte Moralt.

Der Andere schüttelte den Kopf, noch ganz verblüfft. „Fabelhaft, ganz fabelhaft!"

„Dies Werk muß doch jedem Künstler einen ungeheuren Anstoß geben," fuhr Moralt fort, während sie unter den dunkeln, kahlen Bäumen der Allee dahingingen, — „denn, wenn Berlioz auch selber nicht grandiose gedankliche Schöpfungen hinzustellen imstande war, wenn er uns auch nichts eigentlich Kunst-

gewaltiges zu sagen hatte, — für das, was in ihm steckte, und es ist des Interessanten genug, hat er sich eine allmächtige, erschöpfende Sprache errungen. In sich also doch ein ganzer Kerl! Uns ein Muster von künstlerischer Energie! Aber pah — was sind Worte? Hören, Hören — und heimgehen und desgleichen tun!"

Er verstummte wieder. Er musizierte vor sich hin; zuweilen fuhr er, als markierte er eine dynamische Steigerung, mit den Händen durch die Luft.

„Und doch hat man ihn verhungern lassen!" rief der Ungar. „Man hat ihn abominabel geheißen, wie man Courbet, wie man Zola zuerst abominabel hieß, weil ihre Sprache die Menschen aufrüttelte, die im herkömmlichen Getön der Andern schläfrig geworden waren. Und heute ist er, wie Jene, bei uns wie bei seinem eigenen Volk, als ein Bahnbrecher gefeiert!"

„Das eben ist mir der Gewinn dieses Abends," nickte Moralt — „das Beispiel dieses Mannes, der ohne Rücksicht auf Richtung und Geschmack seiner Zeit in seiner Kunst genau das tut, was ihm Bedürfnis ist, der am Widerspruch mit seiner Epoche auch mutig untergeht, für sein besonderes Streben untergeht, und schließlich doch groß dasteht. Sie haben hinterher doch Alle von ihm gelernt, Sprache gelernt, Alle! die Größten!"

„Und ich glaube," fügte Zakácsy bei, „daß für einen Maler im Augenblick, da er mit dem Konzipieren eines Werkes umgeht, Berlioz die befruchtende Musik bleiben wird, wie kaum eine andere. Ich schwimme bei seinem Orchester in einem Meer von plötzlich erwachenden Vorstellungen, die sich unterm Anhören verdichten und klären. Ich könnte heute Arbeiten auf Jahre skizzieren, wenn ich nicht beim Porträt bleiben müßte!"

Moralt, ohne zu antworten, fühlte von dem kleinen Ungarn seinen eigenen innersten Zustand geteilt.

„Übrigens — fällt mir ein — kennen Sie die allerneueste Malermusik?: Nicodé?" fragte Zakácsy.

„Nein."

„Oh! — an Magie der Klänge, an Charakteristik in Tönen, an Ausdruck für das scheinbar Unausdrückbarste noch über Berlioz! Sie würden es nicht für möglich halten! Ein unmögliches Orchester! Ein Orchester, welches zaubern kann, welches Sie in der ‚Meer-Symphonie' mit in den tiefen Grund des Elementes hinabzieht und Sie da Dinge hören läßt, die einer andern Sphäre anzugehören scheinen; — ein Orchester, welches Farbenempfindungen hervorruft, grüne, gläserne Flut erschafft, über welche plötzlich kleine Wellenzüge hinfliegen und weiße, kristallene

Schaumkämmchen glitzernd verspritzen. Und dann beginnt das Meer zu leuchten, zu glühen; die kolossale Masse wird immer durchsichtiger, immer schillernder; Klänge aus versunkenen Palästen ziehen herauf, märchenhaft, nie gehört, und droben über der unermeßlichen, einsamen Wasserwelt steigt die Fata Morgana empor" — — —

„— ha! da seid Ihr ja!" rief Holleitners Stimme in diesem Augenblick durch das Dunkel. „In dem Gedränge findet man ja keinen Hund, geschweige so zwei in Äther aufgelöste Musiker! Eine nette Höllenmusik, diese ‚symphonie phantastique', wie? — aber verdammt interessant! Man kriegt dabei den ganzen Kopf voll Bilder!"

„Wieder Einer!" lachte Zakácsy, und sie wanderten zu Dritt, weiter ihre wogenden Gedanken tauschend, weiter ihre Anregungen durch Berlioz klärend, ihrem Gasthause zu.

7

Moralt arbeitete mit Eifer. Die Woche hatte ihm bisher lauter glückliche Arbeitstage gebracht, das Konzert hatte seine Schaffenslust noch gesteigert.

Er hatte die Gewandung der Figur zur Landschaft gestimmt und ziemlich in einem Zuge durchgeführt; jetzt malte er an der Figur selber weiter.

Aber Nicolo hustete.

Ein heimliches Zittern lief dem Maler durch den Körper, so oft er die krampfhaften Anfälle des jungen Burschen hörte. Am Donnerstag veranlaßte er ihn kurzerhand, sich ein paar Tage ernstlich zu pflegen. Er händigte ihm ein kleines Geldgeschenk ein und nahm ihm dagegen das Versprechen ab, sich zu Bett zu legen und vor der nächsten Woche nicht wieder auszugehen.

Die Unterbrechung war ihm höchst fatal, aber er hielt sie für unbedingt geboten, sowohl um des Italieners willen, wie auch, um der Gefahr einer womöglich noch längeren Störung durch eine ernstere Erkrankung des Modells vorzubeugen.

Das Ende der Woche war winterhell und schön, so recht ausgiebige Arbeitstage, welche Moralt vor-

kamen wie ein Hohn, in dieser augenblicklichen aufgezwungenen Untätigkeit. Denn was war ihm in seinem Zustand des höchsten Schaffensdranges das wenige und bedeutungslose Herumpinseln, das bißchen Vorarbeiten an der Landschaft, welches ohne Danebensehen des Modells möglich war? Die leere Bank auf dem Podium berührte ihn beängstigend, wie ein dunkles Verhängnis, welches hemmend in das Entstehen seines Werkes eingreifen könnte. Er war in einer beständigen Aufregung und lief, seit Wochen zum erstenmal, von Atelier zu Atelier, inzwischen wenigstens schuldige Besuche zu erledigen.

Zu Zakácsy kam er eben recht, um ihn zu warnen, auch nur einen Strich mehr an einem Kinderporträt zu machen, dessen Frische und Keckheit des Werkes größten Reiz bildeten und durch jedes weitere Dazutun nur verlieren konnten. Bei Resemann sah er mit Stolz die Arbeit seines Freundes Rolmers. Sie hatten doch Alle etwas voraus, die in Paris studiert hatten! Wie Rolmers da in einer nur leicht durchgeführten weiblichen Figur, einer Jägerin, licht und sicher in der Farbe vorgegangen war und eine fertige große Wirkung erzielt hatte! Der durfte zuversichtlich nach Schluß des laufenden Semesters an sein erstes eigenes Bild gehen.

Resemann selber stand eben eifrig malend vor

einer Schilflandschaft zum dritten Dekorationsstück. Er ließ sich nicht stören und plauderte mit Moralt, während er in der Arbeit fortfuhr.

Hugo Resemann war eine große, hagere Gestalt. Sein Gesicht zeigte bedeutende, männlich kraftvolle Formen, aber die Züge waren streng, der Ausdruck hatte etwas Verhärtetes, übertrieben Energisches. Man hätte den Künstler mindestens fünfunddreißigjährig geschätzt, während er erst am Ende der Zwanzig stand. Rotbraunes Haar umgab wirr und ungepflegt seine durchfurchte Stirn, ein roter Schnurrbart war an den Enden mit militärischer Korrektheit emporgedreht. In den Winkeln der feurigen, kleinen, kastanienbraunen Augen zeichneten sich tiefe Krähenfüße, die den Ausdruck des Verwetterten noch erhöhten, den das ganze Gesicht machte.

Eine Jugend voller Entbehrungen war dem Heute dieses Malers vorangegangen. So recht bitter hatte er seine sieben magern Jahre der Künstlerschaft durchleben müssen, um dann allerdings, sobald er mit seinen ersten Werken heraustrat, auch ebenso gründlich in die fetten zu geraten.

Sein Atelier war ein weiter, nüchterner Raum, ohne andern Wandschmuck als die Skizzen zu seinen bisherigen Bildern und etliche Studien. Auch fast keine Ausstattung war zu sehen: ein einziger wert-

voller Teppich in einer Ecke am Boden, zwei Tische mit Geräten überdeckt und ein paar Stühle, mit gestreiftem Segeltuch überspannt, auf deren einem Itzig schlief, ein häßlicher Rattenfänger, während Rosenthal, ein Hund von auserwählter Rasselosigkeit und auswärts schielendem Blick, neben der Staffelei saß und mit einem Auge die Arbeit seines Herrn zu verfolgen, mit dem andern mißtrauisch des Gastes Bewegungen zu kontrollieren schien. Eine Schrulle, durchaus bezeichnend für Resemann, der als Mensch in Allem extrem, und infolge einer angeborenen Abneigung gegen die Semiten auch gleich rabiater Antisemit war — diese zwei garstigen Köter mit den Judennamen!

Aus dem Arbeitsraum führte eine breite Türöffnung, bloß mit einem Vorhang abgeschlossen, in ein hohes, weites Zimmer, welches im Gegensatz zu dem halbleeren Atelier den ganzen, raffinierten Luxus orientalischer Ausstattung beherbergte. Ein wahres Museum türkischer, arabischer, persischer Möbel, Teppiche und Gerätschaften, inmitten deren der Maler ein etwas saloppes Junggesellenleben führte und nach des Tages Arbeit eine Gesellschaft zu sehen liebte, welche ihn nach seinem Geschmack zerstreute. Vorausgesetzt, daß Einer ein ganzer Kerl als Künstler war, oder auch nur ein richtiger Kunstzigeuner, aber ein

Mensch, mit dem es sich reden ließ, der Geist besaß, sei es auch der Geist eines Zynikers oder eines Tollkopfs, so war Resemann für den Rest nicht wählerisch. Seine Donnerstagabende hatten den Ruf, zuweilen als Orgien zu enden; aber daß sich Einer dort gelangweilt hätte, war noch nie gehört worden. Was immer von geistreichem Unsinn und von extravaganter Unterhaltung ausgeheckt werden konnte, wurde dort sicherlich mit Jubel begrüßt und eifrig getrieben.

Sie strichen sich mit Gips an und stellten Gruppen, sie trieben Tischklopferei und zitierten Geister, sie rauchten Haschisch und erzählten sich dann ihre Traumgesichte, sie hypnotisierten und magnetisierten und übten Gedankenleserei, und Resemann, der bei der Arbeit der gediegenste Künstler und ernsteste Mensch war, stand im Leben mit verrückten Einfällen und Exzentrizitäten aller Art stets an der Spitze seiner Schar. Seine Lebensführung war wie eine Art Rache für die Entbehrungen der Jugend und wie eine tägliche Entschädigung für die Kümmernisse der Arbeitsstunden. Denn er arbeitete nicht leicht und war als Künstler auf's Äußerste streng gegen sich selbst.

Der kleine Holleitner verkehrte viel in diesem Kreise, und auch Rolmers hatte eine Zeitlang den Donnerstagen angehört, bis ein immer tollerer Nachwuchs der Gesellschaft ihn veranlaßte, seltener zu er-

scheinen. Dennoch hielt ihn der große Respekt vor dem Maler stets in den besten Beziehungen zu Resemann.

Eine Reihe vortrefflicher Bilder waren von diesem geschaffen und hatten seinen Namen begründet. Sein Haupterfolg war eine in der Frühlingssonne tanzende Kinderschar, mit bekränzten Köpfen, vor einer altersgrauen, moosbezogenen Kapelle gewesen, — eine Art Lenzsymphonie, die er von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Finisterre heimgebracht hatte.

„Wissen Sie, ob Rahde eben stark beschäftigt ist?“ fragte er jetzt seinen Besuch, den Pinsel zwischen den Zähnen, während er mit der Spachtel ein Stück Himmel auftrug. „Sehen Sie, ich komme vor jedem neuen Bild, selbst vor dieser lumpigen Dekoration, an einen gewissen Punkt, wo ich unsicher werde, wo ich wünschte, seine Meinung zu hören. So ein Mensch, an den man einmal glaubt, bleibt doch wahrhaftig unsere Kindsmagd durch's ganze Leben; ich glaube, ich werde ewig nicht das Bedürfnis los, mich an einer Schürze zu halten!“

Moralt lachte. Dies Gesicht da vor ihm anzuschauen, mit dem Ausdruck eiserner Willenskraft und einer fast trotzig scheinenden Bewußtheit, und dabei zu glauben, daß dieser Mensch je an sich selber zweifle!

„Ich weiß nicht, was Rahde augenblicklich arbeitet,“ antwortete er, — „doch findet er ja immer

eine Stunde für seine alten Schüler und seine Freunde, — aber wenn Sie mir vom Schürzenband sprechen, Resemann, Sie, der Sie bereits eine ganze Reihe Leistungen und Erfolge hinter sich haben, so muß ich lachen!"

Der Andere fuhr auf. „Mein Wort, lieber Moralt, ich bin zu Zeiten die unselbständigste Kreatur! Ja — nun lachen Sie wieder; das mag Sie vielleicht wundern! Sie haben ja darin recht: was mir bisher gelungen ist, hätte mich längst über mich selber beruhigen können; aber was wollen Sie — es vermag dies einmal nicht. Es kommt keine einzige neue Aufgabe bei mir zustande ohne Momente, in denen ich mich frage: ja, was bist du eigentlich für ein Kerl? was traust du dir denn da zu? Niemals wirst du's anständig durchzuführen vermögen! Da nützt alles Zurückschauen auf frühere, glücklich überwundene Schwierigkeiten nichts. Das nimmt im trüben Lichte solcher Augenblicke höchstens den Schein einer perfid gelungenen Charlatanerie an, und ich sage mir: wenn es dir bisher gelungen ist, die Menschen zu täuschen, so kommt es nun eben diesmal heraus, was du bist — ein jämmerlicher Stümper, der sich und Andere betrog. Und glückt das Unternehmen abermals, so ist es nur, damit beim nächsten Werk das alte Lied von vorn beginnt. Ah, ein Teufelshandwerk, diese Kunst!

Man möchte zuweilen den letzten Handlanger beneiden, der jeden Abend mit dem Sechsuhrschlage seine Mauerkelle oder seinen Pflasterkübel wegschmeißen kann, mit der Gewißheit, daß er wenigstens ein echter Handlanger gewesen ist!"

Moralt glaubte ihm jetzt. Er erwiderte nicht viel. Diese Auslassungen eines Künstlers, der längst über die Erstlingsängsten hätte hinaus sein müssen, gaben ihm zu denken. Also erretteten die Erfolge noch keineswegs von den Zweifeln und Selbstquälereien, wie er sie einzig mit der Erschaffung des ersten Werkes verbunden gewähnt hatte?

Der Andere warf seine Spachtel in den Farbkasten und begann wieder zu malen. Es entstand eine längere Stille. Moralt, auf seinem niedern Segeltuchsitz, die Ellbogen auf die Kniee gelegt, schaute zu Boden und umfuhr mit der Zwinge seines Stockes die Muster des Teppichs, seinen Gedanken nachhängend. — „Sie machen mir bloß meinen Gaul scheu mit Ihren Schilderungen," sagte er nach einer Weile und stand auf. „Ich empfehle mich! — wir nützen uns heute gegenseitig nichts; denn ich fühle mich selber sehr wenig fest im Sattel in diesen Wochen."

„Und dabei vergraben Sie sich in Ihren vier Wänden, wie mir Holleitner erzählte? Das Törichtste, was man tun kann!" rief Resemann. „Ich tue in

solchem Falle das Gegenteil. Wenn man nicht mit Gewalt seine Grübeleien zuweilen im Strudel des Lebens ersäufte, könnte man ja verrückt werden in dieser fortlaufenden Kette von inneren Aufregungen, die unsere Laufbahn ausmachen!"

Ein Trommeln von Fingern an der Türe unterbrach sie, das verabredete Anmeldezeichen eines Kollegen im selben Hause, Leo Valentin.

„Herein! — was wird wieder fehlen?" rief Resemann ungeduldig.

In der Türspalte erschien ein dunkler Kopf und spionierte zuerst, wer anwesend sei. Das Lächeln eines liebenswürdigen Gauners auf den Lippen, trat darauf Valentin ein und begrüßte Moralt.

Ein junger Mensch von der Vollkommenheit des Baues und der Geschmeidigkeit der Glieder eines griechischen Akrobaten. Der Kopf von einer vollständig antiken Schönheit. Über der niederen Stirn ein schwarzes, dichtes, kurzgewelltes Haar, in dem vollen Oval des Gesichtes Züge von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit, große grünliche Augen, überwölbt von zwei prachtvollen dunkeln Brauenbogen. Eine Hautfarbe von südlichem, rosigem Gelb. Etwas üppig, etwas träg, diese Schönheit, aber ein Kerl von Geist auf den ersten Blick und — nicht ohne einen leisen Anhauch von Laster. Er trug als Arbeitskostüm

eine dunkelrote Bluse und Schuhe aus bronziertem Krokodilleder.

Valentin, unter den Kameraden „der Bém" genannt, weil er aus Prag, wiewohl von tirolischen Eltern stammte, war Künstler geworden, weit weniger um der Kunst selber willen, als weil ihn das Künstlerleben angezogen hatte. Reich begabt, musikalisch, und nicht ohne Talent zur Malerei, hatte er im Atelierleben am ehesten die Befriedigung aller Neigungen und Gelüste seiner, allem Regelmäßigen und allem Allgemeinen abholden Natur vorausgesehen. Er war Maler geworden, wie er Musiker geworden wäre, wenn die Konservatorien ebensolche Reize für seinen vagabunden Geschmack verheißen hätten, wie er sie sich von den Malakademien, der Atelierschlenderei und dem schließlichen selbständigen Künstlertum des Malers versprach. Das scheinbar Mühelose dieser Arbeit, das Unbekannte, lockend Lüsterne, was das Modellmalen und das übermütige Bandenleben in den Malschulen für seine Einbildung gehabt hatte, das Ungebundene dieser Laufbahn, die an keine Zeit, keine Regelmäßigkeit, kein Bestimmtes, Vorgezeichnetes sich zu halten braucht, die von Tag zu Tag die Umstände benützt, wie sie kommen, wie sie sich bieten, die stets den Zufall, das Abenteuer, das Glück erwartet, und frei über dem Alltagsschritt der

Menge in luftigen Höhen ihren unberechenbaren Zickzackflug ausführt — das war es, was ihn mächtig angezogen hatte.

Ein blindes Glück rettete diesen, aus purstem Leichtsinn eingeschlagenen Weg vor einem Verlaufen im Sumpf. Valentins Talent hatte sich, wie denn sein ganzes Wesen zum Raffinement neigte, in den Jahren der Ausbildung, die er zuerst auf der Münchner Akademie, später in Privatschulen, zuletzt noch bei Rahde genossen, merkwürdig verfeinert, zu einer ausgesprochenen, ganz individuellen Pikanterie verschärft. Dies Talent erwies sich überhaupt als viel stärker, als er selber geglaubt, so daß er an der Malerei viel mehr Freude und Interesse bekam, ja, darin etwas zu leisten ein viel ernsthafteres Bedürfnis in sich aufkeimen fühlte, als er je erwartet. Er hatte in der Tat gelernt, sich anzustrengen und das, was er ein Spiel gewähnt, ein paar Jahre lang als vollen Ernst zu behandeln.

In einer Gesellschaft der tollsten Köpfe, zu denen er sich hielt, und die gleich ihm auf den unbändigsten Lebensgenuß ausgingen, hatte allerdings auch sein Menschliches nur allzusehr seine Rechnung gefunden, und das lustige Leben, das sie führten, nährte auf die Dauer seinen alten Hang zur Faulheit wieder und beschränkte seine Produktion, seitdem er selbständig

war und ein eigenes Atelier hatte, auf eine schmählich geringe Zahl von Werken. Wenn er arbeitete, kam immer etwas Gutes zustande; aber er arbeitete so, wie ein privatisierender Millionär seinen Garten bearbeitet. Daß er dabei durch glückliche Verbindungen so günstig verkaufte, was immer er schuf, leistete seinem Sybaritenleben erst recht Vorschub. Zwei kleine Empire-Genrebilder, Gegenstücke, hatten ihm zu Anfang des Jahres viertausend Mark eingebracht, — seit Monaten hatte Keiner gehört, daß er etwas Neues in Angriff genommen hätte.

„Na?" fragte Resemann, während dieser Hausgenosse sich noch mit Moralt unterhielt, — „was ist denn gefällig?"

„Mein Krapplack ist mir ausgegangen; du hast wohl eine Tube davon im Vorrat?" bemühte sich Valentin in möglichst unbefangenem Ton zu sagen.

„Haha! sein Krapplack ist ihm ausgegangen!" spottete Resemann. „Sie wissen wohl noch nicht, Moralt, der faule Kerl malt wieder einmal. Seine Renten sind auf der Neige, jetzt schmeißt er wieder für ein paar tausend Mark pikantes Trallalla auf die Leinwand, und dazu soll ich ihm die Farben liefern!"

„Und wenn das Trallalla verkauft ist, gibst du mir obendrein ein Freudenfest!" lachte der Bém. Er war bereits selber zum Farbkasten getreten, und indem er

den knurrenden Rosenthal mit Schmeicheln beruhigte, suchte er mit dem langen Holzstiel eines Pinsels in den Tuben herum, alle Etiketten musternd.

„He! vorher schon Kadmium Nr. 4 und zwei Pinsel, jetzt Krapplack, und was noch weiter?" schrie der bedrohte Eigentümer und zog dem ungenierten Gast den Pinsel so aus den Fingern, daß diese sämtlich voll von der roten Farbe wurden, die noch in den Borsten steckte. „Hand von der Bütten, Bandit!"

Und eine Kapsel mit der gewünschten Farbe aus einem Reservekasten hervorholend, überreichte er sie dem Freund mit der Ermahnung, doch selber wieder einmal den Weg zum Farbhändler zu suchen, wenn er ihn überhaupt noch wisse seit damals, als er zum letzten Male gearbeitet.

Der Sybarit strich mit der größten Selbstverständlichkeit seine roten Finger am Rücken von Resemanns Malkittel ab und wandte sich zur Türe.

„Sie kommen nachher bei mir drüben vorbei, Moralt, nicht wahr?"

— In der Höhe von Valentins Arbeitsraum, der ganz in japanischer Ausstattung prangte, mit mattfarbigen, gestickten Atlasstücken an den Wänden, den kostbaren Fukusas, mit Matten und Bambusmöbeln, hing ein Trapez, dessen Anblick Moralt belustigte. Er schaute eine Weile hinauf.

„Was lassen Sie Ihre Modelle denn da droben tun?"

„Meine Modelle? — mich selber laß ich oben baumeln, wenn es mir unten zu dumm wird! Der Mensch sollte überhaupt nicht immer am Boden herumkriechen; zuweilen tut es gut, von oben herab so ein Maleratelier zu betrachten, in welchem sich ein törichter Kerl die halbe Zeit seines Lebens mit seinen Ideen und seinen Farben herumplagt."

Moralt lachte über diesen Einfall: sich sozusagen Objektivität zu erklettern. „Wie kommen Sie denn da hinauf?"

„Wollen Sie es sehen?"

„Bitte!"

Das Podium hatte Rollen, und Valentin schob es unter das Trapez, einen Tisch darauf, einen Stuhl auf diesen, und eins, zwei, drei, war er oben, schwang sich auf das Holz und warf Moralt eine Kußhand zu.

„Sehr gut!" applaudierte dieser.

„Wenn Sie an einem Donnerstag zu Resemann kommen, können Sie einmal hier drüben einer Vorstellung in Kostüm beiwohnen!"

„Was ziehen Sie denn da Besonderes an?" fragte Moralt.

„Anziehen? — fast nichts! ich lege im Gegenteil

sehr vieles weg.“ Er zappelte mit den Beinen und machte mit der Rechten eine übermütige, wegwerfende Bewegung. „Ah, mein Bester, ich versichere Ihnen, wenn ich nicht schon Maler wäre, ich möchte Seiltänzer oder Kunstreiter sein! Das gibt ein Lebensgefühl, ein Bewußtsein seiner selbst, eine Leichtigkeit, eine Luftigkeit, eine Wurstigkeit gegen Alles da drunten! — — Ha jupp!“ — schrie er, als feuerte er ein Pferd an und begann mit dem Trapez zu schaukeln; dazu schnalzte er mit der Zunge und schnackte mit den Fingern, das wahre Bild eines Menschen, dem auf der Welt zu wohl ist.

„Bloß ein bißchen zu schwer bin ich für die Turnerei, ich muß mich nun ernstlich trainieren,“ bemerkte er, während er wieder herabstieg; — „ich werde sonst in Allem mit der Zeit zu träge. Das kommt von dem ruhigen Herumstehen. Ich fange jetzt an, von Tee und blutigem Fleisch zu leben; Sie sollen sehen, wie das wieder schlank und arbeitsam macht!“

Sein neues Werk auf der Staffelei war abermals ein voller Abdruck seines Wesens, eine Wiederspiegelung seiner Lebensfreude, seiner Sinnlichkeit, seines Hanges zur Pikanterie: ein junges Zigeunerpaar, das den Czárdas tanzt, verloren in den Rhythmus seiner Bewegungen und in die Weisen der Geige, die ein schwarzer Bursche spielt.

Er war durch eine Bande, die er kürzlich in der Umgegend Münchens getroffen, dazu angeregt worden.

Mit seiner verführerischen Beredsamkeit und seiner zufälligen Kenntnis der böhmischen Sprache hatte er den mißtrauischen Zigeuner-Alten dazu gebracht, ihm ein paar Tage lang das eine junge Mädchen in das Wirtshaus des Dorfes zu bringen, in dem die Bande lagerte. Dort hatte er die nötigen Studien gemalt, nach denen er jetzt arbeitete.

„Meine Manchetten samt goldenen Knöpfen sind zwar am letzten Tag verschwunden," erzählte er, — „und der alte Geier hat gerochen wie eine Wursthaut an der Sonne, wenn er so stundenlang dabei hockte, seine Czinta vor mir zu beschützen; aber nun habe ich Studien von den unvergleichlichen Bewegungen dieser Kanaillen, die mir kostbarer sind, als ein paar Knöpfe und die Flasche kölnisches Wasser, die ich aus-sprengte, um es an der Arbeit auszuhalten. Eine Schlankheit des Baues, sag' ich Ihnen, eine schlangen-hafte Geschmeidigkeit und ein Temperament, ein Blut, diese Zigeuner, unglaublich!"

Das Bild, im nicht großen Maßstab von 48 zu 60 angelegt, versprach dem Wert dieser seltenen Studien zu entsprechen. Das Wesen des unga-rischen Tanzes, dies Wilde und wieder Schläfrige,

war schon mit einer Kunst der Charakteristik und einem Reiz in den beiden Figuren zum Ausdruck gebracht, daß Moralt entzückt, ja mehr als das, fast begeistert von dem seltsamen, so stoßweise produzierenden Talent Valentins das Atelier verließ.

Aber das Anschauen all dieses fruchtbaren Schaffens der Andern ließ ihn doppelt den Druck seiner eigenen, unfreiwilligen Arbeitspause empfinden, und er sehnte mit größter Ungeduld die folgende Woche herbei.

Am Sonntag erzählte Holleitner, daß er auf Weihnachten nach Wien reisen werde, die Ferien in seiner Familie zuzubringen, und Rolmers sah voraus, diese gänzlich seiner Nebenarbeit an den Resemannschen Dekorationen opfern zu müssen.

Äbi hatte sich gar nicht eingefunden.

In Duplessys und des kleinen Ungarn Gesellschaft aber war Peter Lanz wieder einmal im Ratskeller erschienen. Ihm hatte die Ausstellung seines Werkes im Laufe der Woche doch noch einen bescheidenen Erfolg gebracht: die Bestellung eines kleineren Bildes von seiten eines Liebhabers, der sich für diese Malerei interessierte, aber die Mittel zur Erwerbung des größeren Bildes nicht besaß. War es auch wenig, so wirkte es immerhin aufmunternd und brachte für's Erste das tägliche Brot. Und eine Aufmunterung war

nötig gewesen; denn die Kritik hatte den Künstler abermals schlecht behandelt.

Moralt, der an seiner Seite saß und für dieses Kollegen starke Eigenart große Wertschätzung hegte, tröstete ihn darüber. Hatte doch natürlicherweise sein Werk verstoßen gegen die eingewurzelten Anschauungen jener Kritik, die noch immer für die Wochenausstellungen am Ruder war und der neuen Epoche nicht mit der richtigen Liebe nachgehen wollte, — einer Kritik, welche geleitet war von fertig aufgestellten Grundsätzen und ästhetischen Doktrinen, — welche kein Kunstwerk frei nach dem Eindruck schätzte und mit der Empfindung beurteilte, sondern nach dem Grade, als es mit ihren Begriffen und Weisheiten übereinstimmte, also mit dem Gehirn, mit der Reflexion; die aber niemals vor einem Bilde den Genuß des reinen Aufgehens im Eindruck erlebte, welches das Privilegium der echten Empfänglichkeit ist.

„— — und einer Kritik," fügte Holleitner erbost bei, „welche der höchsten Plattheit, wenn sie akademisch und Jedem verständlich ist, den Lorbeer reicht, den freien und daher ihren engen Begriffen unverständlichen Äußerungen eines selbständigen Talentes oder gar eines souverän unabhängigen Genies aber jahrelang den widerlichen Unratkübel ihres Hohns und ihrer guten Räte nachwirft."

Eine Neuigkeit, die Zakácsy erzählte, belustigte Alle. Er berichtete, daß das Umbragesicht, welches schon zu Anfang November die Rahde-Schule verlassen hatte, um ein bestelltes Porträt zu malen, ein ungewöhnliches Glück aufweise, indem bereits ein zweites Bildnis beendet und ein drittes in Arbeit sei. „In sieben Wochen das dritte und neue Aufträge in Sicht! Das heißt Geschäfte machen! Ja, ja, so über Nacht ein berühmter Porträtmaler zu werden! Wie doch das Glück einzelnen blindlings ins Haus fällt!"

„Und wie sind denn diese Zweiwochenkinder?" fragte Rolmers.

„Verblüffend geschwindelt! Es sieht nach etwas aus und ist, genau betrachtet, eine bodenlose Liederlichkeit. Podjenyi hat so einen gewissen schneiderhaften Chik, eine Geschicklichkeit für Bildwirkung; es ist natürlich Theater, Pose, Toilettenstück, aber — gerade was den urteilslosen, eiteln Haufen blendet und anlockt. Gebt acht! Der wird seinen Weg zum Geld schon machen, aber nie etwas Anständiges leisten. Durch Not hätte er vielleicht gelernt, sich anzustrengen; durch Leichtigkeit im Verdienen wird er als Maler das gleiche Schwein werden, das er als Mensch ist!"

Die Stimmung der Tafelrunde im Allgemeinen blieb an diesem Sonntag ruhiger als sonst. Der Eine und Andere steckte schon in den Schwierigkeiten der

Weihnachtsgeschäfte. Moralt wurde wieder schweigsam, nachdem er sich eine Weile mit Lanz unterhalten hatte. Er empfand den Sonntag heute nicht als solchen; er war heruntergestimmt durch das Bewußtsein, eine halbe Woche verloren zu haben. Drei Mußetage, wie wenig! und doch, für ihn auf dem gegenwärtigen Punkte seiner Arbeit, wie viel!

Einzig Duplessy war von einer so verdächtigen Fröhlichkeit. Nach Tisch empfahl er sich denn auch plötzlich, nicht ohne von Holleitner über den Grund dieses Wegganges und über die Anwendung seines Nachmittags weidlich in die Klemme genommen zu werden. Er überließ die Freunde lächelnd ihren Vermutungen und schritt, gegen seinen Inquisitor eine Nase drehend, davon, in seiner lebenslustigen Frische und stolzen Stattlichkeit. Da drohten die Zurückbleibenden ihm nachzugehen. Aber in welchem von den vielen Kellerkonzerten des Sonntagnachmittags sollten sie den Abtrünnigen suchen, um das hübsche Kind zu sehen, das ihn — zehn gegen eins zu wetten — heute den Freunden entzog? Sie hielten es schließlich für klüger, statt einer nutzlosen Wanderung von einem rauchigen Lokal zum andern, an diesem frischen Wintertag einen Ausflug in die Umgebung zu machen — nach Nymphenburg, den Park im Winterschmuck zu sehen.

8

Auf der Plattform des Dampfbahnwagens beisammenstehend, fuhren die fünf Maler hinaus, in sausender Eile, durch die alte Allee, wie durch eine gepuderte Welt; dann über die weite Ebene hin, aus welcher grau und fein die Silhouette der Stadt aufstieg, bis der Rauch der Lokomotive wirbelnd und in der kalten Luft zerflatternd das Bild verhüllte. Die Landhäuser lagen versteckt in Wildnissen von Schnee, die Umzäunungen flogen vorbei in quirlenden Reihen von blitzenden Stäben und schwer weißen Knöpfen; allmählich hörten die Gärten auf, Öde ringsum, verschneite Erdhaufen und Gruben, entfliehende Vögel, im Rauch verschwindend; dann tauchte, kaum sichtbar mit seinem Ring von weißen Gebäuden in der weißen Ferne, Nymphenburg auf.

Vor dem Schloß auf dem Kanal herrschte lautes Leben der Schlittschuhläufer; ein kreisendes Gewimmel dunkler Körper in all dem schneeschimmernden Grund. Hinten, in den weiten Gärten, die tiefste Stille.

Nach dem Treiben von München, aus dem sie kamen, nach den vorüberfliegenden Bildern der Fahrt, nach dem Menschenschwarm da draußen vor den Gittern, plötzlich alles Leben wie abgeschnitten. In völliger

Verlassenheit die ganze Natur. Wie versunken in tiefen Schlaf und träumend von vergangener Zeit.

Unhörbar schritten die Freunde dahin zwischen den verschneiten Statuen und Vasen, vorbei an den kunstvollen Gruppen der Wasserwerke, an den Schwänen, die stumm dahintrieben auf dem offengebliebenen grünen Wasser des einen Beckens, — hinaus in den winterlichen Park mit seinen märchenhaften Landschaftsbildern, wo über gefrorenen Bächen und Teichen in tausendfach wechselnden Formen Büsche und Bäume emporstiegen, beschneit und bereift wie Gebilde aus Kristall; wo verloren in weißen Einsamkeiten die weißen Zopf-Pavillons ruhten: die buschumzogene Pagodenburg, — tief drin im Walde unter alten Bäumen, am stillen Wasser, lauschig die Amalienburg.

Ein Hauch wie Nachklang längst verhallter Liebeslieder zog um diesen stummen Ort, selbst heute in seiner Winterruhe. Ein Hauch von jenem Liebessehnen, das die Seelen der längst dahingegangenen Herrscher erfüllt haben mußte, die sich fernab vom Schloß mit seiner prunkvollen Fürstenherrlichkeit, am kleinen See, in diesem abgeschiedenen Winkel des Waldes, das wonnig einsame Nest gebaut.

An Moralts Seite schritt Rolmers. Er hatte lässig seinen Arm eingehängt und erging sich in stummen Betrachtungen. Auch er liebte Nymphenburg

um des eigentümlichen Reizes seiner Stimmung willen. Es rief ihm, gleichwie Moralt, lebhafte Erinnerungen an Versailles wach; es hatte auch für ihn einen ähnlichen Zauber, wie das alte französische Schloß und dessen Park: die Verbindung malerischer Vorzüge der Natur mit der leisen Melancholie verfallender baulicher Pracht einer vergangenen Zeit.

Langsam wandelten sie durch die stillen Wege dahin. Vor der Amalienburg hielt Moralt den Freund zurück, um die Andern sich entfernen zu lassen. Er wollte sich ganz dem Eindruck hingeben.

Schneebedeckt, wie träumend, beugten die alten Bäume ihre weißen Häupter über den weißen, stummen, kleinen Palast. Und lautlos weitum schlief die ganze Natur in diesem grauen, brauenden Winternachmittag. — — — — — — — — —

War es ein Lied — war's Dichtung — war's ein Bild, was da in Moralts Seele werdend schwebte, dem Nebel gleich, der über den Tiefen wogte, ehe die Schöpfung ward?

Das war so ein Augenblick, in welchem ungeheuer, unerfüllbar, eine poetische Sehnsucht seinen ganzen Menschen erfaßte, — ein Bedürfnis, dem Unaussprechlichen, was er empfand, einen Ausdruck zu schaffen, dem Unaussprechlichen dieses Ortes, dieses Augenblicks, wo Vergangenheit und Gegenwart

vor ihm in Eins zusammenflossen: in ein leises Rauschen durch die Harfe der Poesie, in ein weiches, im Unbestimmten verlorenes Lied, nur der Seele des Künstlers vernehmlich in seinem wortlosen Sagen von Menschenvergänglichkeit und der unvergänglichen Zaubermacht dessen, was poetischer Sinn und Liebe geschaffen.

— Den Rest jenes Tages blieb er schweigsam und in sich verloren. Sein Inneres war erfüllt, ja übervoll von dem, woraus der künstlerische Geist den Keim zu künftigen Werken nimmt: vom heiligen Hauch der Inspiration.

Die Nachwirkung dieser Stunde ging auch durch seine ganze folgende Woche.

Es drängte etwas in ihm, was Gestalt haben wollte, und doch -- wo hinaus?

Er suchte Befreiung in seiner Musik; doch das bloße Ausleben im Spiel war ihm nicht das Rechte.

„Wenn ich zu orchestrieren vermöchte," sagte er sich, — „wenn ich das Können des Komponisten besäße, was schüfe ich jetzt! Rauschend groß und reich, dann weich verhallend in weiten Einsamkeiten und fern ersterbend wie in der Zeiten Raum, ein seliges Lied der Liebe, zieht es an mir vorbei, was jener Ort am See mir gesagt. Da — da — in schwanken, durchsichtigen Nebeln, nur der Künstlerhand harrend, die

nach ihm faßt, die es bannt in Formen, die es übersetzt in die Töne der Menschen! Aber so, die Hände gebunden, flüchtig vorübergehen zu sehen, was man festhalten möchte!" — — er wandte sich vom Flügel weg, unglücklich.

„Warum, o Gott, gabst du ebendemselben Menschen diese Gewalt der Empfindung, diese unbegrenzte Phantasie auf so verschiedenen Gebieten, wenn du ihm nicht gleichzeitig den Schicksalsgang und die Kraft verliehest, auch überall die Mittel zur Befreiung im Werk zu erwerben?"

Ein paar Blätter entstanden an jenem Abend, die er der Mappe einfügte, in welcher tagebuchartig von Zeit zu Zeit innere und äußere Erlebnisse ihre Aufzeichnung fanden. An seinem Bilde arbeitete er nun mit doppeltem Gestaltungsbedürfnis. Nicolo hatte sich soweit erholt, daß er wieder zu den Sitzungen kam; beseitigt war allerdings sein Husten noch nicht. Tag für Tag verstrich in ernster Arbeit. Doch so vollkommen Moralt sich auch seinem Schaffen hingab, es wollte ihn nicht befreien. Diese drängende Anregung, welche der Sonntag gebracht, war größer, stärker, als die Möglichkeit, sich zu genügen. Und so lebte er bis über Weihnachten hinaus abgeschlossen, in einem Zustand schmerzlicher Unzufriedenheit mit sich selbst, — in diesem verwendungslosen inneren Überreichtum.

9

Um die gleiche Zeit ging es Äbi wieder recht schlimm. Er war gänzlich zu Ende mit seinen Mitteln.

Hatte er schon seit dem Herbst einen großen Teil der Arbeit für die lithographische Anstalt abgegeben und nur noch seine Spezialität der Verbrecherköpfe behalten, weil er es um seiner Studien willen so für notwendig erachtete, so hatte die Dringlichkeit gerade dieser Aufträge, unter welcher sein künstlerisches Schaffen immer wieder litt, ihn schließlich gezwungen, zwischen Studium und Erwerb, wenigstens für's Erste, definitiv die Wahl zu treffen. Beides ging im Augenblick nicht nebeneinander, es hieß jetzt entweder oder.

Wovon er leben sollte, wenn das wenige Ersparte zu Ende ging, hatte er vorderhand selber nicht gewußt; trotzdem war ihm nur ein Entscheid möglich gewesen: das Studium. Wochenlang hatte er seither kärglich gelebt und neben der Schule alsbald ein kleines Bild begonnen, auf dessen Verkauf er sichere Hoffnung hegte. Ein seltsamer Kauz, halb Kunstschwärmer, halb Hirnspinner, der sich eines Abends auf dem Keller mit Kunstgesprächen an ihn gemacht und ihn seither öfter

besucht hatte, begehrte längst etwas von ihm zu besitzen.

Eine landschaftliche Studie aus der Umgebung von München, die Äbi für gut hielt, hatte er daher für diesen Bekannten kopiert und mit Staffage zu einem Bildchen vervollkommnet, unter welches er mit gutem Gewissen seinen Namen zeichnete. Er hatte die Arbeit auf zweihundert Mark angesetzt; davon gedachte er im schlimmsten Falle drei Monate zu leben.

Aber der Liebhaber gab, als der Maler mit dem Bilde erschien, vor, er befinde sich auf der Abreise, und so sehnlich er bisher gewünscht habe, von ihm ein Werk zu besitzen, in diesem Augenblick sei er außerstande, es zu erwerben. Er gedenke den folgenden Winter jedoch abermals in München zu verleben und wenn er wieder eine Wohnung gefunden, die ihm behage, so werde er sich glücklich schätzen, sie mit dem Kunstwerk zu zieren. Von da ab blieb der sonderliche Kunstenthusiast in der Tat verschwunden. Äbi aber war ohne Geld.

Seine letzten paar Markstücke wußte er einzuteilen, daß es immer und immer wieder möglich wurde, einen Tag zu leben. Zuletzt aß er jeden Mittag im Mathäserbräu für sechs Pfennige Suppe und holte sich Abends in einem altväterischen Bäckerladen seiner Nachbarschaft an der Türkenstraße, wo die größten

Stücke im Ausschnitt verabreicht wurden, seine Portion schwarzes Brot. Aber es konnte nicht lange so gehen.

Den Freunden sich zu entdecken, war er zu eigensinnig stolz; lieber heimlich das Äußerste auf sich nehmen, als nicht selbständig durchkommen! Daß sein kleines Bild ohne Vermittlung Dritter nicht leicht zu verkaufen sein werde, wußte er genau. Also woher nun Geld? Der Hunger tat ihm weh, und sein übles Aussehen, welches Rolmers schon einmal zur Erkundigung nach seinem Befinden veranlaßt hatte, wurde von Tag zu Tag verräterischer. Das bemerkte schließlich auch seine Hauswirtin, und da sie seine Lage erriet, stellte sie ihn freundlich zur Rede.

Ihr Mann, ein Arbeiter, leitete einen Gesangchor von Genossen, unter denen Mehrere in einer großen Anstalt für vervielfältigende Kunst beschäftigt waren. Diese Leute hätten jetzt eben so viel zu tun, erzählte die gute Frau, daß sie bei den Musikproben fehlen müßten; vielleicht wäre daher auch Arbeit ins Haus für Äbi dort zu erlangen.

Das war zu bedenken. So wie es jetzt stand, war das Studium ebenso gehindert, wie früher durch die Nebenarbeit. Also griff der arme Bursche von Neuem zu dem bittern Aushülfsmittel, das er schon so oft hatte wählen müssen, und ging mit einer Mappe voll seiner bisherigen ähnlichen Arbeiten zum Besitzer jener

Anstalt. Seine Blätter gefielen; er erhielt Arbeit nach Hause.

Für's Erste war geholfen. Die Nächte hielten her zum Erwerb, die Tage verblieben dem Studium. Auf Glanzkarton übertrug er in Federzeichnung die photographischen Bildnisse, die kunstgewerblichen Gegenstände oder neuerfundenen Maschinen, welche ihm zur Vervielfältigung im Bilde überwiesen wurden.

Als die Weihnachtszeit nahte und alle Kräfte in der Anstalt überbeschäftigt waren, schickte der Arbeitgeber ihm die Kunden mit ihren Bestellungen sogar ins Haus, und nun ward Äbis Lage, der die Ferien der Schule zur ausschließlichen Erwerbsarbeit daheim ausnützte, beinahe komisch. Als Holleitner ihn eines Abends abholen wollte, fand er ihn am Zeichentisch in seiner ärmlichen Stube, umgeben von einer prunkvollen Auswahl des kostbarsten Kristallgeschirrs, das von zwei Dienern, aus Mangel an passendem Platz, eben auf dem Fußboden aufgestellt und nach Äbis Angabe gruppiert wurde.

War der gute Freund verrückt geworden und hatte all dieses Geschirr gekauft?

Er hatte den illustrierten Katalog einer Glasfabrik zu zeichnen!

Ein andermal erschien ein absonderliches Männchen in fadenscheinigem Rock und einer Schirmkappe

aus grünem Zeug, und bat den Herrn Maler, ihm eine Reihe möglichst günstiger Bilder von einer Erfindung für kirchliche Gegenstände anzufertigen, damit er sie vervielfältigen lassen und an die Krämer gutkatholischer Gegenden versenden könne. Aus einem sauberen Körbchen zog Herr Xaver Selnader eine Kollektion von Muttergötteslein und Heiligenfigürchen hervor, die sämtlich aus einem von ihm erfundenen Teiglein geformt und nebst naivem, ausschmückendem Beiwerk je unter eine winzige Glasglocke gesteckt waren. Diese Muttergötteslein, die man aus einer simpeln Mischung von Gips, Mehl und fettem Bindemittel bestehend vermutete, hatten eine kalte, gelblichweiße Farbe und glichen fast dem bekannten Backwerk Anisbrot. Nüchtern standen sie in einer Umgebung von scharf grasgrünen Pflänzlein, Stäudelein und Tannenbäumchen, welche aus gefärbten Federchen und bemalten Hölzchen kunstvoll und mühsam hergestellt schienen. Auch ein heiliger Antonius kam zum Vorschein und eine heilige Genoveva, neben der ein braunes Reh zwischen zwei Tannen einherging, während unter einem Felsen von Sandpapier eine staniolene Quelle hervorlief. Und wie sie alle dastanden in Reih und Glied, die heiligen Männlein und Weiblein aus Teig unter ihren Glasglocken, da warf der Erfinder einen erwartungsvollen Blick auf

den Maler. Ob das nicht einen großen Erfolg verhieß, an den hohen Kirchentagen auf dem Lande draußen?

Was die Abbildungen nun kosten möchten? Aber möglichst getreu, möglichst schön!

Äbi überlegte, wieviel Zeit er wohl für diese seltsame Aufgabe brauchen würde. Es reizte ihn, das zu machen; es war zu putzig. Er berechnete billig, das Männchen war entzückt.

— Viele Monate später überzeugte sich der Maler, daß trotz seiner Zeichnungen die brötenen Muttergöttes-lein kein lukrativer Artikel hatten werden wollen. Denn eines Morgens traf er das Männlein mit der grünen Zeugkappe vor einem armseligen, eben eröffneten Obstlädelein, wie es mit einem Tuch in der Hand von Korb zu Korb wanderte und den vor der Türe ausgestellten roten und gelben Äpfeln ihre Backen glänzend rieb. An der Tür aber prangte in kunstreich verzierten Buchstaben, mit blauer Wasserfarbe provisorisch auf ein weißes Papier gemalt, der Name Xaver Selnader. Das lateinische S war zwar verkehrt in der Bewegung, und zwei kleine Schulbuben blieben vor diesem seltsam geschriebenen **ƧELNADER** buchstabierend stehen, bis das Männchen, besorgt um seine Äpfel, sie weitergehen hieß.

Die endgültige Erlösung Äbis aus dieser Zeit

aufreibender Erwerbsarbeit wurde endlich durch einen glücklichen Zufall herbeigeführt.

Ein vornehmer Herr, der im Besitz interessanter handschriftlicher Partiturbogen von Richard Wagner war, wollte in der Anstalt ein Faksimile davon anfertigen lassen und wurde damit an Äbi gewiesen. Mit großer Hingebung unterzog sich dieser während des Restes seiner Ferien der schwierigen und anstrengenden Aufgabe, und mehrmals hatte er die Mithülfe des Bestellers nötig, um sich zurechtzufinden. Als aber die ersten Abdrücke zu dessen hoher Zufriedenheit ausgefallen waren, überreichte er Äbi, der die Hälfte gefordert hatte, eine Summe von zweihundert Mark und fragte zugleich nach dem guten kleinen Bild, das ihm in der dürftigen Wohnung aufgefallen war.

Als es ihm Äbi von der Wand geholt hatte und er den Namen darauf erblickte, schien er erstaunt.

„Sie sind auch Maler?"

„Ich bin eigentlich nur Maler."

„Ich dachte, Sie wären Lithograph!"

„Nur zeitweise, des Erwerbes wegen, um meine Studien ungestört fortzusetzen."

„Aber das Bildchen läßt es bedauerlich erscheinen, daß Sie veranlaßt werden, den Erwerb anders als durch Ihre eigentliche Kunst zu suchen!"

Äbi wollte etwas erwidern von der Schwierig-

keit zu verkaufen, aber er war zu feinfühlig, es unter den Umständen des Augenblicks zu tun.

Doch der Andere verstand auch sein Schweigen. Er ging mit dem Bilde unter dem Arm aus dem Hause, und Äbi hatte jetzt vierhundertundfünfzig Mark an barem Gelde und aus dieser neuen Zeit der Not einen Gönner gewonnen, der sich in der Zukunft für ihn zu interessieren verhieß.

10

Karten mit geschickten Aquarell-Vignetten luden am Tag nach Neujahr Äbi, Holleitner, Duplessy, Zakácsy und Lanz auf den Abend des 5. Januar zu Moralt ein, dort den Geburtstag des großen Rolmers zu feiern.

Auf jeder der Karten prangte in einer Wiege mit altnordischen Ornamenten ein Riesenkind. Auf der einen strampelte es mit monströs wulstigen Beinen nach einem Farbtopf hin, der in der Nähe stand; auf der andern lutschte es an einem Riesenpinsel; auf der dritten ließ es sich von einer weiblichen Figur, der Malerei, die nackt war und Flecken von allen Regenbogenfarben den Körper entlang zeigte, in Zukunftsträume singen; auf der vierten war es gar schon aus der Wiege gekrochen, hatte beide Händchen in die rote Farbe getaucht und war daran, die weiße Wand mit zahllosen fünffingerigen Abdrücken zu verzieren.

Die Eingeladenen sagten sämtlich zu bis auf Duplessy, dessen Antwort ausblieb. Er war über Neujahr verschwunden und noch nicht zurück.

Für Moralt war die eben beendete Festzeit still und freudlos genug vergangen. Mit sich selbst unzu-

frieden, hatte er auch die Freunde nicht gesehen. Kein Beisammensein war möglich gewesen, Jeder hatte Abhaltung gehabt. Der Weihnachtsabend zumal war in solcher Verlassenheit für ihn Anlaß zu trübseligem Meditieren, zu wehmütiger Rückschau geworden, und am Silvestertag hatte Rolmers eine einzige kurze Abendstunde für ihn frei gehabt, welche sie überdies damit zugebracht hatten, ihren übereinstimmenden Empfindungen über die Armseligkeit des Junggesellenlebens in der Fremde, an solchen Tagen der Familienfreude, Luft zu machen. Das hatte Moralt auch nicht viel geholfen.

Der fünfte Januar war ein Samstag, zu fröhlichem Gelage der günstigste Tag. Moralt hatte in der Mittagstunde schon mit Hülfe seiner Hausmeisterin den Tisch selber gedeckt; einen Tisch, wie nur er ihn verstand; einen Tisch für Maler; einen Tisch, der die vornehmste Hausfrau neidisch gemacht hätte: mit altem Silbergeschirr, mit blumigem, sächsischem Porzellan, mit gekringelten böhmischen Gläsern; ein Damastgedeck mit kunstvollen, mattfarbigen Säumen und Einsätzen — eine aus der Ausstattung seines elterlichen Hauses mitgeschleppte Auslese dessen, was seinem künstlerischen Geschmack am meisten behagt hatte. In der Mitte des Tisches stand ein mächtiges antikes Kupferbecken, mit einer Garbe hochroter Mohnblumen und

scharfgrünen Gräserwerks aus dem Süden, die er bei einer Blumenhändlerin in der Nachbarschaft entdeckt hatte; daneben ein Fruchtkorb, mit koloristischer Meisterschaft zum Stilleben zusammengestellt. Dann war die Tafel in die Vertiefung des Ateliers neben den Flügel geschoben, und der Vorhang, welcher diesen Teil des Raums abgrenzte, davorgezogen worden.

„Alles bereit! Sie werden heute ausnahmsweise fünf Herren, die erwartet sind, herauflassen;“ sagte er der Frau, — „von morgen ab gilt wieder die strenge Klausur!“

Nach Beendigung der Nachmittagssitzung, als Nicolo fort war, hatte er das nasse Bild ebenfalls im Alkoven untergebracht, sorgfältig der Mauer zugewendet, und nur die Nebenstaffeleien stehen lassen, auf deren einer die Studie einer Hand vergessen blieb.

Der Ofen sang, das Fenster war nach langem Offenstehen wieder geschlossen, eine gute, frische Luft erfüllte das Atelier. Moralt zeichnete in Eile beim entschwindenden Tageslicht noch die Tischkarten und warf jedem der Freunde ein paar Verse hin.

Mit Genugtuung übersah er nochmals prüfend die Tafel und verteilte die Karten in der Reihenfolge, wie er die Freunde nebeneinander haben wollte, als es an die Türe klopfte.

„Schon?“ fragte er sich. Es war ja noch nicht

einmal fünf Uhr! Er ließ den Vorhang wieder zusammenfallen und eilte zu öffnen.

Im Halbdunkel des Treppenhauses stand eine große, etwas karikiert elegante Gestalt als Silhouette vor ihm. In diesem Augenblick flackerte aber das Licht der elektrischen Lampen im Korridor auf: in langem, havannabraunem Überrock mit Schößen, nach Art einer Kutscherlivree, in Zylinder und grellfarbigen Handschuhen — Podjenyi. Ein endlos langer, englischer Schnabelschuh unter hellen Gamaschen streckte sich über die Schwelle.

„Ich hoffe nicht zu störén, Herr von Moralt?"

„Bitte!"

Mit den angelernten Manieren eines Weltmanns legte er Stock und Hut auf das nächste Taburett und knöpfte langsam seine Handschuhe auf, während Moralt die große, von der Decke niederhängende Lampe anzündete.

„Ich wollte mir einmal doch gestatten, bei Ihnen anzuklopfen. Mein sehrr großén Interesse an olle Ihre Arbeiten ist nicht vérgongen, wenn Sie auch lange nicht mehr bei Rahde worén. Bin dort auch fort jetzt."

„Ich höre, Sie malen Porträts?" fragte Moralt kühl und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen.

Der Ungar schlug die Schöße seiner Livree auseinander und setzte sich.

„Bin — sehrr beschäftigt im Augénblick, Herr — eh — von Moralt, jawohl!" — und als spräche er von einer unvermeidlichen Schattenseite seiner werdenden Berühmtheit, fügte er, den Kopf zur Seite werfend und die Achseln zuckend, bei: „Kommén eben immer wieder neue Aufträgén, die man doch nicht oblehnén darf, verstehen Sie? — wenn man ist jung und fängt an erst Namen zu békommen. Muß man schauen, gleich mit den ersten Béstellungen durchzuschlogen und Verbindungen zu géwinnen, wenn man will Karriere mochén. C'est le premier pas qui coûte, sogt Franzos sehrr richtig!"

In einem Zug, und ohne, wie sonst, seine Worte suchen zu müssen, hatte er das Alles heruntergeschnarrt; sichtlich eine Phrase, die er jetzt für den täglichen Gebrauch eingelernt hatte.

Während er die Handschuhe langsam von den Fingern streifte, um sie dann modegerecht gefaltet zwischen zwei Knöpfen an die Brust zu stecken, erkundigte er sich nach der augenblicklichen Arbeit Moralts. Mit seinem lauernden Blick hatte er bereits das ganze Atelier abgesucht und sich insgeheim geärgert, von einer größern Arbeit nirgends eine Spur zu entdecken. Die Studien an den Wänden waren ihm von

früheren Besuchen her bekannt, und auf den Staffeleien standen bloß kleine Leinwandrahmen.

Moralt antwortete ausweichend und lenkte das Gespräch abermals auf die Aufträge des Ungarn, der nun auch eine gute Viertelstunde lang ununterbrochen Vortrag hielt. Meist Lobreden über die vornehmen und berühmten Modelle, die ihm gegenwärtig zu Bildnissen säßen. „Ungorische Baroneß Soundso; — Pianistin Stovároff, Künstlerin von erstén Rang. Porträt noch nicht fertig, wechselt jetzt augenblicklich Sitzungén mit Herrn von Sulkomir. Oh! jungér, sehrr reiche Mensch, dieser Sulkomir! Tut gor nix in München! — nur so — omüsierén!“

Indem Podjenyi diesen nützlichen Jüngling des Weitern in seinen Lebensgewohnheiten schilderte, war er aufgestanden und hatte sich eine Zigarette angezündet, die ihm Moralt angeboten. Jetzt nahm er auf einem zur Seite stehenden, zierlichen, hochrot angemalten Holzstuhl mit Strohgeflecht, einem sogenannten „Salzburger“, Platz. Wohl weil er auf diesem koketten Möbel mehr Effekt zu machen, elegantere Posen zu erreichen dachte, als in dem weichen Polster des Diwans. An diesem Menschen war jetzt jede Bewegung gewollt, studiert, war alles „Stil“; so was er ungefähr für Gentleman-Stil hielt. Moralt beobachtete das, mit seinem feinen Merks, voll innerer Be-

lustigung. Es war ja eigentlich auch unleugbar ein Stil; denn es herrschte vollkommene Übereinstimmung der gewählten Form mit dem Inhalt: das Eine so unecht wie das Andere!

Während Podjenyi fort und fort erzählte, mit seinem Stuhl hintenübergelehnt an die Wand, schaukelnd, die Beine übereinandergeschlagen, großartig und in absoluter Selbstzufriedenheit, rieb er die Rücklehne seines Sitzes beständig gegen das Holzgetäfel, daß ein unaufhörliches Knacken seine Worte begleitete. Eine Musik, die ihn nicht im Geringsten störte, während sein Gegenüber nervös seine Aufmerksamkeit in das Gespräch und in das Ertragen dieser scheußlichen Ohrenmarter teilen mußte.

Aber schließlich kam der Porträtist doch wieder auf seinen Versuch zurück, Moralt zum Vorweisen seiner Arbeit zu veranlassen.

„Augenblicklich habe ich leider gar nichts Fertiges zu zeigen!" erwiderte dieser mit merklicher Entschiedenheit.

Der Ungar lächelte verschmitzt.

„Und wos is nur holbfertig, zeigén Sie nicht gern?"

„N—nein!"

Er war vor die Staffelei hingetreten, auf der jene Studie stehen geblieben war, — was Moralt auf-

atmend benutzte, um den roten Stuhl von der Wand wegzurücken, — und betrachtete die Arbeit, nahe daraufgebeugt: eine lässig über eine Lehne niederhängende, schöngeformte Hand.

Bewundernd wiegte er nach seiner Gewohnheit den Kopf hin und her und tupfte sich dabei die Nase mit einem kleinen, rotseidenen Taschentuch, das durchdringend nach Ylang-Ylang duftete.

„Ah, sehrr viel studiert, diese Hand! — und sehrr schön gebautes Modell dazu, wos?"

Moralt nickte bejahend. „Hauptsächlich sehr lebendig, sehr geistig, ausdrucksvoll!"

Podjenyi, die elegante Handhabung seines roten Tuches einen Moment vergessend, machte ein Gesicht, als hielte er diese Bemerkung über eine Hand für einen schlechten Witz, den sich Moralt mit ihm erlaube, und schaute diesen an.

Im selben Augenblick wurden vor der Türe Tritte hörbar, und Holleitner erschien. Ein wenig früh zwar, aber er hatte dem Freund allerlei von den Ferien, von Wien, von daheim zu erzählen beabsichtigt, bevor die Übrigen kämen, und sein Gesicht wurde merklich etwas lang, als er den Andern hier entdeckte.

Da klopfte es schon wieder, und auch Äbi war da, der pustend schon lange hinter dem Kleinen herge-

laufen war, ihn noch vor der Tür zu erreichen. Er war ganz außer Atem.

Das Umbragesicht erschöpfte sich in Ausdrücken der Freude über dieses Zusammentreffen: „Ah, sehrr schön, sehrr schön, hob die Ehre!“ — während Holleitner sich durch seine Anwesenheit nicht im Mindesten abhalten ließ, seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß hier kein Tisch gedeckt sei.

„Du frecher Spatz!“ rief Moralt, halb verlegen, halb belustigt, — „du wirst dein Futter wohl dann nehmen, wenn du's kriegst!“

Äbi hatte sich umgedreht und hob etwas vom Boden auf, was ihm nicht hinuntergefallen war.

„Oh? ich störe, Sie erwortén Gäste?“ — fragte hastig Podjenyi und tat, als wollte er sich unverzüglich verabschieden, während er sich in seinem schlauen Hirn blitzschnell überlegte, wie er Moralt am sichersten in die Lage bringe, ihn zum Dableiben nötigen zu müssen.

Er gehörte zu jenen Menschen von niedriger Eitelkeit, die im gegebenen Fall auch gemeine Zudringlinge werden und in der Nichtachtung ihrer selbst so weit gehen, daß sie sich sogar der erzwungenen Teilnahme an einer Gesellschaft freuen können, von der sie sich sonst gemieden, ja vielleicht ausgeschlossen sehen. Solchem gemeinen Sinn wird der Sieg um so leichter,

je wahrer die Vornehmheit ist, welche den begehrten Kreis beseelt. Denn der wahrhaft Vornehme — das fühlt Jener instinktiv — ist geschickt überfirnißter Schamlosigkeit gegenüber hülflos, ob er sie gleich vollständig durchschaut, weil er ein zu gut erzogener Mann ist, als daß er um eines nicht genehmen Menschen willen sich so leicht vergäße und die einmal bestehenden, zu seiner zweiten Natur gewordenen, feineren Formen des Umgangs verletzte.

Moralt sah in der Tat gar nichts Anderes voraus, als den Ungarn an dem Abend teilnehmen zu lassen, als Holleitner mit unverkennbarer Absicht zu Podjenyi sagte: „Gäste? — erwarten wir nicht, bloß Freunde; Rolmers wird noch kommen!"

Das wirkte. Mit Rolmers vertrieb man das Umbragesicht, wie Ungeziefer mit Insektenpulver, von wo immer er war. Denn er fühlte sich gänzlich trocken gestellt mit seinem Bedürfnis, von sich groß zu sprechen, sobald der Norweger dabei saß und ihm in die Augen sah. Er ließ sich jetzt auch durchaus nicht mehr zurückhalten, wiewohl Moralt die Höflichkeit nicht unterließ, ihn einzuladen.

Harkmer habe vier Studien aus den Isarauen sehr gut verkaufen können und erwarte ihn mit einigen Freunden heut Abend im Restaurant Schleich: „Kleinér Chompognér-Souper!" — er dürfe nicht

wegbleiben; es sei ohnehin schon spät, und er müsse zuvor noch nach Hause!

Zylinder — Handschuhe — Stock — Schnabelschuhe — fliegende Livreeschöße — Bücklinge — „hob die Ehre!" — und draußen war er.

Als die Türe wieder geschlossen war, faßte Moralt den kleinen Österreicher beim Ohr. „Du hast hier weder Hauswirt noch Hausknecht zu spielen! weder nach dem gedeckten Tisch zu schreien, noch Gäste vor die Tür zu spedieren, verstehst du mich?"

„Zu Befehl! — aber froh bist du doch!"

Äbi hielt sich die Seiten; zuletzt brachen alle Drei in ein unbändiges Gelächter aus. Da rückte Rolmers an.

„Nanu?"

Sie konnten ihm nicht antworten. Fragend deutete er mit dem Daumen über die Achsel nach der Treppe.

Sie nickten.

Die lustige Geschichte half Moralt für den ganzen Abend in eine andere Stimmung, als wie sie sonst wohl bei seinem inneren Zustande möglich geworden wäre. Denn er hatte sich zu dieser Zerstreuung von heute weit mehr gezwungen, als daß er damit einem Gelüste nach Gesellschaft Befriedigung verschaffte. Er hatte sich einfach vor einem Verbohren in die gedrückte

Stimmung gefürchtet, in welche ihn die künstlerischen Sorgen und das einsame Jahresende gebracht, und hatte in einem plötzlichen Entschluß den Neujahrstag dazu verwendet, jene Einladungskarten zu malen und sich solcherweise über die Öde des Tages hinwegge-holfen.

Als auch Lanz und Zakácsy sich eingestellt hatten, wurde der Vorhang zurückgeschlagen, der gedeckte Tisch aus seinem Versteck gezogen und unter dem Hurra der Malerschar an seinen Platz gerückt.

Es ging bald lebhaft zu. Moralt gab in Wahrheit eine Festtafel. Er hatte sich einmal etwas ganz Besonderes erlauben wollen und das ganze Essen bei einem Delikatessenhändler bestellt. Eine geschickte Aufwärterin besorgte die Bedienung.

Als Hors d'oeuvre ein kunstvoller Bau von Hummer und Meerfisch in Mayonnaise, in einer altväterischen Riesenplatte. Dazu Chablis. Darauf kam des Norwegers Leibgericht: ein gespickter Rehrücken mit pommes frites und einem alten Bordeaux. Zum Schluß ein kalter Kapaun in Gelee, ein Salat von Schwämmen und ein prachtvoller gelblicher, krachender Kopfsalat aus dem Süden.

Aus besonderer Aufmerksamkeit für Holleitner, der ein Feinschmecker erster Sorte war, wenn es an's eigentliche Schlecken ging, erschien als süße Platte eine

wundervolle, eiskalte Charlotte russe. Die Früchte und ein tüchtig gründurchsetzter Roquefort-Käse, wie ihn Zakácsy liebte, machten mit dem Rheinwein den Nachtisch aus.

Schon beim ersten Gang tat Jeder sein vollstes Behagen kund. Sie hatten die roten Blumen, die auf ihren Servietten gelegen, ins Knopfloch gesteckt und bildeten so eine festlich geschmückte Gesellschaft. Peter Lanz thronte im Kirchenstuhl; mit seinem geschorenen Kopf, seinem schwarzen, kurz zugespitzten Bart und mit den kühnen Formen seines bleichen Gesichtes in dieser Umrahmung ein Typ des Velasquez.

Äbi war so munter, wie ihn die Freunde lange nicht gesehen.

„Was ist mit dir," bemerkte Moralt, als er dem Freunde das Glas einmal füllte, „du siehst so unternehmend aus?"

„— — und so frisiert, nicht wahr, der alte Krauskopf?" ergänzte Holleitner.

Der Schweizer schmunzelte.

„Geheime Geschäfte gemacht in dieser Zeit?" fragte Rolmers.

„Oder Verse zum Geburtstag?" neckte der Österreicher.

Als nun Äbi den Verkauf seines Bildchens um

250 Mark und die Geschichte von den Wagner'schen Partiturbogen mit dem Honorar von weiteren 200 Mark und der wertvollen Gönnerschaft erzählte, ging ein Hurra durch den Raum, wie es so aufrichtig nur aus Malerherzen kommen konnte, die wußten, was solch ein Glückstreffer bedeute.

Holleitner, eingedenk jenes Besuches bei Äbi in der Weihnachtswoche, fiel dem Freunde bald ins Wort, da ihm dieser viel zu bescheiden und zu wenig ausführlich beichtete, was Alles in der letzten Zeit geschehen sei, und gab nun selber die ganze mitangeschaute Geschichte von jenem Glasgeschirr zum Besten, und zwar so drastisch, mit solchen Kreuz- und Quersprüngen im Atelier, mit solcher Schilderungskunst und Aufschneiderei, mit so unglaublichen Tönen von klingendem Glas und zerbrochenem Geschirr, „herjesses! klimbim! et cetera" — daß der also vorgeführte Katalogzeichner selber davon höchlich ergötzt, nun auch die ganze übrige Reihe von Beschäftigungen erzählte, allerdings ohne zu erwähnen, von wie bitterer Not er dazu getrieben worden sei.

„Das ist, als läse man Gottfried Keller!" rief Moralt, „den Mann mit den Muttergötteslein müssen wir hochleben lassen; der könnte in Seldwyl nicht putziger gewachsen sein. Auf guten Erfolg seines Handels!"

„Du hast also insgeheim ganz üble Zeit durchgemacht?“ fragte Rolmers den neben ihm sitzenden Schweizer leise, als das allgemeine Gespräch wieder in Fluß geraten war.

„Tut nichts!“ antwortete der. „Man erlebt nie mehr und nie Interessanteres, als wenn es einem schlecht geht. Da bringen uns oft Wochen die Erfahrung von Jahren. Nie gerät man so in alle möglichen Lagen, nie lernt man die Menschen gründlicher kennen, wahrhafter durchschauen als da, und nie besser sich selber, in seiner Kraft, in seiner wahrsten Natur mit ihrem gesunden Guten und mit ihren Neigungen zum Bösen, die stets nur auf den gegebenen Augenblick lauern.“

Der Norweger stimmte schweigend bei. Er kannte solche Zeiten auch, wenngleich die Lage bei ihm nie so bedenklich geworden war.

Den Andern hatte Holleitner inzwischen zu erzählen begonnen, welcher Zuwachs ihrer Tafelrunde vor einer Stunde noch gedroht.

„Au, au!“ rief Zakácsy — „das wäre mir sehr unangenehm gewesen! Wir hätten sicherlich den Kerl wie ein Alpdrücken verspürt. Ich habe zudem einen ganz frischen Zorn auf ihn im Leibe. Nicht auf den Menschen! über den reden wir gar nicht mehr, aber über den Nebenbuhler im Fach.“ Er verbesserte sich:

„Nebenbuhler? nein auch nicht — über die platz-versperrende Null, will ich es nennen."

Zakácsys Christusköpflein wurde voll leidenschaftlichen Zorns.

„Ein Geschrei wird jetzt über sein Talent gemacht und über seine Leistungen, daß es unsereinen, der ihn kennt, anekeln kann. Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, was ich von den zwei ersten Porträts halte. Heute Morgen hatte ich etwas bei ihm zu fragen; natürlich ließ er mich ein, trotzdem er eben Sitzung hatte. Ich mußte mich doch von der Primaqualität seiner Kundschaft überzeugen! Der Mensch hat aber auch wirklich ein Glück — mir unbegreiflich! Ich hätte rasend werden können über die Unmöglichkeit, ihm die Palette aus der Hand zu reißen und mich selber vor die Aufgabe zu stellen.

Die Pianistin Stovároff aus Warschau, in einem ärmellosen weißen Kleid. Ein Weib, um einen Maler toll zu machen, toll! sag' ich Ihnen. Was die Frau für einen Arm hat! was da drin steckt von Charakter, von Kraft, von Temperament, von Geist — ah — von Musik geradezu! Was da ein Leben, ein Ausdruck liegt in der ganzen Gliederung des Armes, in der Muskulatur, in der Formung des Fleisches! Ich schwöre Ihnen, ein Wunder von Charakteristik. Und der Idiot! der Hund! begriff nicht

den blauen Dunst von dem Herrlichen, was er vor sich hatte.

Was hat er aus der ganzen Frau gemacht? Ein Paradebild, eine schöne Puppe. Er soll sie ‚Dame in Weiß auf gelbem Grund‘ nennen, das wäre das Richtige; denn in seiner Darstellung kann es Irgendeine sein. Auf den prickelnden Effekt, dem die gesamte Erscheinung günstig war, hat er den einzigen Wert gelegt, die herrliche Individualität zur allgemeinen Toilettenprotze herabgewürdigt, den Arm als nebensächlich bloß so ungefähr modelliert, bis jetzt unfertig gelassen. Er wäre imstande, ihn, wenn er ihm schließlich nicht genügt, nach dem ersten besten Modell noch einmal zu malen, bloß um der Dame eine Sitzung zu ersparen. Und gerade solch ein stupider Frevler an der Natur muß bekommen, was Andern nie vor den Pinsel gerät: Menschen von Geist, an denen Alles vom Kopf bis zu den Beinen redet!

O heilige Charakteristik!" — er ballte die Fäuste — „hinknien wollte ich mich vor eine solche Aufgabe; aber toll möchte man werden, wenn man zusehen muß, wie sich ein Anderer vor seiner impotenten Versündigung lächelnd die Hände reibt!"

Der heilige Zorn steckte die Andern an. Talentlosigkeit verziehen sie, gegen Charlatanerie kannten sie keine Schonung.

„Und mit solchen Schmarren," rief Rolmers — „kann Einer, der sich auf die Kniffe beim Publikum versteht, sich in einem einzigen Monat das Geld verdienen, mit dem ein Anderer —"

„— einen ganzen Sommer in Holland reist!" warf Holleitner flink dazwischen. Der Norweger ließ die Wendung gelten.

„Und ein Bild wie das Ihrige," — fuhr Holleitner gegen Lanz gewendet fort — „bleibt unbeachtet aus Mangel an Posaune. Aber nur abwarten!" — er stieß mit ihm an — „Ihre Zeit kann nicht lange mehr ausbleiben. Wenn Sie mit Ihren Bestrebungen immer gleich konsequent hervortreten und Bild auf Bild gleich unbeirrt Ihre Überzeugung vertreten, wird das Publikum schließlich doch seine Glotzaugen aufreißen müssen und Notiz nehmen."

Lanz schüttelte verächtlich den Kopf. „Bah! ich möchte mein Bewußtsein nicht gegen das eines Podjenyi tauschen. Es ist zwar verdammt mißlich, wenn man nicht die geringste Geschicklichkeit besitzt, in der weiteren Gesellschaft etwas aus sich zu machen; denn das hilft gewaltig zum Namen, und Namen braucht nun einmal der Ehrlichste von uns, um zu existieren. Es ist auch in Augenblicken, in denen man keinen Pfennig Geld in der Tasche hat, sehr entmutigend zu

sehen, wie neben einem solch ein Pfuscher, ein Unfertiger, der noch nichts kann, aufkommt, Geld verdient, Namen erwirbt und doch Alles eine Seifenblase ist, die jeden Tag platzen kann. Aber ich denke mir, es wird ihm selber nicht allzu wohl dabei sein, während unsereiner wenigstens mit Seelenruhe arbeitet und immer weiter arbeitet und vom jetzigen Elend ausgehend, in der Zukunft nur bessere Zeiten erleben kann!“

In diesem Augenblick war mit der Charlotte russe bei dem kleinen Österreicher angefangen worden.

„Du bist zum Vergolden! wahrhaftig, lieber Moralt!“ schrie der laut auf, und eine so seltsame Rührung lag dabei auf seinen Zügen, in seinen großen braunen Augen, daß die Andern alle zu lachen anfingen über den plötzlichen, tiefgehenden Eindruck der leckeren Speise. Aber dieser heftige Ausbruch der Dankbarkeit galt keineswegs dem Spender der Charlotte russe allein, sondern wurde in seiner tieferen Ursache von Moralt gar wohl verstanden. Auf Holleitners Serviette hatte nämlich unter dem Tischvers ein winziges Briefcouvert gelegen mit der Aufschrift: „Beim Dessert, jedoch nur verstohlen, aufzumachen!“ Das war soeben unter dem Tisch geschehen, und auf einem Zettel hatte der Kleine die kurzen zwei Zeilen gefunden: „Ich habe zu Neujahr Überschuß gehabt.

Du kannst also für Holland 2500 Mark bekommen, aber — kein Wort reden!"

Das Glück blieb somit nach diesem kurzen Ausruf stumm und verschwiegen. Nur einige Blicke wurden zwischen den Freunden gewechselt. Der Kleine erstickte seine Erregung mit großen Bissen von dem köstlichen kalten Gericht.

„Sie haben vorhin einen großen Irrtum laut werden lassen," — hatte sich Zakácsy wieder an Lanz gewendet — „als Sie meinten, Podjenyi könne sich in seinem falschen Glanz nicht wohl fühlen. Er ist eine Schwindlernatur, die den Versuch gemacht hat, zu scheinen, was sie nicht ist, und da ihn das Publikum willig für das nimmt, als was er sich aufspielt, so genießt er die volle Selbstzufriedenheit eines Menschen, der sich selber emporgebracht hat. Hält er doch Gaunersinn und malerische Begabung für zwei durchaus gleich benützenswerte Talente! Glauben Sie nur, der ist sehr glücklich!"

„Und mit ihm wohl auch die rote Pöntl, hm?" fragte Rolmers.

„Oh, die bläht sich ordentlich auf in seiner Glorie!" rief Zakácsy — „und mit dem Modellstehen hat es jetzt gute Weile. Die hängt sich mit dem richtigen Dirneninstinkt an Solche, bei denen es eines Tages für sie etwas Tüchtiges zu fischen gibt. Ach, Sie

sollten sie nur sehen: sie spielt jetzt vollständig Madame Podjenyi, streckt zur Unzeit den Kopf zur Ateliertüre herein, um ein wichtiges Nichts zu fragen, macht Abends seinen Freunden den Tee, trägt Schlafröcke aus meergrünem Seidenbattist mit Wolken von Spitzen und Bänderchen und läßt sich ihre Kostüme und Hüte von ihm skizzieren!"

„Haha — dacht ich's doch!" lachte Rolmers. „Sie schwirrte gestern beim Hoftheater an mir vorüber, in braunem Sammt und Skunks bis über die Ohren, und ich spürte ordentlich, wie mir ihr kurzer Blick sagen wollte: siehst du, anständige Kanaille in deinem alten Überzieher, wer von uns Beiden es schließlich weiter gebracht hat!"

„Silentium!" — ließ sich plötzlich eine Stimme aus der Tiefe des Ateliers vernehmen. Holleitner, der ewige Schabernacker, hatte sich vom Tisch geschlichen, stand im Hintergrunde des Raumes und kündigte marktschreierisch ein improvisiertes Possenspiel zum Dessert an.

„Die Geschichte vom Bettler Umbragesicht, der König ward, oder: Volk, wie bist du dumm!"

Die Andern merkten auf, die Löffelchen sanken leis in die Teller.

„Meine Herrschoftén!" hub er, Stimme und Sprache des Ungarn unübertrefflich nachahmend, an,

— „is ollés Einbildung auf dieser Welt! Der Glück, das Ruhm, die echte Künstlértum! istenem! Gibt es do Leute z. B. unter den Molern, sind so dumm und schoffén und studieren und hungérn und hoben Moralischen fünf Johré, sechs Johré, sieben Johré und sind nie zufrieden mit ihm selbér! Und endlich wenn sie molén mit Ach und Weh ein Bild und stellen es aus — schaut es keine Katz an, weil sind diese Herren so stolz wie ungarische Magnat! und meinen, das Bild wird sie schon mochén von allein bérühmt. òrdogadta! Bilden sich ein, Reklome is zu gémein für sie; bilden sich ein, ihre Kunst is schon génug zum Berühmtwerden. Is ollés saudumm! Sog ich Ihnén, meine Herrschoftén: Dos is Einbildung, wos magér macht! Kenn ich obér Einbildung, wos fett macht! Will ich Ihnén Rézept davon geben!

Zuerst a bissl studieren, drei Johré, vier Johré, oh! mehrr als génug! Dann obér tun, als ob man is schon ganz großer Künstlér — wenn man auch kann noch gor nix! Nur recht frech auftretén, meine Herrschoftén, recht frech! Elegante Toilett, gewixte Schnauz! Und dann ein Damenporträt chik hinmolén. Viel Atlas hinsaucen, viel Spitzen, noblér Hintérgrund, héraldische Gobelin, wos is sehrr beliebt! A bissl Teint schmeicheln, a bissl Glanzlicht in

die Augen. Werden schon sehen, meine Herrschoftén: gleich kommt ondére Madam, will auch so gemalt sein. Und die Dritte — recht galant sein! Und die Vierte — immer galant! Aber dann: immer frecher werden mit Ansprüche! Und Ollés ausstellén, und immer Reklom! Nur Kurasch! is jo das Publikum so dumm! sooo dumm! Macht man ihm nur Schwindel vor nach sein Géschmack, so glaubt's gleich daran; versteht doch nix von Kunst! Und dann wird man bérühmt iber Nocht — teremtette! — und bildét sich zuletzt selbér ein, man is großer Maler, und dann verdient man Geld, sehrr viel Geld, oh! — — Sehn Sie, meine Herrschoftén, dos is Einbildung, wos fett macht!"

„Bravo!" rief die Tafelrunde.

„Werd ich Ihnén nun vorspielén" — fuhr er fort — „die Geschichte vom Bettler Umbragesicht, wie er is géworden König und wor doch gor nix königlich an ihm — bloß weil er hot verstanden auszunützen die Dummheit von der Publikum, weil er hot auf seine Weise angéwendet das Rezept von der Einbildung, wos fett macht!"

Er riß aus dem Requisitenkasten Moralts einen großen Fetzen verfärbten, ehemals purpurroten Brokatstoffes und hüllte sich vollständig darein, also, daß er das Ende des Stoffes einer Schleppe gleich am Boden hinter sich herschleifte. Eine alte, vergoldete

Schmuckkette hängte er von der Wand ab und legte sie sich um den Hals. Er stülpte eine goldbrokatene Riegelhaube gleich einer Krone auf den Kopf, nahm einen Pinsel mit farbfleckigem Stiel in die Rechte, einen Apfel vom Tisch in die Linke und trat dann auf das Podium, drauf bei Tag Nicolo saß.

„Meine Herrschoftén! nun sollen Sie sehen, wie die Einbildung ollés macht! ebadta!"

„Bin ich nicht ein König in herrliche Géwänder, mit Krone, Zeptér und Opfél? Seht diese prachtvolle géwirkte Kleider aus Morgénland!" Er zeigte die Mottenlöcher und Flecken. „Aus reinstem Gold is der Opfél in meiner Linken!" Er hielt die grüne Seite des Apfels gegen die Freunde. „Funkélnd von edelstes Gestein is dos Zeptér in meiner Rechten!" — voll Farbflecken wies er den Pinselstiel — „und mein géweihtes Haupt schmückt eine Krone!"

Jetzt bat er die Flammen sämtlicher Lampen herabzuschrauben. „So — noch mehr — noch mehr!" — bis eine unbestimmte Dämmerung den Raum erfüllte.

„So hell, meine Herrschoftén," — rief er — „ist es nun ungéfähr in den Köpfen von der Welt, von der Haufen, dem man will vorspielén sein Schwindel!"

Darauf richtete er sich majestätisch hochauf und schritt, die Schleppe hinter sich herziehend, in hoheits-

vollem Gang in diesem ungewissen Licht auf dem Podium hin und her.

„So! Ihr, die Ihr die staunende Menge bédeutet, nun sehet her! Bin ich nun nicht ein König? Müßét Ihr nicht sagén, daß wos Ihr vérmöget zu sehen, ist fürwahr die Gestalt von ein König? fegete kutja!“

Toller Beifall lohnte die Posse. Holleitner riß sich den Brokat vom Leib und warf ihn in den Kasten, das Übrige dazu.

„Seht Ihr, wie Alles Einbildung ist? und nun lasset uns für heute in der Einbildung glücklich sein: wir wären Alle schon große Tiere und hätten Geld wie Steine! Stoßen wir an aufs Lustigsein, aufs Jungsein, aufs leichte Blut! Juh! Gieß ein, Äbi!“

Die Laune des Kleinen steckte an. Als auf der Festtorte auch noch die siebenundzwanzig Kerzchen für Rolmers angezündet waren, hielt Moralt den Toast auf das Geburtstagskind, welcher unter dem Einfluß der Stunde, die plötzlich auch ihn mitzureißen begann, zu einem wahren Feuerwerk seines Geistes wurde. Neckereien und Komplimente Schlag auf Schlag, herzliche Worte für den Freund, wie sie nur der Vertraute sprechen konnte, und Glückwünsche für den Künstler, daß Rolmers ob all der Liebe das Herz in seiner breiten Brust mächtig zu klopfen begann. Ein Blick aus den tiefen grauen Augen schoß einmal kurz zu

Moralt auf, der verriet, welcher Empfindungen für diesen die Seele des Norwegers voll war.

Zakácsy hatte sich an den Flügel geschlichen und krönte die Rede mit einem Tusch. Darauf begann er einen Walzer zu spielen, und Holleitner, davon natürlich wie vom elektrischen Schlag berührt, sprang auf. Mit Ballerinengrazie verbeugte er sich vor dem nordischen Koloß, und als der einen Augenblick zögerte, faßte er ihn um die Hüfte und zog ihn von seinem Platz.

Im Nu wirbelten die Beiden durch das Atelier. Dienstfertig rollte Äbi die Staffeleien aus dem Wege und sah den Zweien lächelnd zu. Ihm selber begann heut nachgerade etwas von dem Quecksilber des Koboldes da in die Glieder zu fahren. „So unrecht hat der Holleitner mit seinem Leichtsinn fürs Leben weiß Gott nicht," dachte er, — — „aber es haben nicht alle Leute Wienerblut!"

11

Es schien, als wäre in der Tat mit jener Unterbrechung, welche Nicolos Erkrankung herbeigeführt hatte, das erste, vollvermögende Schaffensfieber Moralts, jenes willige, anhaltende Hergeben des Talents, unwiederbringlich verloren gegangen.

Mysterium der künstlerischen Produktion! Wie unabhängig vom Willen des Individuums gehst du deine unberechenbaren Wege!

Heute plötzlich den ganzen Menschen in heiliges Feuer setzend, sein Bestes von seelischen und geistigen Kräften zu ungeahnter Höhe treibend, ja, ihn über sich selbst hinaussteigernd, das niedere Erdenkind, den Mann, der mit den Füßen im Alltag des realen Lebens wurzelt, großmütig emporhebend, entrückend in Welten, zu denen kein Weg des bloßen Wollens führt, zu Gesichten, zu Wonnen, die kein höchster Fleiß sich verdient, kein männlichstes Ringen erreicht, zu seligen Augenblicken des vollsten, wahrsten Lebensgefühls, des höchsten Glaubens an sich selbst, — du! freigebig, königlich, überschwänglich gewährend am einen Tag — um morgen Leere, grausame, ohnmächtige Leere zu lassen, wo der Trieb erweckt, das

Fieber entzündet, die Befriedigung des Bedürfnisses nach der einmal gekannten Luft der Höhe zur Lebensfrage geworden ist!

Als säße in deinen undurchdringlichen Schleiern eine willkürliche parnassische Lenkerin, quälst du den Künstler, ihn durch die Wechsel deiner Launen schleppend, bist du dem Einen immer hold, und hast du Lust, den Andern jetzt zu lieben — dann zu martern.

Oh, nur wer eisernen Willen besitzt von denen, die du einmal in Glut versetzt und dann wieder verlassen hast, wird dich zwingen, ihm schließlich dennoch zu halten, was du versprachst, ihn wirklich zu dem Ziele zu führen, das du ihm zu erschauen vergönnt.

Mysterium der künstlerischen Produktion! rätselvolle, verborgene Kraft! du, dem Sein der Künstlerseele dasselbe, was dem Körper das Mysterium des Lebensprozesses, jenes Göttliche, Geheimnisvolle des Lebensatems, des rollenden Blutes ist, das heute herrliche Kraft verleiht und morgen krank und elend läßt, oder zu der Stunde, da man leben möchte, leben sollte, leben muß — urplötzlich versagt!

Grausames, königliches Geschenk, das verdienstlos und unbegehrt beglückt, das schuldlos straft! Oder, wer hätte dich für sich erbeten? Niemand. Du kommst von selbst und lässest mit deinen ersten

heiligen Schauern einen Menschen sich als Künstler erkennen, gleichwie das Leben nicht erbeten wird, sondern aus unbekannten Höhen kommt und mit seinem ersten Hauch ein Menschenwesen sein Dasein fühlen läßt. Künstlergenius! höchste Himmelsgabe, verhängnisvolles Schicksalsangebinde!

— Es war gegen das Ende des Januar, als Moralt eines Morgens verzweifelt vor seiner Leinwand stand. Seit wohl drei Wochen war sein Schaffen abhängig von einem stoßweisen Gewähren und Versagen seiner Kräfte. Ein verzehrendes Hasten, wenn die gute Stunde kam; eine verzweifelte Anstrengung, ein verquältes Pfuschen, wenn jenes Nachlassen der Spannkraft, jene Öde im schöpferischen Vermögen eintrat, welche den Künstler, in plötzlicher Erkenntnis seines Zustandes, vor sich selber zum Handwerker macht.

Er hatte die ganze, vor Weihnacht so glücklich in einem Zug durchgeführte Ferne der Landschaft wieder verdorben, als er sich hatte verleiten lassen, sie in ihrer Lichtwirkung noch zu steigern, einem herrlichen, düster leuchtenden roten Ton zulieb, den er seither für die Gewandung des Jünglings gefunden. Die Unerfahrenheit im Schaffen großer Bilder und der einstweilige Mangel an Vertrauen in sein Können, in den Wert dessen, was er Tag für Tag zu-

stande brachte, hatten ihn verhindert zu erkennen, daß jene Ferne in ihrer kühn und glücklich auf einmal hingesetzten, großzügigen Wirkung von einer Kunst und Kraft sei, die durch jeden weiteren Pinselstrich nur verlieren könne, daß dieses Stück gerade eines jener Ergebnisse der guten Stunde sei, welche unantastbar bewahrt werden müssen, weil sie nicht zweimal zu erreichen sind. Jetzt, da es verdorben war, da es greller und dadurch nüchterner wirkte, erkannte er, was er getan; und was immer er nun versuchte — es war ihm, als sei aus dem Bilde jener leuchtende Glanz, jenes Ahnungsvolle verschwunden, das ihn vorher begeistert, das ihm beglückend genügt hatte.

Er dämpfte das Rot des Kleides, wie es zuerst gewesen, er versuchte ein Stück weit die alte Leuchtstärke der Ferne wieder herzustellen und ins alte Verhältnis zu der Figur zu stimmen. Umsonst! Er verdarb nur auch noch die Arbeit der Gewandung, die gleichfalls die Frucht eines guten Tages gewesen war.

Seit drei Stunden, obwohl er sich der deutlichen Erkenntnis nicht verschließen konnte, daß er heute absolut leer, schlecht disponiert und nicht glücklich in der Hand sei, hatte er sich in den Trotz verbissen, sein widerwilliges Talent zum Gehorchen zu zwingen.

Er hatte fast nie auf Nicolo geschaut, er stimmte und stimmte an seinen Tönen. Jetzt übersah er wieder das Ganze und verglich die bloßen Glieder des Modells vor ihm mit der Wirkung des Fleisches auf dem Bilde. Wie Kreide, trotz der viel dunkleren Färbung, erschien es ihm da neben dem roten Gewand — und immer gleich nüchtern die verdorbene Ferne. Die Werte im Bild überhaupt waren verschoben, außer Richtigkeit geraten, das empfand er deutlich. Und doch sah er nicht, wo es fehlte — wo. Er erkannte nur, wie schlecht, wie elend das war. Er wandte sich ab, in einer Bewegung schmerzlicher Wut. Er sah auf die Uhr: halb Zwölf.

Verzweifelt warf er die Palette auf den Tisch und winkte dem Burschen zu gehen. War er denn heute blind? blödsinnig? verrückt?

— — — — — — — — —

Sein Mittagsmahl berührte er kaum. Immer wieder lief er vor das Bild, starrte es an, drehte ihm im nächsten Augenblick den Rücken zu, unglücklich, voll ohnmächtigen Zornes gegen sich selbst als den Verderber des vorhanden gewesenen Guten.

Eine Weile ging er auf und ab, dann warf er sich auf den Diwan und kreuzte die Hände über der Stirn. Zuweilen preßte er seine Schläfen, als wollte er seine Gedanken zwingen, sich zu regen, ihm zu helfen.

Sein Blick ging der öden, eintönigen Farbe der Gipsdecke entlang. Leer, wie die unterbrechungslose Fläche da oben, erschien ihm die Aussicht auf sein ferneres Schaffen.

Er drehte sich brüsk herum. Die Augen nun dicht vor den tiefen Farben des persischen Wandteppichs, schaute er da hinein in dies satte Rot, in dies dunkle und hellere, mild verfärbte Blau, in diese bräunlichen Grau, welche die Buntheit beruhigend, dazwischenliefen; in all die weiche, unvergleichliche Farbenharmonie eines guten Stückes Ispahan-Teppich. Aber sie ermüdete ihn, diese milde Pracht, lenkte ihn ab; er schloß die Augen.

War es denkbar, daß das, worauf er den meisten Wert in seinem Werke gelegt hatte, dies machtvoll Mitreißende der Gesamtstimmung, durch eine elende technische Ungeschicklichkeit verloren bleiben konnte, daß die ganze, seinem Innersten entsprungene Arbeit für ihn wertlos werden mußte, weil er das Verdorbene nicht wieder herzustellen, das einmal glücklich Gelungene nicht zum zweiten Mal ebenso zu treffen vermochte?

Aber wie, wie, wenn wie heute, alles Versuchen nicht imstande war, auch nur handbreit jene vorige Kraft wieder hervortreten zu lassen? In der Erinnerung sah er sie so genau vor sich, jene ganze erste

Farbengebung — und auf der Leinwand brachte er sie einfach nicht wieder zustande!

Er erhob sich von seinem Lager und ging unruhig herum. Auf dem blassen Gesicht malte sich ein großer Kummer; er sah in diesem verpfuschten Werk einen Beweis, wie begründet seine Zweifel an seiner Schaffenskraft gewesen seien. Und während er unter dem Fenster im grauen, kühlen Licht des Wintermittags stand und seine Blicke über die verschneiten Dächer und Kamine der großen Stadt hinschweifen ließ, verlor er sich in schwere Gedanken.

Immer dieses glänzende Verheißen und Nichthalten! Herrlich konzipieren und den ersten begeisterten Anlauf nehmen — das also war sein Talent? Aber dann ließ er sich ja durch Alles, was störend in den Weg seines Schaffens trat, aus dem Geleise bringen! Welchem Künstler aber würde es vergönnt sein, je ein größeres Werk ohne zahllose Störungen von der Konzeption bis zur Vollendung zu führen? Es fehlte demnach seiner Künstlerschaft eine Grundbedingung zum Erfolg im Schaffen: die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, die Unzerstörbarkeit einer einmal gewonnenen Sammlung zum Werk, oder als Ersatz dafür die Elastizität: nach erlebter Störung zur gebotenen Stunde die alte Kraft und die sichere Hand wenigstens alsbald wiederzufinden.

Was alles hatte er sich zugetraut, — nie würde er es erleben!

Da fiel ihm Resemann ein, der berühmte Resemann, der vor jeder Aufgabe wieder den Zweifel durchmachte, ob er sie auch durchzuführen vermöge, der von sich selber die Worte gebraucht hatte: „was bist du für ein Kerl, was traust du dir denn zu!“ — der dennoch weiter malte, und dem schließlich Alles gelang, was er sich einmal vorgenommen. Aber — das war eben Resemann, der Mensch mit der gewaltigen Energie, der dazu seit seinem siebzehnten Jahre malte! Aber er, Moralt, der um Jahre verspätet, jetzt so fieberhaft von sich verlangte, und wenn es nicht gelang, sogleich am Ganzen und an sich selber verzweifelte? Er, der keine derart willenskräftige Natur war, wie jener Kollege, und obendrein den Fluch einer überreifen Kritik in sich herumschleppte, als beständige Untergrabung seines Tuns?

„Und dennoch — ein Feiger, wer im Kampfe die Flinte ins Korn wirft, wenn die ersten scharfen Schüsse fallen!“ sagte er sich schließlich. „Jetzt erst, scheint es, geht das Ringen für mich an, jetzt erst kommen die Nöten, die verzweifelten Anstrengungen. Wohl denn, es muß sein, es muß zu Ende geführt werden und kehre auch die erste glückliche Schaffensleichtigkeit bei dieser Aufgabe nicht wieder! Vielleicht

ist das die Art, wie mein Talent überhaupt produziert und möglicherweise immer produzieren wird: mit Leichtigkeit, solange die erste Anspannung erhalten werden kann, und dann, einmal gestört, mit tausend Schwierigkeiten."

Sein Theoretisieren am Fenster hatte ihm einen gewissen Mut, den Mut der Verzweiflung, gegeben. Er wandte sich wieder gegen die Staffelei.

Aber, da er neuerdings vor der Leinwand stand, stutzte er. Wo beginnen mit der Tat? Mußte bei dem augenblicklichen begeisterungslosen Zustande seines Innern, bei diesem bloßen Gewissenhaftigkeits-Schaffen, wie er es heute betreiben würde, nicht jeder neue Pinselstrich nüchtern bleiben? Konnte er heute wirklich etwas bessern? Verdarb er nicht vielleicht bloß noch mehr? Gewiß! Er mußte zuallererst wieder frisch werden; er hatte sich blind gesehen an seinem Bild. Er mußte sich gewaltsam zerstreuen, aus all diesen entmutigenden Gedanken reißen und später unbefangener wieder vor das bisher Geschaffene treten.

— Die folgenden vier Tage zwang er sich, dem Atelier fern zu bleiben. Er trieb sich umher in den Straßen, er wanderte stundenlang durch das Buschwerk und die Waldstände der Isarauen, durch die stille, frische Winternatur. Er vermied alle Kollegen

und setzte sich am Abend in eine der gemütlichen alten Bierstuben am Platzl, wo noch die absolute, phlegmatische Sorglosigkeit, das derbe, breite Lebensbehagen seinen Stammsitz hat. Am zweiten Tag fuhr er nach Starnberg zum Eislauf auf dem See; am dritten Abend machte er bei Zakácsy Musik. Dort erfuhr er, daß auf den vierten eine Vorstellung von Tristan und Isolde angekündigt sei.

Mit einer Empfindung, als wäre damit plötzlich sein innerstes, ihm selber noch nicht zum Bewußtsein gekommenes Bedürfnis getroffen, vernahm er das von dem Freund. War das nicht wie eine Fügung für ihn in diesem Augenblick: die Wirkung des letzten Aufzuges von Tristan wieder einmal zu erleben, des Hohenliedes der Sehnsucht, einer rasenden und sterbenden Sehnsucht?

Und die Schwesterkunst Musik half ihm auch diesmal wieder empor in die Erhebung, in das heilige Fieber, das er zum eigenen Schaffen nötig hatte. Nicht nur gehoben, nein, hingerissen, berauscht, schmerzlich berauscht von der Musik und tragischen Größe von Tristans Tod auf seiner Burg in Bretagne, von der todesmüden Sehnsucht jener Zauberklänge, verließ er das Haus. Immer die trübe, traurige Weise des Hirten auf Kareol in der Seele, wanderte er, unfähig zu schlafen, noch lange

herum in der Nacht und sang leise vor sich hin, wieder und wieder, die Worte des sterbenden Tristan beim Getön der heimatlichen Hirtenweise:

„Die alte Weise
Sehnsuchtsbang
Die einst mich frug
Und jetzt mich fragt
Zu welchem Los erkoren
Ich damals wohl geboren?

— — — — — — — —

— Zu welchem Los?
Die alte Weise
Sagt mir's wieder:
Mich sehnen — und sterben!"

12

Er war lange nicht eingeschlafen. Tristans Gewalt und seines eigenen Werkes erstrebte Stimmungsmacht hatten sich in Halbträumen durcheinandergewoben; in drängenden Vorstellungen und Empfindungen, die wie ein befruchtender Tau in seinen nun etwas ausgeruhten Geist gefallen waren. Mit Bildern und Tönen war er endlich eingeschlummert.

Es war so spät, als er am folgenden Morgen zu erwachen begann, daß das Modell eben vom verschlossenen Atelier zu seiner Schlafzimmertür sich wenden und ihn vollends wachklopfen mußte. Er fühlte sich ungewöhnlich erquickt. Er frühstückte mit einem Behagen, wie seit lange nicht mehr; ohne Hast, — der Italiener konnte warten.

Und als er nun sein Atelier wieder betrat, aus dem er vier Tage lang weggeblieben war, empfand er an Stelle des Widerwillens und der Übersättigung, mit welchen er es verlassen hatte, eine Regung der alten Liebe, mit der er jeweilen an guten Tagen an die Arbeit zu schreiten pflegte, und eine frische Unternehmungslust, einen entschlossenen Mut: rücksichtslos gegen Alles zu sein, was er schwach finden

würde, mit neuem Zuge hineinzumalen, und gelte es verzweifelte Arbeit. Er rollte die Staffelei ins Licht und hielt vor Allem scharfe Prüfung. Er fühlte sich dem Geschaffenen gegenüber in der Tat etwas objektiver.

Das blaue Glas in der Hand, durch welches angeschaut, die Malerei dem Auge farblos erscheint, sich bloß in ihren Wertverhältnissen von Hell und Dunkel, in ihrer Licht- und Schattenstärke darstellt, studierte er lange und genau. Er verweilte suchend an Einzelheiten, ließ dann wieder das Gesamte auf sich wirken. Das kam ihm jetzt in seiner Schwarz-Weiß-Erscheinung genau so vor, wie eine verblaßte Reproduktion des Gemäldes, wie es annähernd zuerst gewesen war und wie er es haben wollte. Etwa so, wie der vielhundertste Abdruck einer abgenutzten radierten Platte: matt und verblasen, weil eben die Werte nicht mehr im alten wirksamen Verhältnis zueinander standen.

Einen Augenblick blieb er in ernster Überlegung. Es gab da nur eine Rettung, er sah es ein. Er dankte Nicolo auf weitere zwei Tage ab und machte sich daran, frei aus seinem Empfinden eine Skizze des Bildes, wie es in seiner Leuchtkraft und Tiefe ihm vorschwebte, genau erwogen, in bloßem Schwarz-Weiß auszuführen. Eine Skizze in Kreide und

Kohle, an die er sich in alle Folge für die richtige Einhaltung der Stärkeverhältnisse von Licht und Schatten würde halten können, wie immer er auch nebenbei aus koloristischen Rücksichten vorzugehen das Bedürfnis fühlen mochte.

— — — — — — — — —

Die nächste Zeit hindurch arbeitete er mit neuer Ausdauer. Es war für den Augenblick eine Beruhigung in ihn gekommen, welche seinem Schaffen sehr zustatten kam.

Wäre das Werk gleichmäßig vorwärts geschritten wie in den zwei ersten Monaten, so hätte Moralt vor Beginn des Sommers damit zu Ende kommen müssen.

Doch wie unberechenbar in Beziehung auf die Zeit künsterisches Gestalten sei, erfuhr er nun von Woche zu Woche auf's Neue, ja, er befand sich schließlich in vollständiger Ungewißheit, ob ihn dieses Werk noch Monate oder ein Jahr festhalten werde. Denn die ersten Störungen blieben nicht die einzigen; es folgten vielmehr immer neue; ihm wurden Dinge zu Klippen, welche vollständig in der Natur der Sache liegend, für Andere, die weniger fieberhaft nach dem Erreichen ihres Zieles drängten, weit geringere Gefahr in sich schlossen.

In demjenigen Stadium, in welchem ein Kunst=

werk vom Künstler weniger das innere Feuer, die Begeisterung und Gestaltensfreude erheischt, als vielmehr unendliche Ausdauer, peinliche Geduld für allerlei handwerkliche, unerquickliche, geistlose Notwendigkeiten, leidet Einer, der nicht ein starkes Vertrauen in seine Kraft besitzt und zugleich die Fähigkeit hat, mit einem Liedchen auf den Lippen die unerfreulichen Arbeitstage hinzuleben, beim Erstlingswerk ja meistens wahre Qualen.

Das Bewußtsein seiner Fähigkeiten und der Glaube, daß man etwas Tüchtiges zu leisten im Zuge sei, tritt in dieser Zeit vollständig zurück hinter die Empfindung drückender Alltagsarbeit, welche vielleicht im Augenblick nicht einmal wesentliche Wirkungen sehen läßt. Der berauschende Duft der Blüte, welcher bei der Konzeption und in der ersten Zeit den Schaffenden beseligt, ist genossen, ist verweht, und die dereinst zu erwartende Frucht noch nicht zu schauen. Eine unerbauliche Zwischenexistenz zwischen Künstler und Handwerker stimmt die innere Freude, den heiligen Trieb gewaltig herab. Die schönen Gedanken sind in ihrem Flug vorläufig angehalten, die Materie jeder einzelnen Kunst, sei es die Farbe, der Marmor, die Instrumentierung, verlangt in dieser Periode vor Allem die Erfüllung ihrer Bedingungen, damit diese schönen Gedanken zum Ausdruck gelangen können.

Und so erlebte Moralt, als dieser Punkt bei seinem Bilde eingetreten war, bald neue Mutlosigkeiten, bald derartige Übersättigungen an der Arbeit, daß sie in einzelnen Stunden seiner Liebe zum Ganzen gefährlich zu werden drohten und ihn mit ihren jähen Wechseln zusehends düsterer und verschlossener stimmten.

Es fiel den Freunden auf, wie seine Neigung wuchs, sich von aller, selbst ihrer engsten, vertrauten Gesellschaft zurückzuziehen. Rolmers versuchte es mit seinem ernsten Einfluß, Holleitner mit seinen Possen, ihn auf einzelne Abende aus diesem Alleinsein mit sich selber herauszureißen, aber es gelang ihnen nur selten. Moralt verspürte in seiner augenblicklichen Verfassung doch keinen Nutzen, keine wahre Erfrischung vom Verkehr mit Andern. Er war zu sehr erfüllt von dem, was seines Lebens Grundbedingung ausmachte, als daß er anders als obenhin an der Unterhaltung teilzunehmen vermocht hätte.

Die Freude, die ihm Alle bezeugten, wenn er zur Seltenheit während der Woche erschien, tat ihm wohl, aber nach einer Stunde war diese gelinde heilsame Erregung verflogen, und er sank zurück in sein schweigsames Wesen, in seine Gedanken an das halbwegs steckende Werk. Überdies glaubte er zu bemerken, daß die Andern es andauernd und daher wohl ab-

sichtlich vermieden, in seiner Gegenwart von ihrer eigenen Arbeit zu erzählen, was sonst doch immer üblich gewesen war; und das war ihm peinlich.

Eines Abends hatte er sogar einen offenkundigen Beweis davon. Im Bierhause begann Duplessy, der lange Zugvogel gewesen war und erst seit Kurzem wieder an einer Arbeit festsaß, Zakácsy und Holleitner die Erwartungen zu entwickeln, die er von seinem neuen Werke hegte. Er war voll Zuversicht und behauptete, nie so im Zuge gewesen zu sein wie jetzt. Darüber war er etwas laut geworden, und Moralt bemerkte mit seiner scharfen Aufmerksamkeit, trotzdem die Drei am andern Ende des Tisches saßen und nach der entgegengesetzten Seite sprachen, wie die beiden Zuhörenden sich bemühten, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Als aber Duplessy, der von der Gedrücktheit des Kollegen nichts ahnte, lustig fortfuhr und erzählte, wie die Idee zu seinem Bild einmal plötzlich entstanden, wie er sie schnell und glücklich skizziert, und wie das nun vorwärtsgehe Tag für Tag, „hupp! schwupp!“ — er machte die Bewegung, als setzte er bloß so Farbe neben Farbe, — da erwischte Moralt ein Augenzwinkern des kleinen Ungarn gegen Duplessy, dessen Bedeutung er nur zu gut verstand. Gleichzeitig hörte er Holleitner das Gespräch kurz abschneiden mit einem: „ich komme morgen zu Ihnen!“

und Duplessy, nachdem er eine Sekunde gestutzt, glitt plötzlich mit geschickter Überleitung auf ein anderes Thema. Diese Zartheit fiel Moralt wie eine Last auf die Seele. Jetzt erst recht fühlte er das Bedürfnis, sich fern zu halten; er störte ja nur, wo er mit seiner jetzigen Stimmung hinkam. Noch strenger als bisher blieb er von da ab für sich allein.

13

Seine Abende brachte er nun damit zu, mit den Aufzeichnungen fortzufahren, die er seit längerer Zeit über seine Jugend und über seine Entwicklung zu machen begonnen hatte, soweit diese sich durch das Verfolgen des äußeren Lebensganges schon jetzt von ihm überschauen ließ.

Wie erkannte er, indem er bei dieser Arbeit seinem jetzigen Menschen beständig das frühere Ich gegenübergestellt sah, mit einem geheimen Bangen, welche Veränderungen in ihm vorgegangen seien, seitdem er Künstler geworden, wie das frohe Element in ihm stark dahingeschwunden war und er, der früher als einer der Lustigsten im Kreise der Kameraden gegolten, mehr und mehr ein Melancholiker, ein Grübler, ein schwerblütiger Nachsinner zu werden Gefahr laufe.

War er übrigens wirklich so lustig gewesen, wie er den Ruf gehabt? Im Verlauf der Aufzeichnungen ward er sich klar, daß das nur seine eine, und zwar die äußere Seite während gewisser Jugendjahre gewesen war, daß er aber innerlich von jeher ein zweites Leben geführt, welches dunkel neben der scheinbar sorgenlosen äußeren Existenz einherging.

Schon als Knaben hatte ihn, sobald er mit sich

allein gewesen, allerlei Tieferes bekümmert, hatte ihn vor Allem die Frage verfolgt, was er wohl einst mit der Zustimmung des Vaters in der Kunst werden dürfe. Zuerst hatte ein heiliger Glaube an ein schauspielerisches Talent und eine ausgeprägte Empfindung für alles Pathetische und Tragische ihn mächtig zur Bühne gezogen, trotzdem er die Unmöglichkeit gekannt, je mit der elterlichen Erlaubnis dahin zu gelangen. Nach einigen gleichwohl unternommenen, natürlich erfolglosen Kämpfen mit dem gelehrten Vater um eine solche künstlerische Laufbahn war bereits das Verschließen seines innersten Lebens in die verschwiegene Brust erfolgt. Von da ab eine anhaltende Reihe tiefer Erregungen; eine wahre Sucht, Trauriges zu erleben, um sich dann ganz einem schönen, wilden Schmerz hinzugeben; bald aber Schmerz genug durch das Leben selbst. Seine leidenschaftlichen ersten Jugendfreundschaften mit ihren edlen Wettkämpfen und ihren späteren Enttäuschungen, da Keiner seiner Gefühlstiefe und seinen Ansprüchen auf die Dauer Stand gehalten. Seine erste Liebe zu einer Siebzehnjährigen, geheim, scheu und tief verborgen vor aller Welt. Seine eigene schwere Krankheit, an der er zu sterben glaubte und dann, genesen, zum erstenmal der Eindruck vom Tode, — der Tod der heimlich Geliebten.

Eine Zeit war gefolgt, in der ihn nur das eine, schmerzverbissene, trotzige Bedürfnis nach Einsamkeit erfüllte, und wenn er diese hatte, nach tatlosem Versinken in die unendliche, hehre Süßigkeit seines Leides.

Bei alledem hatte er nach außen ein vollständig entgegengesetztes Leben gezeigt, zeigen müssen, und dank seiner elastischen Natur zeigen können.

Nach den spätern, wiederum vergeblichen Anstrengungen, wenn nicht Schauspieler, so doch Maler zu werden, war die Zeit der Kaufmannschaft gekommen, mit welcher der Vater ihm eine Zukunft in den Kreisen der reichen industriellen Schweizerverwandten zu geben gedachte, und die er ihm durch die Aussicht zu versüßen trachtete: daß die Freiheit, all das Schöne zu genießen, für das er so viel Sinn zeigte, ja doppelt wertvoll aus dem Untergrund solch' einer soliden, sicheren Lebensstellung emporblühen könne.

Was er eigentlich war, hatte Tino von da ab vollends scheu vor jener Alltagswelt verborgen, in der er nun zu leben sich gezwungen sah. Aber die Rache, welche seine Natur in ihrer Jugendfrische oft gewaltsam genommen, in tollen augenblicklichen Lustigkeiten, in durstig leidenschaftlichem Auskosten der paar Glücksstunden, welche ihm die Freundschaft und die kurze erste Liebe gebracht, hatte ihm bei

seiner Umgebung jenen Ruf eines strahlend lebenslustigen jungen Menschen verschafft. Er war für seine ganze Bekanntschaft der vom Himmel verschwenderisch Ausgestattete, von allen Menschen Begünstigte und Beneidete gewesen. Die Vielseitigkeit seiner Gaben, mit denen er die Andern erfreute, sein enthusiastisches Feuer, sein gewinnendes äußeres Wesen — Alles hatte ihm eine Ausnahmestellung, eine Liebe, eine Verwöhnung verschafft, die ihn zum glücklichsten Menschen hätte machen müssen, wenn ihm nicht gerade die unentbehrlichste Grundlage zum Glücklichsein gefehlt hätte: die innere Befriedigung vom Lebenswerk.

Oh, war das ein Scheinleben gewesen, zwei Jahre lang in Heidelberg, ein Jahr in Köln und zwei Jahre in Paris, auf all den Kontorböcken, bis endlich doch noch zur Wirklichkeit geworden, was er immer erträumt, aber schließlich gar nicht mehr gehofft hatte: das Übergehen zur Kunst, ein ausschließliches Leben mit Solchen, die empfanden wie er, die erstrebten, was ihm erstrebenswert erschien.

In Paris hatte er damals einige junge Maler gefunden, deren Umgang ihn für Manches entschädigt und im Verständnis ihrer Kunst mächtig vorwärtsgebracht hatte. Aber da er mit dem ganzen Ballast seiner schweren inneren Erlebnisse dorthin gekommen war, und überdies zur weitern Ausbildung in dem

ungeliebten Fache, nicht aber als freier Mensch dort weilte, hatte Paris ihm bei Weitem nicht das sein können, was es dem Künstler hätte sein müssen. Erst nachträglich hatte er erkannt, was Alles er der herrlichen Stadt, der geistreichsten, künstlerischesten und anregendsten unter allen verdankte, was Alles, ihm selber unbewußt, sich unter den Eindrücken des dortigen Lebens in ihm entwickelt und verfeinert hatte.

Den Eindruck, daß er zu leben, wirklich Mensch zu sein beginne, hatte er erst an jenem Tage erlangt, als die ganze nüchterne Welt des Handels plötzlich hinter ihm gelegen wie ein böser Traum, und er in München die Luft einer gänzlich neuen Umgebung geatmet hatte. Aber auch da war dem ersten Glücksrausch bald genug der Schatten gefolgt. Diese zweite Jugendwallung hatte kurz gedauert; denn das Eine war unwiederbringlich vorüber gewesen in ihm: die unbefangene Genußfähigkeit für diese späte Freiheit.

Man lernt nicht ohne Schaden das fachliche ABC einer Sache erst dann, wenn man sie geistig längst beherrscht. Es gibt vereinzelte Individuen, aber selten genug, die ein so unverwüstlich heiteres Wesen und eine so unerschütterlich vertrauensstarke Energie mitbringen, daß sie derlei auch noch spät mit Glück durchzuführen vermögen. In einem Menschen jedoch, der innerlich in den Jahren, in welchen Andere sich sorglos

austoben, so viel durchgemacht hatte wie Moralt, waren diese Bedingungen nicht mehr möglich.

Er legte eines Abends während seiner Aufzeichnungen die Feder plötzlich weg und sah zur Decke auf. Wie alt, wie schmerzerfahren kam er sich vor! Und wo blieb jetzt jenes frühere, erlösende Umschlagen der Kümmernisse in laute Lustigkeit, in Augenblicke jugendlichen Vergessens aller Trübsal? Das wenigstens hatte damals ein bißchen das Gleichgewicht hergestellt. Aber jetzt? — wie schlich dieses Grübeln unterbrechungslos mit durch sein Leben! War das nun das gehoffte Glück: gegen kurze Zeiten herrlicher Schaffensfreude diese Wochen der Zweifel, der Selbstquälerei?

Aber es mußte anders kommen, sobald er nur den ersten Beweis erlebt haben würde, daß er ein Kunstwerk zu schaffen imstande sei. Er war als Maler doch endlich auf dem richtigen Wege, innere Zufriedenheit zu erkämpfen und damit den Grundstein zu legen zu dem Lebensglück, nach welchem seine Seele hungerte seit Jahren.

14

Menschen, die keine schriftlichen Bekenntnisse aus früherer Jugend besitzen, können sich in spätern Jahren kaum noch ein ganz richtiges Bild ihrer selbst von damals machen. Sie empfinden jetzt zu verschieden, und wenn sie sich auch mit Hilfe einzelner deutlicher Erinnerungen die Empfindungsweise und das Denken jener Zeit rekonstruieren, so fehlt dieser nachträglichen Vorstellung doch der wahre, so ganz besondere, jugendliche Hauch, fehlt das Wiederfühlen der heißen, keuschen, gläubigen Empfänglichkeit und Hingebung, mit der die junge Seele Alles lebt.

Darum durchblätterte Tino aufmerksam auch die Hefte von Gedichten, die von seinem sechzehnten bis zu seinem neunzehnten Jahre entstanden waren, um aus ihnen so recht den Ton jener Zeit zu finden. Wie war er aber erstaunt, hiebei von Seite zu Seite klarer sein jetziges innerstes Leben nur als direkte Anknüpfung an jenes frühere, als dessen folgerichtige Fortsetzung zu erkennen, — wie überraschte es ihn, gerade das, was er für das bloße Ergebnis seiner verspäteten Studienjahre gehalten hatte: seine jetzige Neigung zur Melancholie — schon da in einem Grade

als Grundton seines Wesens zu finden, wie er sich dessen gar nicht mehr erinnert hatte.

Auf einer Fließblatt-Unterlage, die er als Andenken an die erste Kontorzeit aufgehoben, fand er — einem sarkastischen alten Buchhalter zum Trotz, der ihn ob seines Widerwillens gegen Handel und Finanz und ob seiner Träumerei von idealerem Schaffen immer verspottet hatte, — die Worte hingeschrieben:

Ihr lacht, daß der Tragödie gleich
Mein Schicksal ich erfasse,
Und daß zu unsrer jetz'gen Zeit
Sehr schlecht mein Pathos passe?

Oh, die Ihr lacht, Ihr Toren all,
Ihr könnt mich nicht begreifen,
Denn von Euch allen läßt sich doch
Die Alltagshaut nicht streifen!

Von diesem Fließblattvers bis zu den heimlichen Ergüssen daheim in stiller Nacht, legte Alles das gleiche Zeugnis ab von einer schwermütigen Art. Noch früher, da er nicht in den Fesseln des unrichtigen Berufes gebändigt und innerlich traurig geworden war, sprach allerdings ein leidenschaftliches Feuer, ein mächtiges Wollen und Verlangen aus seinen Versen; ritterliche Heldentaten waren es zuerst, die er be-

sungen, dann folgte ein jugendlich glühendes Heischen dessen, was er für Menschenrechte gehalten, dem engen Bestehenden zum Trotz. Das richtige Stürmen und Drängen, das aber bald durch schwere eigene Erlebnisse gedämpft und in die Bahn heimlich-schwermütigen Auslebens der persönlichen Schmerzen gedrängt worden war.

Seine erste Liebe war nicht sofort erwidert worden, und dann, als er Gegenliebe erlangt, und mit seinem achtzehnjährigen Herzen das seligste Glück zu leben begonnen hatte, war jene Epidemie gekommen, die zuerst ihn ergriffen und dem Tode nahe gebracht, und als er gerettet war, ihm die jugendliche Geliebte geraubt hatte.

Wie war in den Blättern aus dieser Periode manches einfach, kindlich und ohne kritische Bedenken vom Herzen weg gesagt, ob es auch manchmal ungeschickt und holperig, oder voll jener Reime war, vor denen ein paar Jahre später der Gereiftere den Schreck bekommen hätte, voll der Reime: Herz und Schmerz, Sonne, Wonne, Lust und Brust. Fand er sie jetzt auch recht jugendgrün, diese Ergüsse, so waren sie doch selig jugendgrün, waren damals durch und durch wahr der Ausdruck seines Empfindens gewesen und führten ihn vollständig zurück in sein inneres Leben jener Zeit.

Da waren welche, denen er die ganze Macht abfühlte, die Heine einst auf sein junges Gemüt ausgeübt hatte; Gedichte, über deren nachempfunden Heine'sche Ausdrucksweise er jetzt als über eine Jugendschwäche lächeln mußte; — die er mit siebzehn Jahren geschrieben hatte, damals, als er unerwidert liebte und mit dem unklaren Weltschmerz jenes Alters die Menschen floh, die Natur und die Stille der Nacht suchte und sich nach Tod und Ruhe sehnte; Gedichte, mit seinem wahrhaftigen Herzblut geschrieben.

An Mathilde B.

Sah'st du nicht im Mondenlichte
An des Nachbars Gartenwand,
Wie ich an dem kalten Gitter
Still wie eine Säule stand?

Bleicher Mondschein auf den Straßen,
Überall lautlose Ruh —
Hört' ich, dunkles Weh im Herzen,
Deinem Saitenspiele zu.

Als ob sie von Leid der Liebe
Und von Sehnsucht säng' und Schmerz,
Klang die wehmutvolle Weise
Tröstlich in mein wundes Herz.

Lange lauschte ich den Tönen,
Bis der letzte leis verklang,
Und das helle Licht der Lampe
Flog der weißen Wand entlang.

Als der letzte Ton verklungen,
Wandelte ich still nach Haus,
Denn am Fenster stand dein Schatten
Und sah in die Nacht hinaus.

20. April 18 . .

Wie manche kalte, stille Nacht
Lief ich durch Gass' und Straßen,
Wenn Glut und Qual und Sehnen mir
Am kranken Herzen fraßen!

Scheu schritt ich längs den Häusern hin,
Den hohen, stolzen, kalten,
Und an den Mauern laut im Takt
Die Schritte widerhallten. —

Der stummen, leeren Brücke zu
Lenk' immer ich die Schritte,
Und auf der Brücke lehne ich
Am Pfeiler in der Mitte.

Dort schau ich in den dunkeln Strom,
Der blinkt im Mondenscheine
Und überrauscht mein Herzeleid,
Ich schau hinein — und weine.

24. April 18 . .

— — Da wieder fand er ein Heftchen, das auf dem Krankenlager entstanden, der Geliebten sein Lebewohl hatte bringen sollen.

Mein trauter Liebling, bald, ach bald
Wirst du vergeblich nach mir fragen,
Bald wird man meinen jungen Leib
Auf Blumen weich zu Grabe tragen.

Doch meine Seel' und meine Lieb'
Entschweben hin zu Ewigkeiten,
Und hoch herab vom Sternenzelt
Sie deine Schritte stets begleiten.

Ein jedes Menschlein, brav und gut,
Darf an des ew'gen Thrones Tritten
Vom lieben Gott mit frischem Mut
Ein kleines „bene“ sich erbitten.

Schutzengelein mit Glorienschein
Gibt es im frohen Kinderglauben,
Ein solches dir hinfort zu sein,
Laß ich im Himmel mir erlauben!

Halbwirr im Schlummer, heiß die Stirn,
Glaub' deine Stimme ich zu hören;
Ein Fieber wühlt mir durchs Gehirn,
Mein junges Leben zu zerstören.

Dann hör' durch's stille Grau'n der Nacht
Ich deiner Saiten Melodieen
Die, lindernd meiner Schmerzen Macht,
Gleich Balsam durch mein Herze ziehen.

Ich seh' dich meinem Lager nah'n
Den Scheidekuß mir noch zu geben,
Und schmiegen dich an's Herz mir an;
So scheid' ich wonnevoll vom Leben!

Dann, als im Verlauf seiner Krankheit eine große Ruhe und Schwäche ihn überkommen hatte, nach welcher er den Tod erwartete, während Genesung folgte, — oh wie genau er sich jenes Tages erinnerte! — hatte er das letzte der Gedichtreihe dem Wärter

Christian diktiert, der sie alle aufgeschrieben, alle der Geliebten übermittelt hatte.

Fahr' wohl, mein Lieb, sie nah'n, sie nah'n,
In weißem Kleid, mit goldnen Haaren,
Mich zu geleiten himmelan,
Der reinen Engel hehre Scharen.

In des Gemaches Dämmerung
Schon dringen ew'gen Lichtes Fluten,
Die Decke weicht — — der Himmel winkt,
Getaucht in Gold und Abendgluten.

Und hoch — und höher stets empor
Schweb' ich auf unsichtbaren Schwingen,
Und nahend mich dem Himmelstor
Hör' ich Musik der Sphären klingen.

Im ungemess'nen Weltenraum
Entschwindet fern das Rund der Erden,
Noch einmal ruf ich dir „Fahr' wohl!"
Fortan ein Cherub dir zu werden.

Da war die Liebste selber gestorben, und er hatte sie nur tot, unter Blumen wiedergesehen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Dahin! — geschmückt mit bleichen Rosen,
Du selber eine bleiche Ros',
Ein Marmorbild, mit Blüten überhangen,
Ein grausig schönes Wunderwerk der Schöpfung,
Liegst du gebahrt! Tod! ernster Tod in Blumen.
Ein wunderbares, götterschönes Bild
Voll grausen Weh's und ew'gen Friedens!

Dem kalten Busen ist entfloh'n
Die schöne Seele, die unsterbliche;
Der Mund, von dem einst Lieder klangen,
Er starrt geschlossen; welch Geheimnis birgt er
Von ungestillter Lieb' und süßen Qualen?

Die bleiche Stirn umspielt
In losen Strähnen jugendblond Gelock,
Und eines Sarges Deckel gleich ruht auf dem Auge,
Dem wunderbaren, ewiglich geschloss'nen,
In dunkler Wimper Schatten fest das Lid.

Wie totenstill! — Nur draußen rauschen
Im Hauch des Nachtwinds leis die Tannen,
Der Trauer düstre Bäume, und im See
Ziehn einsam hin die weißen Schwäne
Und singen unhörbar den Sang
Von ew'ger Lieb'.

Still trauernd gehn die Sterne ihre Bahn,
Die unermessen weltenweiten Bahnen,
Und wenn sie sich begegnen, flüstern sie
In ihrer Sternensprache leis von dir!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Von da ab blieb in den Blättern jene Schwermut haften, mit der er sich überall herumgetrieben hatte, ohne Ruhe zu finden.

Wochenlang war er beim Großvater in der kleinen Schweizerstadt zur Erholung gewesen. Dort hatte er wieder in den Erinnerungen seiner Kindheit gelebt. Wieder saß er bei der lahmen Tante in der Epheustube; noch immer erklang die abendliche Musik bei dem alten Fräulein; aber dann, gerade weil es um ihn her so ganz war wie einst, und in ihm selbst doch so anders, überkam ihn ein Heimweh, namenlos, nach dem entschwundenen Kinderempfinden. So mächtig, so traurig, daß er fliehen mußte und sich bergen in den alten Turm, der ihm seit je ein vertrautes Versteck gewesen. Aber auch dorthin folgte ihm sein Leid.

In der dunkeln Dämmerstunde
Flücht' ich scheu mit meiner Pein
Nach dem stillen Turmgemache,
Schließ mich droben leise ein.

In dem wunderlich geschnitzten
Lehnstuhl such' ich einsam Ruh',
Und ich schau durch's Bogenfenster
Sturm und Wind und Wolken zu.

Weiße Nebelfetzen jagen
Hoch am blassen Mond vorbei,
Durch der Winde traurig Singen
Tönet heis'rer Eulenschrei.

Große graue Fledermäuse
Schwirren um den alten Turm,
Und im morschen Wandgetäfel
Klopft und tickt der Totenwurm.

Auf dem Sims die alte Spieluhr
Spielt, und will zerstreuen mich,
Und im Estrich auf den Dielen
Jagen toll die Mäuse sich.

Doch sie all mit ihrem Treiben
Scheuchen nicht den düst'ren Wahn,
Die Gedanken, die umdämmernd
Sinn und Herz, mir immer nahn.

Die Gedichte eines ganzen Jahres atmeten dies erste schwere Liebesleid:

Ich hatt' ein Lieb so minnesam,
Das Lieb ist tot jetzund.
Die Vöglein sangen einst so schön,
Viel Blümlein blühten bunt.

Jetzt sind die Vöglein alle fort,
Die Blümlein starben all,
Beim Lieb allein am dunkeln Ort
Singt eine Nachtigall.

Sie singt und singt viel Nächte lang,
Ich horch' ihr heimlich zu,
O singe, holde Sängerin,
Mich selber bald zur Ruh!

Herbst 18 . .

— bis mit dem kommenden Frühling auch in ihm wieder Aufschwung sich regte:

Auf dem Baum vor meinem Haus,
In dem düftereichen Flieder,
Läßt die Nachtigall sich nieder,
Trillert froh ihr Lied hinaus.

Daß es klinget durch die Luft,
Daß es dringt voll süßer Wonne,
Wie ein Strahl von Frühlingssonne,
Selbst in meines Busens Gruft.

Und im düstern Herzensschrein
Eine Hoffnung froh erwachet,
Und zum ersten Male lachet
Wieder mir ein Sonnenschein.

Raff' dich auf aus Leid und Schmerz,
Lasse deine trüben Lieder,
Auch für dich wird's Frühling wieder,
Ödes, stürmemüdes Herz!

2. Mai 18 . .

So saß er Abend für Abend in seinem Atelier und lebte dieser Arbeit, diesem Untertauchen in die Vergangenheit. Und mit der Jugendzeit und dem Elternhaus erstanden vor ihm auch die Bilder von Vater und Mutter wieder in einer Klarheit, als hätte er gestern noch ihre goldenen Worte gehört, ihren Einfluß genossen, und er fühlte klar, wie ihr Geist ihn noch immer umgab, wie ihr edles Wesen ihm trotz ihres allzufrühen Todes so eindrücklich geblieben war, daß es ihn in seiner ganzen Lebensführung, seinem

Tun und Lassen — bald bewußt, bald unbewußt — immerfort mitbestimmend begleitete.

Tag um Tag wuchsen die Aufzeichnungen, und eine bessere Stimmung kam in ihn durch die Gewißheit, jetzt neben seiner malerischen Tätigkeit noch etwas Weiteres zu fördern, was für sein ganzes Leben ein wertvoller Besitz werden mußte. Zugleich aber entrang sich diesem Rückblick auf das Stück Jugend, das mit solchem Inhalt bereits hinter ihm lag, immer drängender die Sehnsucht nach dem endlichen Erleben eines wahrhaften, großen, ungetrübten Menschenglücks.

Doppelt fieberhaft trieb es ihn wieder an sein Bild. Nur schaffen, schaffen, damit endlich erstand, was ihm Beruhigung bringen mußte! Dann, dann wollte er es suchen, sein persönliches Glück! Denn wie blieb bei ihm in dieser Zeit des künstlerischen Ringens ein wesenlicher Teil seines Ich in Schlaf gehalten: das Bedürfnis nach Liebe!

15

Kostümierte Feste und Bälle, kostümierte Soupers, kostümierte Künstlerkneipen und Ateliergesellschaften, kostümierte Kegelpartien — München tollte längst in seinem Fasching, Moralt saß noch immer abgeschlossen in seinen vier Wänden.

Billet um Billet und Karte um Karte waren die Einladungen auch zu ihm geflogen; er hatte bisher Alles abgesagt. Aber zuletzt erfaßte der bunte Wirbel auch ihn, er mochte wollen oder nicht, er mußte hinein in den allgemeinen tosenden Reigen, in den großen, berückenden Farbenrausch. Die Rahde-Schule, mit einer zweiten Privatschule gemeinsam, gab ein Fest. Dreihundert Einladungen an junge Künstler und an ältere Ehrengäste waren versandt, gegen vierhundert Anmeldungen erfolgt. Ein Riesensaal war gemietet und seit Wochen von allen Klassen an den Dekorationen gearbeitet worden.

„Eine Zukunftsweltausstellung der bildenden Künste in München" war als Charakter des Festes angegeben, und es nahmen, wie an den Kostümfesten der königlichen Akademie, nur Herren teil. Die Freunde bestürmten Moralt. Das war der günstigste,

der plausibelste Anlaß, ihn seiner Isolierung zu entreißen.

„Du brauchst wahrlich nicht viel Zeit mit dem Erfinden einer Figur zu verlieren," sagte Rolmers, „die Kostümvorschrift ist diesmal weitumgrenzt genug! Einen Künstler aus irgend einem Winkel des Erdballs vorzustellen, oder sonst ein beliebiges Individuum, welches auf solch' einer Ausstellung denkbar ist, dazu braucht es kein Kopfzerbrechen. Du lieber Himmel! aus wie vielerlei Typen besteht ein gaffendes Publikum!"

„Nun denn, ich komme!" sagte Moralt.

Er hatte in früheren Jahren mit ausgezeichneten Figuren geglänzt, aber diesmal fernzubleiben vorgehabt, weil ihm Stimmung und Zeit fehlten, etwas neues Sorgfältiges zu kombinieren.

„Ich komme als leibhaftiger moralischer Kater, gebt Acht!" spottete er über sich selber.

„Famos!" rief Rolmers, ihn beim Wort nehmend, „es wird allegorische Figuren genug geben."

„Ich weiß drei!" versicherte Holleitner, „Lanz und zwei seiner Freunde! Die gehen als Genien der Kritik, der Reklame und des Dilettantismus. Stoogh, der Engländer, feuerrot als Reklame, mit feuerroten Flügeln, grünem Lorbeerkranz um den Bauch, einem goldenen Strahlenschein auf dem Kopf und einer

Ruhmesposaune. Lanz als Kritik, ganz in geschwärzten Lorbeerblättern, mit großen Eselsohren und einem Halskragen aus Gänsefedern, eine kleine Guillotine wie eine Drehorgel vor sich, auf der er unermüdlich kleine Malerfiguren köpfen wird, — und Weltach, du kennst ihn, mit seiner dicken, anspruchsvollen Figur? als Dilettantismus in schreiend grasgrünem Trikot, mit lächerlich winzigen, gestutzten Flügelchen, einem ungeheuerlich genial zurechtfrisierten Künstlerhaar, einer Dummriansnase, die in die Luft ragt, und absolut leeren Händen!"

„Vortrefflich, ich bleibe bei meinem ‚Moralischen'!" verhieß Moralt.

In einer Stunde war andern Tages das Kostüm entworfen und dem Schneider übergeben, einem obskuren, verkommenen Dekorationsgenie, der ihm und einigen Kollegen schon in den früheren Jahren nach seinen Angaben mit vielem Verständnis gearbeitet hatte.

Das Fest wurde für Moralt eine wahrhafte Auffrischung, eine Erheiterung, wie er sie nicht erwartet; es belebte nach den einsamen Wochen gewaltsam seinen ganzen Menschen und regte ihn erfreulich an zum Weiterschaffen. Es war ein Fest voll solchen Lebens, voll solchen künstlerischen Zuges, voll solchen jugendlichen Feuers und faschingstollen Übermuts,

daß auf ein paar Stunden in ihm unwillkürlich jener Tino wieder erwachen mußte, welcher in der Lustigkeit des Augenblicks sein Bleigewicht zu vergessen vermochte.

Seine wirkliche Laune stimmte nach der ersten Stunde, in welcher er seinen Charakter gut durchgeführt hatte, schon ganz und gar nicht mehr mit seinem melancholischen Kostüm des künstlerischen Katzenjammers. Ein Meisterstück raffinierten, malerischen Geschmacks, hatte dieses beim Eintritt mit den drei Genien der Reklame, der Kritik und des Dilettantismus stürmischen Beifall geerntet. Dann war die graue Figur im Wirbel der Farben untergegangen und huschte nun hier und dort dahin, viel lebhafter, als es einem Katzenjammer erlaubt war.

Das Gewimmel, die Dekorationen, das Licht, die Musik, Alles war von einem gleichen Zauber, von einer gleich ungewohnten Art von Pracht. Schaustellungsbuden aller Völker, Kunstwerke aller Möglichkeiten, Erfindungen zu kinderleichter Herstellung von Bildern nach allen ersinnbaren Systemen, waren zu dieser Zukunftsweltausstellung gesandt worden. Neben der Bavaria-Statue aus bayrischen Rüben und der Venus von Trudering aus dürren Zwetschgen prangten die wunderlichsten Genrebilder der Wilden, der Cassaguen aus Neu-

Kaledonien, — das Landschaftliche aus Palmblättern, die Figuren aus rohem Kalbfleisch, fix und fertig, um von einem kunstliebenden kannibalischen Publikum gefressen zu werden. Europas Malerei war in zwei Paläste verteilt, in einen spinatgrünen: „Pleinair", und in einen aus gebeiztem und angeräuchertem Holz: „Braune Sauce", — und die hellen Landschaften und Marinestücke, mit Zucker bestreut, fanden gleich reißenden Absatz, wie die Historienbilder und Porträts berühmter Zeitgenossen, welche, mit gebranntem Honig lasiert und stellenweise mit Pfeffer überschummert, ein ganz altmeisterlich respektables Aussehen hatten. Neben den Hallen der Kunst die Kioske, Zelte und Buden zur Belustigung des Publikums; die indischen Gaukler, Akrobaten verschiedener Nationen, die spanischen Tänzerinnen, die Pantomimenspieler. Und das Volk! Das hundertköpfige Volk der Reichen und Armen, vom indischen Fürsten mit seinem glänzenden Gefolge, von der japanischen Kolonie mit den wunderbaren Farben und Goldstickereien ihrer Atlasgewänder, von den reich uniformierten Armeniern und Türken immer europäischer, bis zum einheimischen Dachauerbauern mit seiner Alten und dem Gebirgsburschen mit seinem Dirndl, welche mit allerlei zutreffenden Bemerkungen die Bildln und geschnitzten Herrgöttln

betrachteten. Dann ein Heer von Gaunern, von trinkgeldhungrigen Packträgern, Hausknechten und Dienstmädchen, von Bärenführern und Taschendieben, die von allen Seiten die Neuankommenden belästigten. Dazwischen unaufhörlich arme Maler, in abgeschabten und überflickten Röcken, ein Bildchen unterm Arm, das sie kläglich jedem Bessergekleideten feilboten. Ellbogentätig wälzte sich ein millionenreicher Bierfürst durch die Menge, dem das Herumbaumeln seiner goldenen Wagenkette auf der buntgewürfelten Weste, das Flunkern und Glunkern seiner zahllosen Berlocken und Ringe nicht genügte, seinen Reichtum zu bekunden, sondern der in seinem Protz auch seinen ungeheuren Dickschädel vollständig hatte vergolden lassen und nun wie ein lebendig gewordener Pagode durch das Gewühl der Völker dahinwackelte, überall mit fröhlichen Hurrarufen begrüßt.

Im Winkel einer japanischen Veranda, eine Tasse Tee in der Hand, stand Moralt im Gespräch mit seinem Meister Rahde, der in einem kostbaren, weiß- und grünseidenen, mit Silber überstickten orientalischen Kaftan ging, einen Turban mit Reiherbusch und Brillantagraffe auf dem Kopf. Um sie her auf dem Boden kauernd, eine bunte Gesellschaft von Asiaten.

Um Moralts dunkles Haar lief ein fahl schwefelgoldener Reif, in dessen eine Hälfte ein welkes Lorbeerreis befestigt war, während sich durch die andere ein grüner Lorbeer schlang. Ein rotes Band, das beide Zweige hinten vereinigte, war die einzige lebhafte Farbenwirkung in der ganzen Erscheinung. Den Körper bedeckte ein mausgraues seidenes Trikot, dazu ein kurzes Höschen, aus grauen Fellchen zusammengenäht, und faltig umgeschlagen eine Gewandung aus dünnem, grauschwarzem Flor, welcher in Fetzen gerissen und dann vermittelst großer, weiter Stiche wieder genäht war, was dem Gewebe den Charakter von Spinnweb gab. Überall zwischen diesem stumpfen Flor schillerten, düster und weich in ihrem gedämpften Glanz, auf Armen und Beinen und am Körper Metallpailletten hervor, welche in allen Farben des schwarzen Perlmutters zusammengestellt waren; in jenen eigenartig melancholischen tiefen Violett, Metallgrün, Stahlblau, Rötlichschwarz und Bläulichschwarz, welche diese seltenen, auf dem Meeresgrund vorkommenden schwarzen Perlmuscheln zeigen. Ein Flug von Fledermäusen, größere und kleinere, in erhöhter Arbeit aufgesetzt, die Körper aus grauen Fellchen, bildeten den Saum des freifliegenden Zipfels am Gewand, während da und dort Silhouetten von Lorbeerzweigen, aus dünn-

geschlagenem, braunoxydiertem Metall, auf das graue Gewebe verteilt waren und mit ihrem dumpfen Schimmern kaum hervortraten.

Moralt betrachtete entzückt das Gewimmel, während sich Rahde auf ein Kissen niederließ, das ihm einer der Zunächstsitzenden angeboten. Noch immer kamen neue Gäste, obwohl das Fest schon vor einer Stunde seinen Anfang genommen hatte. Gerade der Veranda gegenüber war der Eingang, in Form eines achteckigen Vorraumes, in welchem die Leiter des Festes empfingen, und der mit phantastisch bestickten, sehr hellen japanischen Seidenstoffen behangen war. Alte Rosa, blasse Himmelblau, lichte Graubraun als Grundton, auf denen zwischen den matten Farben der Stickerei, vornehm und diskret, bleiches Gold und silberne Wasserlinien schimmerten. Das elektrische Licht des Saales war in mattfarbige Stofflaternen eingeführt und in mehrfachen Proben durch immer neues Abtönen zu einer Beleuchtung gestimmt worden, welche den verwöhnten Künstleraugen den feinsten Genuß der Farbenpracht von Kostümen und Dekorationen bot.

„Der Japanismus nimmt bei uns noch immer zu", bemerkte Moralt gegen Rahde, „sehen Sie dort!" — und er deutete auf den Vorraum, wo eben wieder eine Gruppe wundervoll echter Figuren mit

tadellos japanischen Köpfen erschien und mit putzigen Verbeugungen und Kniefällen das Komitee begrüßte. Die Damen mit ihren hohen, nadelbesteckten Frisuren kokett einherwatschelnd mit einwärts gebogenen Füßchen.

„Ganz gut!“ gab Rahde zurück, „wir haben auch noch viel davon zu lernen; es schult die Empfindung für's Dekorative und gibt Freiheit; ich begrüße das, es ist an der Zeit; die Franzosen sind uns darin längst vorangegangen!“

„Zum Teufel auch, wenn das nicht Podjenyi ist!“ rief Einer und zeigte mit seinem Fächer auf eine große Figur unter den eben Eintretenden, die ganz rasiert und graugelb von Haut, das pechschwarze Haar japanisch zugestutzt, in grauem Atlas steckte, in einem weichen, schimmernden Atlas, der über und über mit blutroten, goldenen und schwarzen Reihern bestickt war. Eine meergrüne Schärpe mit braunem Geäder um den Leib und einen rot-goldenen Fächer in den Händen, mit dem sie lebhaftes Spiel trieb. Moralt wollte sich vergewissern und beugte sich herab, als eine spanische Tänzerin auf die Veranda zutrippelte und ihm lebhafte Zeichen machte; kokett, so graziös, daß er einen Augenblick stutzig ward, ob es nicht wirklich ein Mädchen, irgend ein hereingeschmuggeltes Modell sei. Jetzt stand sie unter dem

Bambusgeländer: — Holleitner! Das Schnurrbärtchen, sein Stolz, war der Maskerade geopfert, das hübsche Gesicht geschickt geschminkt, den großen, dunkeln Augen mit Khool zu größerer Wirkung verholfen. Eine hohe, zierliche Frisur, ein raffiniert zusammengestelltes Kostüm aus gelber Seide mit breiten schwarzen Spitzen, mit einem schwarzen Samtjäckchen und Veilchen. Unter dem Ballettröckchen ein ganzes Wölklein von Unterröckchen aus Mousseline, die sich einwärts von Schwefelgelb bis zu Weiß abtönten und bei jeder Bewegung der rastlosen, zierlich in rotseidenen Trikots steckenden Beine das echteste Auf und Nieder eines Ballerinenkostüms nachmachten. Lauter Beifall begrüßte die schöne señora in der Teegesellschaft, wo sie sich ohne Weiteres an des grauen Katzenjammers Arm hängte.

„Du hast aber wirklich Figur, Kleiner!" gestand Moralt, über des Freundes erstaunliche Verwandlungskunst ungeheuer belustigt.

„Glaub's wohl! ich ersticke auch beinahe. Rolmers hat zugezogen, da kannst du dir denken, daß es Taille gab!"

„Und da oben?"

„Lauter Servietten! Nicht eben luftig zum Atmen! Uff! wenn ich nur meine Tarantella hinter mir hätte!"

„Tarantella?"

„Oh, mein Lieber! Du wirst schauen! — — Da holen sie mich schon!“

Ein Stierkämpfer, der sich durch's Gewühl heranzudrängen versuchte, machte der Schönen lebhafte Zeichen, sich doch hinüber nach der Bude der Sevillaner zu verfügen, wo die Vorstellung beginne. Ein zärtlicher Blick, eine Kußhand, und die Gelbschwarze war Moralt entglitten, einen leisen Duft von ihren Veilchen hinterlassend. Die Gesellschaft der Veranda folgte nach.

Schauspiel reihte sich an Schauspiel. Die Donnerstagsgesellschaft des Ateliers Resemann hielt eine Seiltänzerbude. Resemann in roter Perücke als Athlet. Das Publikum saß in einem großen runden Zelt, dessen Inneres mit Zirkusszenen aus einer nie dagewesenen Zeit bemalt war, auf weichen Kissen am Boden.

Valentin produzierte sich unter Stürmen von Applaus. Er war in seinen Leistungen ein verblüffender Akrobat und ein wahrer Künstler zugleich. Er machte Dinge, die kein Seiltänzer macht, die nur einem Maler oder Bildhauer einfallen, der die Turnkunst als Kunst, und nicht als Gliedervirtuosentum empfindet.

Sein Körper, an sich ein Meisterwerk der Plastik, steckte in einem Trikot, das vollständig mit kleinen

Metallschuppen überdeckt war; mit Schuppen, die sich von Silber ins Bläuliche und Grünliche schattierten und mit der Kunst eines Bildhauers, der genau alle Formen kennt, in ihrer helleren oder tieferen Färbung nach der Modellierung der einzelnen Körperpartieen verteilt waren. Um die Hüften lief ein schmaler Gürtel, von dem länger und kürzer, in den Farben der Schuppen, Metallstreifen niederhingen. Der antike Kopf mit dem schwarzen Haar und den grünen Augen war nie so zur Geltung gekommen, wie in dieser halb statuenhaften Gesamterscheinung.

„Seine Trainage hat famosen Erfolg gehabt," sagte Rolmers, der neben Moralt saß und als Menschenfresser nur an seiner herkulischen, nun fast beängstigenden Größe wiederzuerkennen war, — „wahrhaftig! der Kerl hat Linien wie die Bronzen der Alten!"

Kunststück um Kunststück führte der Bém aus, am Trapez und auf dem niedrig gespannten Seil. In seiner großen, schlanken Figur eine Mischung von Kraft und vornehmer Eleganz, in allen seinen Bewegungen ein Rhythmus, eine Anmut und Ruhe, eine Leichtigkeit, die alle Anstrengung übersehen ließen. Zuweilen erschreckte er die Zuschauerschaft mit plötzlichen fingierten Stürzen, bei denen er in der letzten Sekunde mit der Kniekehle des schnell noch gebogenen

Beins, oder mit einer Bewegung des Armes, dem Griff einer Hand an seinem Trapez hängen blieb.

„Ein rechter Teufelsbraten!“ bemerkte ein alter Akademieprofessor, der als ägyptische Mumie verkleidet, dem Feste und dieser Vorstellung beiwohnte. „Man würde glauben, es sei einst sein Metier gewesen!“

„Es ist das auch so halb und halb, Herr Professor,“ erklärte ein daneben sitzender Japaner, der eben vom Messerwerfen aus seiner Bude herübergekommen war, und dem von der gelben Schminke seines heißen Gesichtes dicke Tröpflein über die Haut in die gestreifte Seide seines Kittelfutters rollten, — „einen großen Teil seiner Zeit verbringt er in seinem Atelier doch oberhalb der Staffelei. Er verwendet ebensoviel Studium auf seine akrobatischen, wie auf seine malerischen Probleme!“

Die Mumie lachte. „Glaub's, glaub's! war schon bei mir ein ganzer Clown; ließ sich, als er in der Antikenklasse war, einmal als Akt total mit Gipsmehl pudern und auf einen Sockel stellen. Kam grad' dazu! Hat übrigens wunderbare Formen, wunderbare Formen; hab nie an einem Lebenden so genau die Verhältnisse der Antike gesehen!“

Schauderhaft waren die amerikanischen Clownerieen Harkmers, der in seiner ganzen Länge mit einem

orangefarbenen Trikot überzogen war, auf welchem grasgrüne Frösche klebten, und der zwei Neger glossierte, welche zur Guitarre ihrer Nigger-Lieder und den unvermeidlichen yankee doodle näselten.

In dem unaufhörlichen Wechsel von Augen- und Ohrengenüssen, welcher Stunde auf Stunde unbemerkt verfließen ließ, tauchte spät auch Zakácsy an der Spitze einer Zigeunermusik auf. Total zerrissen und zerlumpt, die Bratsche im Arm. Fast lauter Ungaren, zog die Bande mit ihren dunkeln Köpfen, ihren abgetragenen, schmutzigen, echten Zigeunerkostümen, mit dem eigenartig wilden, feurigen Reiz ihres Gehabens, aber vor Allem mit ihrem hinreißenden Spiel überall, wo sie erschien, das ganze bunte Gewoge hinter sich her.

Um Mitternacht begann der Tanz. Aber noch waren die Produktionen lange nicht zu Ende. Duplessy in seiner Bude hatte seine Pantomime gleichsam zum Dessert aufgespart. Sein Raum, ein türkisches Café mit prachtvollen Dekorationen, war übervoll von Gästen, als um ein Uhr früh die Vorstellung begann. Moralt kam mit der Spanierin und dem Menschenfresser direkt hinter den dicken grasgrünen Dilettantismus zu sitzen, dessen Flügelchen, so klein sie waren, für die Nachbarn unbequem wurden, und der denn auch galant der Schönen seinen Vorderplatz abtrat.

Duplessy hatte den Stoff zu seinem Stück einem französischen Seiltänzerroman entnommen und ihn nach seinem Geschmack in Szene gesetzt. Es war eine Pantomime, die ein alter italienischer Seiltänzer zu Anfang des Jahrhunderts erfunden hatte, und deren weibliche Hauptfigur von einem Manne gespielt werden mußte, in dem die Zuschauer, trotz trefflicher Maske, bald Duplessy selber erkannten.

„Der verzauberte Sack! meine Damen und Herren!" schrie mit dröhnender, marktschreierischer Stimme der Budendiener — Äbi — in schwefelgelber Livree mit blitzblauen Aufschlägen. Äbi! der sich in Zivil vor jeder zahlreicheren Gesellschaft gescheut haben würde, die kleinste Rede zu halten. Die Freunde, herrlich amüsiert von seiner ungewohnten Dreistigkeit, machten sich ihm durch lebhafte Zeichen bemerkbar, was ihn einigermaßen aus der plötzlichen, pflichternsten Grandezza brachte, mit der er gerade einigen zuletztgekommenen älteren Berühmtheiten noch schnell Plätze zu verschaffen im Begriff war.

Zur Musik einer Drehorgel, einer Geige und einer Flöte, und mit der einzigen Dekoration einer vielteiligen spanischen Wand, deren Bekrönung in Form von Minareten ausgezackt war — was Konstantinopel darstellen sollte — begann die Vorstellung. Die Pantomime war folgende:

Bild 1. In der Umgegend der Stadt Konstantinopel lustwandelte Duplessy als Engländerin verkleidet. Blaue Brille, die dem Gesicht den Ausdruck einer Nachteule gab, flachsblonde Bandeaus, ein monströser Kapothut mit wehendem Schleier, eine lächerliche, gewürfelte, englische Toilette.

Bild 2. Begegnung der Engländerin mit zwei schwarzen Eunuchen.

Bild 3. Überredungssüchtige und unmoralische Pantomimen der Eunuchen, die der Engländerin alle Vorzüge und Freuden aufzählen, welche sie im Serail des Sultans finden würde.

Bild 4. Tugendhafte und entrüstete Pantomime der Engländerin, die erklärt, daß sie eine honette Miß sei und entschlossen, eher umzukommen, als auf ihre unbescholtene Reputation zu verzichten.

Bild 5. Raubangriff auf die Engländerin. Heldenhafter Widerstand der jungen Dame. Zuletzt zieht einer der Eunuchen einen Sack hervor, steckt sie mit Hilfe seines Kameraden einfach hinein, macht einen Knoten mit einer Schnur, die er fest um den Saum des Sackes wickelt.

Bild 6. Aufladen des Sackes mitsamt der Unglücklichen auf den Rücken der beiden Schwarzen, trotzdem sie strampelt und sich wehrt, wie ein erwischter Teufel.

Und nun kam der Knalleffekt. Im Augenblick, da die zwei Eunuchen mit ihrer Beute verschwinden wollten, öffnete sich die untere Naht des Sackes, und heraus glitt die englische Miß — — — im Hemd, und floh, was die Beine trugen, mit wilden Äußerungen des Entsetzens und tausend kleinen verschämten Gebärden von höchster Komik, — und immer verfolgt von den zwei schwarzen Eunuchen, stolpernd und sich überschlagend unter dem Gelächter der Zuschauer, und wieder auf und davonrennend, noch verhetzter, noch entsetzter, noch komischer verschämt in ihrer weißen, unschicklichen Nachttoilette — bis sie schließlich mit einem kühnen Sprung durch ein Fenster verschwand, das sich plötzlich in der spanischen Wand öffnete.

Die Heiterkeit im türkischen Café war ungeheuer, war angeschwollen von Bild zu Bild und drang hinaus auf die Budenstraße, wo sich in immer dichterem Gedränge die bunte Menge durcheinander bewegte.

Um drei Uhr hatte Moralt Verabredung mit seinen Freunden zum Speisen vor der Risottoküche der Italiener. Dort tauschten sie, eine ganze Bande, in der Mitte die schwarze Kritik mit ihren Eselsohren, ihrem Gänsefederkragen und ihrer kleinen, geistreich konstruierten Malerguillotine am Tragband, während einer Stunde fröhlich ihre Eindrücke. Drüben, wo Rahde unter einem Baldachin, von zwei Kuli gefächelt, mit

einigen Professoren als Gast der Indier speiste, wurden ihm immer neue originelle Ovationen gebracht. Er war der Gefeierte aller jetzigen und früheren Schüler.

Der Morgen graute, als Tino sich zum Heimgehen wandte.

In seinen Pelz eingehüllt, den fahlen Goldreif mit dem welken Lorbeer noch im Haar, stand er einen letzten Augenblick unter dem Eingang, auf Rolmers wartend, der in der Garderobe etwas umständlich sein leichtes Kostüm zur Heimfahrt mit Stiefeln und Decken vervollkommnen mußte, und überschaute nochmals dieses weiter und weiter dauernde, unbeschreibliche Wogen und Durcheinanderschwirren der wechselnden Figuren von Reichen und Bettlern, von Greisen und Jungen, von Herren und Bauern, von Schönen und Häßlichen. Diesen wirbelnden, farbenglänzenden Schwarm, in welchem Jeder das vorstellte, was er nicht war, wo der arme Schlucker in Fürstengewändern prangte und der kleine Paschke dort, so reich an Geld und so arm an körperlicher Kraft, sich in einem groben, schmutzigen Holzknechtkleide Mühe gab, einmal derb und jugendfrisch zu erscheinen und mit seiner Blasiertheit den ländlich Naiven zu spielen vor all den hundert Dingen, welche heut Abend die Unerschöpflichkeit der Künstlerphantasie den Zuschauern zu

Gesicht brachte. Trotzdem er längst bei Rahde verabschiedet war und bei irgend einer obskuren Größe weiter „studierte“, war er doch mit Breitspurigkeit auf dem Feste, meist begleitet von Harkmer, der unbebeschreiblich lächerlich wirkte in seiner dürren Länge, seinem schreienden gelbgrünen Clownkostüm und seinem unbeirrbaren Phlegma.

Noch nirgends Müdigkeit, noch nirgends Ersättigung. Überall der tollste, überschäumende Humor, ein unentwirrbares Gemisch von Glücklichen und Unglücklichen, die sich Alle auf den einen Abend betäubten im frohen Genuß des Lebens, und die, hundertfach wechselnd in ihren Erscheinungen dieser Stunde, doch Alle vor Kurzem aus demselben einen Ort hervorgegangen waren, binnen Kurzem an denselben einen Ort zurückkehren würden: in die vier Wände ihres Ateliers, in denen sie von Zukunft träumten und um dieser Hoffnung willen einstweilen alles Bittere mit Freuden ertrugen. Und Moralt an seinem Türpfosten drängte sich unwillkürlich der Gedanke an das Leben auf, das dieser mummenschanzverlorenen Figuren draußen wartete. Würde nicht die Zukunft für diese Schar ein ebensolcher Maskenball werden? auf dem die Einen als Bauern und Hausknechte, als Bettler und Gauner, vielleicht selbst als Meßbudenhalter und Akrobaten, die Andern ehrbar als versessene Klein-

städter, als Philister und Biedermeier mit zerflossenen Jugendträumen, oder als arme Künstler mit verschossenen Kleidern und schlechten Bildern, wie die dort gingen, und nur die Übrigen — und ihrer würden wenige sein — glänzend und prunkvoll, wie sie erhofft, beladen mit Ruhm und Schätzen und bewundert von der Welt, ihre Laufbahn endeten.

16

Fasching war verrauscht. Nach all der zerstreu-
enden, tollen Lust ward überall in den Ateliers mit
neuem Eifer gearbeitet. Trüb war der Februar zu
Ende gegangen; jetzt warf der beginnende März die
ersten wärmenden Sonnenstrahlen durch die Fenster.

Eine bedeutsame Woche lag hinter Moralt. Er
hatte in Bezug auf die Durchführung seiner Landschaft,
die ihn immer nicht wahrhaft zu befriedigen vermocht,
eine gänzliche Wandlung seiner Ideen erlebt. Nach
jenem Disput mit Holleitner im Herbst hatte er sich
so in den Gedanken eingelebt, mit seinem Werk eine
gewisse Mission in der jungen Künstlerwelt zu er-
füllen, daß er sich von da ab nicht mehr einzig von
seinem eigenen künstlerischen Bedürfnis hatte leiten
lassen, sondern auch von ebendieser, lediglich male-
rischen Tendenz: ein poetisches Bild zustande zu
bringen, welches zugleich vor den strengsten modernen
Ansprüchen an Naturwahrheit unanfechtbar dastehen
sollte. Allein das Vereinigen dieser realistischen Pein-
lichkeiten mit der Großartigkeit und Kraft der Stim-
mung, die er anstrebte, hatte sich ihm je länger je mehr
als eine für ihn unüberwindliche Schwierigkeit dar-

gestellt, als der eigentliche Grund mancher seiner Verzweiflungen erwiesen.

In dieser Woche nun war er zu der klaren Einsicht gekommen, inwiefern bei einem Werke von der Art des seinigen, die nach der Natur gemachten Studien immer modifiziert werden mußten, wenn sich das Landschaftliche dem Gedanken des Ganzen wahrhaft wirkungsvoll einfügen sollte. Durchgebrochen war die Überzeugung, daß dies auch für ihn der einzige Weg zum Ziele sei, dank einer langen Wanderung durch die Galerie des Grafen von Schack. Schwind und Böcklin hatten ihm da das Richtige geoffenbart. Wie war bei diesen beiden großen Poeten der Malerei die Naturanschauung und -darstellung groß und eindringlich, und doch, wie weit ab von einer realistischen Wahrheit jener Art, wie er sie — nicht aus eigenem Bedürfnis, sondern um einer bloßen Nachgiebigkeit willen — in seiner Darstellung verlangte! Wie vermochte ihn die Natur selbst bei Schwind zu packen, der sie doch sozusagen romantistilisiert hatte, und über den so viele Moderne nur lächelten! Wie packte sie ihn, eben weil die poetische Empfindung, welche diesen Künstler das Landschaftliche so und nicht anders darstellen ließ, so echt und tief war! Und bei Böcklin! Wie zeugte da Alles von eminentestem Naturstudium, von einer großartigen, wunderbar auf das Wesentliche

ausgehenden Anschauung, und doch, wie himmelweit entfernt war auch hier Alles, kopierte Natur zu sein! Wie ordnete sich die bloße Wahrheit vollständig der künstlerischen Idee unter. Wohl blieb es Natur, aber Natur, wie sie durch die Seele eines Künstlers gegangen. Und so einzig durfte sie sein: wie sie durch die Seele des Schaffenden gegangen.

Das hatte der junge Maler von dem Nachmittag in der Schack'schen Galerie nach Hause getragen, und weg warf er alle Ängstlichkeit und alle Zweifel, die ihn immer wieder verhindert hatten, sich im Charakterisieren seiner Landschaft genug zu tun.

Eine Reihe von Tagen hatte er darauf mit einer wahren Neubelebtheit gearbeitet und das Bild in ein ganz anderes Stadium gebracht. Jetzt endlich, da er sich einzig noch von seinem eigenen Bedürfnis leiten ließ, steigerte sich Alles so, wie er es haben wollte, kam er dem Ausdruck dessen näher, was in seiner Vorstellung glühte. Jetzt erst begann das Werk zu wachsen, zu werden; jetzt erst konnte er daran denken, sich mit voller Hingabe auch wieder der Figur zuzuwenden.

17

Nicolo war ein wahrer Mitarbeiter Moralts geworden. Es steckte etwas von eigenem künstlerischem Ehrgeiz in dem Eifer und Interesse, mit welchem der Bursche bei der Sache war, — eine Eigenschaft, die an Modellen recht selten ist.

In der langen Zeit des Zusammenseins während dieser Wintermonate hatte er genugsam Gelegenheit gehabt, die Eigenart seines Malers kennen zu lernen, und da er ihm mit großer Anhänglichkeit ergeben war, hatte er sich möglichst danach zu richten bemüht. Er konnte jetzt, wenn er merkte, daß Moralt gut im Zuge sei, daß ihm die Arbeit nach Bedürfnis gelinge, die Ermüdung seiner Stellung weit über die gewöhnliche Zeit ertragen; er rührte sich nicht, um nicht eine Veranlassung zur Pause zu geben, sobald er merkte, daß das ununterbrochene Zuendeführen einer Stelle im Bedürfnis des Künstlers lag.

Er kannte nun genau die Bedeutung von Moralts Bewegungen, von diesen nervösen, plötzlichen Gebärden der Ungeduld, der Enttäuschung, der Unzufriedenheit mit sich selber, und es war zuweilen, als ginge ein magnetischer Strom hinüberleitend vom Maler

zum Modell. Auch Nicolo konnte dann wie niedergeschlagen aussehen, laß, ermüdet sein, während das Summen einer Melodie oder der erhöhte Glanz in Moralts großen Augen, wenn sie ihn prüfend anschauten, ihn selber freudiger und frischer stimmten.

Einige Male hatte ihn Moralt unter der Arbeit aufgefordert, ein Lied zu singen, da er wußte, daß Nicolo und seine beiden jüngern Brüder in der Akademie schon oft in den Pausen zur Mandoline gesungen hatten. Die Stimme war nicht übel, bloß beeinträchtigte ein leichtes Näseln, das im Sprechen fehlte, beim Singen ein wenig den Klang. Dennoch sang der Italiener Moralt gewisse kleine Lieder zu Dank, weil ein beständiges leises Heimweh nach seinem Heimatdorf Santa Maria, welches ihn nie verließ, seinem Gesang wahre Empfindung verlieh. Für Moralt vibrierte darin die unbewußte stete Sehnsucht einer unentwickelten, aber reichen Innerlichkeit. Bildete er sich das nun bloß ein mit seiner feinen, überall poetisierenden Empfindung, oder war es wirklich so? — Für die Wirkung der Lieder auf ihn kam das auf's Gleiche heraus.

Zuweilen glitt Nicolo in der Pause flink mit seinen nackten Füßen vom Podium herab und stellte sich, den roten Stoff oder eine Handvoll Kleidungsstücke, die er gerade erwischte, mit beiden Armen über

seiner bloßen Brust zusammenhaltend, vor die Leinwand, sein Ebenbild lange betrachtend. Daß seine Hand nicht war, was Moralt brauchte, kränkte ihn immer auf's Neue; er hätte so gerne sein Möglichstes getan, den Künstler zu befriedigen und fühlte doch an Moralts Blicken, an dem Umstand, daß dieser nach allen Versuchen, die Hand weiter auszuführen, immer wieder zu andern Stellen überging, daß er ihm hierin nicht genügte.

An mehreren Tagen, wenn die Arbeit gut vonstatten gegangen war, hatte Moralt den Burschen zu Tisch da behalten und nur eine Stunde Unterbrechung gemacht. Dann berichtete Nicolo nicht wie andere Modelle, Klatsch und Geschichten aus andern Ateliers, obwohl er Moralt auf seine seltenen Fragen immer einfache, rückhaltlose Auskunft gab, sondern, als fühlte er bei diesem Maler, was er sonst nirgends fand: Teilnahme an seinem Menschlichen, begann er meist von seiner Heimat zu erzählen, von der großen Familie, die sie mit ihrem Weggang zu Dritt hätten erleichtern wollen, von seiner kleinen Schwester Ninetta, die gestorben war, weil sie zu schön und zu gut gewesen zum Leben, wie auch die Mutter gesagt, — von seiner Schwester Mariuccia, die mit den Brüdern hatte gehen wollen, und die er nur mit Mühe hatte abhalten können. Sie war bei seinem Weggang

fünfzehn Jahre alt gewesen und sein Liebling unter den acht noch lebenden Geschwistern. Seit er selber genau wisse, was Modell sein bedeute, sei er nicht nur doppelt zufrieden, das Mädchen nicht bei sich zu haben, sondern trachte darauf, auch die Brüder zurückzuschicken, sobald die Ersparnisse ihnen das erlauben würden.

„Nit Modell bleiben sempre, nit gut für klein Giuseppe und Bartolomeo! Kann schaffen Gärtner bei principe Gondi in Santa Maria, alle Zwei! ist besser als Modell für so junge Bub!"

Bartolomeo, der jüngste, ein elfjähriger Knabe mit einer gelblichblassen, wachsmatten Haut und großen, braunen Augen, war fast ausschließlich im Atelier des Malers Stoogh, eines Engländers, beschäftigt, der Amorettenbilder von originellem Genre malte und eine bewundernswert einfache, sichere Zeichnung bei einer Vorliebe für krankhaft bleiche Fleischfarben besaß. Dieser Künstler brachte den kleinen Bartolomeo immer und immer wieder, als Genius, als Amor in allen möglichen Beschäftigungen. Er hatte ihn schon gemalt als halbnackten Harlekin, hatte ihn gemalt mit Schwimmhöschen aus Spinnweb in einem riesigen Spinnennetz, hatte ihn gemalt, Ganz-Akt mit Schmetterlingsflügeln, an einem Bach in abendlicher Wiese stehend, ein blühendes Reis in den Hän-

den am Rücken, dem Gesang zweier Vögel über ihm in den Weiden lauschend, — ein Idyll von zartestem Reiz.

So hatte der Kleine eine gewisse regelmäßige Kundschaft. Giuseppe aber, der zweite, war angewiesen, von Atelier zu Atelier, dazu noch meist in Schulen, seinen Verdienst zu suchen, und da er ein lebhafter und geriebener Bengel war, sah Nicolo von einem Weitertreiben dieses Berufes nichts Gutes für den Bruder voraus. Die drei Burschen zusammen hatten in den drei Jahren, seit sie in München waren, schon ein nettes, kleines Sümmchen nach Hause geschickt, da sie außer ihrem Modellstehen noch allerlei kleine Nebenverdienste innerhalb der Malerwelt fanden. Sie machten Musik auf den kostümierten kleineren Malerkneipen während der Faschingswochen, sie wurden mitgenommen auf die Maifeste und Sommerpartieen, sie waren die Ausläufer einzelner Künstler, bei denen sie oft standen, und zu Hause trieben sie einen kleinen Handel mit Orangen, Zitronen, Kastanien und trockenen Feigen, die ihnen von daheim geschickt wurden, und die sie an Obstfrauen ihres Quartiers verkauften.

Es war etwas Wackeres, Tüchtiges in dem Ältesten, etwas, was eine bessere Entwicklung verdient hätte, als es bei den armseligen Verhältnissen hatte finden können. Daß er ein vollständiges Kind ge-

blieben war in vielen Dingen seines Innenlebens und auch in manchen Fragen der Welt außer ihm, ein naives, seinen Impulsen folgendes Kind bei so viel äußerer Erfahrung, hatte ihn Moralt so sympathisch gemacht. Das brach, wenn er durch den Maler zum Reden ermuntert war, oft plötzlich durch mit einer Flut von Fragen, von jenen alle Einzelheiten verfolgenden, alle letzten Gründe suchenden Fragen, mit denen siebenjährige Knaben wohl ihre Umgebung zu quälen pflegen. Aber Moralt freute sich, wenn irgend ein Gegenstand, auf den er ihn zufällig gebracht, diese nicht zu befriedigende Wißbegierde heraufbeschwor.

Ein solches Thema war die Skulptur. Noch immer war es Nicolo nicht gelungen, bei einem Bildhauer Modell zu stehen, und gerade dieses Fach interessierte ihn über Alles. Es lebte in seinem Innern ein dunkles Wünschen und Hoffen, sich selber in der Bildhauerei zu versuchen. Sie hatten als Buben daheim schon aus schlechtem Ton Madonnen und Heilige gemacht, und er hatte einen heiligen Johannes mit dem Lamm fabriziert. Das Lamm stand heute noch zu Hause auf einem Brett, während der Heilige selber, weil er zu groß gewesen zur Sprödigkeit des von den jungen Künstlern schlecht verstandenen Materials, längst zusammengefallen war.

Der Geldpunkt bei der Bildhauerei beschäftigte nun Nicolo überaus lebhaft. Moralt konnte ihm nicht Fragen genug beantworten über Ton, Gips, Marmor, Bronze; über den Gang einer Bildhauerentwicklung und über die Aussichten und Möglichkeiten, sich dabei von Anfang an ohne Geld durchzubringen. Oft, wenn der Italiener mit einem Anlauf von Mut und Zuversicht verhieß, sobald die Brüder mit dem jetzigen Ersparten heimgeschickt seien, sein erstes weiteres Geld für Ton und einen Lehrer auszugeben, mußte der Maler alle Beredsamkeit aufbieten, ihn davon abwendig zu machen und ihm zu erklären, wieviel anderes, zeichnerisches und anatomisches Studium vorausgehen müsse, bis man Ton zu kaufen brauche.

Aber dann schüttelte der Bursche seinen schwarzen Kopf, wie ein Kind, welches der Mutter nicht recht traut, die ihm einen Wunsch mit Bangemachen ausreden will, und meinte lachend: „i probieren doch, signore! i haben schon viel sculture 'macht!“

Es blieb sein Traum, daß er der kleinen Ninetta einst ein wunderschönes Grabdenkmal machen werde, ein Relief, wie sie als Engelein aus dem Kreis der neun andern Kinder, die ihr nachschauen, davonschwebt.

18

Die meisten Maler lieben es, sobald ein Bild auf den gewissen Punkt gediehen ist, daß es Einem, der aus dem Werdenden auf das Vollendete zu schließen fähig ist, im Allgemeinen sagen kann, was der Künstler damit will, ein Ab- und Zugehen ihrer Freunde zu sehen, die verschiedenen Ansichten zu hören und aus dem Vielen, was vor dem Werke laut wird, sich das zunutze zu machen, was mit der eigenen Überzeugung vereinbar ist.

Moralt fürchtete das geradezu; und wenn er in einzelnen Augenblicken der Niedergeschlagenheit noch eher geneigt gewesen wäre, einen Vertrauten hereinzulassen, Rolmers, oder seinen Meister Rahde, um entweder völlige Gewißheit über seine Ohnmacht, oder dann ein aufrichtendes Wort zu hören, so war er jetzt, da sein Mut durch eine Reihe besserer Arbeitstage wieder gehoben war, solch' einer vorzeitigen Schaustellung doppelt abgeneigt. Er wollte nun Niemandes Urteil hören, bevor er vor sich selber fertig war. Er bangte, sonst abermals der Sammlung entrissen, um die Intensität des Traumes gebracht zu werden, in welchem er jetzt wieder schuf und schaffen mußte, bis in der Vollkraft dieses wiedergewonnenen produktiven

Zustandes Alles und das Letzte getan war, zu dem er sich fähig fühlte.

Die Figur begann nun ebenfalls zusehends in den Geist des Ganzen hineinzuwachsen. Also nur jetzt keine Störung, nur jetzt kein Laut, kein Hauch von außen. Der Künstler zitterte förmlich für die Erhaltung seines zurückgekehrten Schaffensfiebers. Sein Inneres war wie ein empfindliches Instrument, in welchem jedes unberufene Dranrühren einen Mißton hervorbringen mußte. Tag für Tag ging er an seine Arbeit mit einer Empfindung, ähnlich der bangen Scheu eines Menschen, der nicht laut zu atmen, nicht mit dem ganzen Fuße aufzutreten wagt, um einen Schlummernden an seiner Seite nicht zu wecken. Ein Bedürfnis, welches gar nicht genugsam zu befriedigen war, erfüllte ihn, sich so vollständig wie nur möglich gesichert und abgeschlossen zu wissen gegen die Außenwelt. Abgeschlossen durch die strenge Weisung, keinen Besuch heraufzulassen, abgeschlossen durch Tür und Riegel, abgeschlossen durch den schweren vorgezogenen Teppich, ah, — er hätte auch die großen Scheiben des Fensters noch verhüllen mögen mit einem schützenden dünnen Stoff, durch welchen nur gedämpft ein stilles Licht in den einsamen Raum herabgefallen wäre, ihn und seine Gedankenwelt auch vom letzten Zusammenhang mit der Außenwelt trennend, vom

Ausblick in die Luft, in die vorüberziehenden Wolken, — wenn nicht seine Kunst selber sie erheischt hätte, diese letzte Lücke in der Vermauerung, hinter welcher er sich so ängstlich barg.

Dem Erschaffen jedes Kunstwerkes hängt ja etwas Traumhaftes, Unbewußtes, Geheimnisvolles an. Stört man den Künstler auf, reißt man ihn gewaltsam in die Ernüchterung, in das nackte reale Tagesleben, während er in jener Verzückung des Produzierens ist, so kann die Möglichkeit unwiederbringlich verloren sein, das, was schon am Entstehen war, ebenso und in derselben Kraft zum zweitenmal hervorzurufen. Und diese Gefahr beim Arbeiten empfinden gerade diejenigen Künstler am deutlichsten, deren werdendes Werk darauf ausgeht, beim Beschauer, Leser oder Hörer einen stark erregten Seelenzustand mit der gleichen Kraft und ebendemselben Zauber hervorzurufen, mit welchem er vom Künstler selber erlebt worden ist.

So verharrte Moralt in gänzlicher Zurückgezogenheit bis gegen die Mitte des Monats März. Da war das gesamte Bild, Landschaft und Figur, so weit, daß er an den letzten bedeutsamen Teil der Aufgabe, an die Ausarbeitung des geistigen Ausdrucks im Kopf und in den Händen gehen konnte.

Ein gelindes Bangen überkam ihn von Neuem

bei dem klaren Bewußtsein, was Großes er gerade in diesen Partieen noch von sich verlangen müsse.

Tage folgten, in denen Nicolo mit unbefriedigtem Gesicht das Atelier verließ. Was Herr Moralt wohl jetzt hatte? In einzelnen Sitzungen sah er ihn überhaupt kaum mehr an, studierte dagegen oft sich selber zwischen zwei Spiegeln, lange, indem er dazu die Stellung der Bildfigur annahm und den Kopf vordehnte. Dann ging er kopfschüttelnd wieder an die Arbeit.

Weder der Anhalt, welchen der Italiener ihm bot, noch das, was er innerlich doch so lebendig vor sich sah, vermochte es, Moralt den Ausdruck auf dem Gesichte seines Jünglings im Bild so herausbringen zu lassen, wie er ihn bedurfte. Er malte mit einer Hingebung, einer Vertiefung, mit einem Ringen, sich endlich, endlich genug zu tun, wieder einen Tag und wieder einen Tag. Es gelang nicht. Verzweifelt schrieb er endlich an Rolmers. Als der erschien, erbat er sich von ihm gradaus das Opfer einiger Tage. Das unfertige Werk war nicht sichtbar. Selbst ihm konnte er sich nicht entschließen, es zu zeigen, bevor es ihm selber genügte.

„Du mußt mir den Gefallen tun, mir sofort meinen eigenen Kopf in der Stellung zu malen, die ich für das Bild brauche, und ebenso die linke Hand!

Nicolo gibt sich alle Mühe, aber es genügt nicht, und das Bild meiner Phantasie verflüchtigt sich, sobald ich es auf Einzelheiten prüfen will. Da habe ich mir schließlich gesagt: ich selber müßte eigentlich Modell sitzen. Denn, wenn ich imstande bin, das so mächtig zu empfinden, was ich in dem Kopf auf meinem Bilde ausdrücken will, so muß davon in meinem eigenen Antlitz, in meinen eigenen Händen zum Mindesten ein Wiederschein wahrzunehmen sein! Ja, ich, mit der eigenen Person, kann für das letzte Ausarbeiten des geistigen Ausdrucks wohl den allein wahren, gültigen Anhalt bieten."

Rolmers fand die Idee durchaus richtig.

„Nun habe ich mich im Spiegel daraufhin studiert," fuhr Moralt fort, — „und habe eine gewisse Bestätigung gefunden. Deshalb muß ich eine Skizze dieses Ausdrucks und dieser Hand von dir erbitten. Wenn ich an ihr einmal beständig vor Augen haben kann, wo am wesentlichsten, eigentlichsten jenes Unnennbare liegt, was ich meiner Figur einhauchen will, dann hoffe ich zu Ende zu kommen. Ich denke mir, aus dem Geistigen solch einer Skizze und dem Körperlichen des lebenden Modells muß das Nötige zusammenzubringen sein."

Der Freund stimmte bei und machte sich bereitwillig an's Werk.

Auf Nicolos Bank saß in den nächsten Tagen Moralt selber, in der genauen Haltung seiner Bildfigur.

„Du bist bleicher geworden, Tino! in diesen letzten Wochen; du arbeitest entschieden zu viel!" bemerkte der Norweger, als er nach dem Zeichnen an die Farbe ging.

Ein schmerzlicher Zug flog über Moralts Gesicht.

„Ist denn deine Arbeit auf einem Punkt, wo dir gar keine Möglichkeit bleibt, dich dazwischen ein wenig auszuruhen, einmal ein paar Tage auszusetzen?"

„Nicht dran zu denken, mein Lieber! es ist auf Biegen oder Brechen. Jetzt bin ich so weit, daß es in einigen Wochen fertig sein kann, und das hält mich in einer Spannung, daß eine verbummelte Stunde, ein Abend der Zerstreuung mir einfach undenkbar ist!"

Rolmers biß sich auf die Lippen. In seinem derben Gesicht war eine mühsam unterdrückte Bewegung wahrzunehmen. Er antwortete im Augenblick nichts, aber er war mit dieser Abhetzung des Freundes sehr wenig einverstanden.

Er malte weiter.

„Sehr gut, dein Kopf, sehr gut, — — ich glaube, er wird dir viel Anhalt bieten," ließ er nach einer Weile halblaut entschlüpfen, während er Moralt mit einer Bewegung des Pinsels andeutete, sich etwas

mehr in's Profil zu drehen, und aufmerksam die Linien verfolgte.

„Glaubst du?" fragte Moralt beruhigt.

„Der Mund hauptsächlich! Den Mund kann Nicolo unmöglich so zeigen wie du, — — dadrauf, in dieser Halböffnung der Lippen, die etwas zu sagen, zu wünschen scheinen, liegt viel."

Der Andere, ohne sich zu regen, antwortete nur mit einem Zudrücken der Augenlider und hielt sorgsam seinen Ausdruck fest.

An dieser Partie gerade hatte er sich so vergeblich geplagt. Des Italieners etwas aufgeworfene Lippen hatten das Hervorbringen jener Feinheit in den Linien des Mundes verhindert, welche so wesentlich mitspricht im Ausdruck eines sehnsüchtig ausschauenden Antlitzes.

Rolmers erhob sich einen Augenblick, um ein Gerät vom Tisch zu holen, und Moralt benutzte die kurze Pause, um zu bemerken: „Du hast recht mit dem Mund, aber das ist auch das Einzige! Nicolos Nase zum Beispiel ist von der wunderbarsten Feinheit; eine männliche Bestimmtheit in der ganzen Form und dabei eine Weichheit und Jugendlichkeit in Modellierung und Ausdruck der Flügel! Dann wieder die Stirn, die Ansätze der Brauen! Man kann diesen Kopf in seiner fesselnden Mischung von Kraft und Kindlichkeit

nie zu Ende studieren. Die Natur scheint jede Einzelheit daran mit Liebe ausgearbeitet zu haben. Und alles in Flächen. Ich habe nie ein so flächiges, malbares Gesicht gesehen."

„Weiß schon! ganz richtig!" bestätigte Rolmers, während er eine Stelle auf seiner Skizze wegkratzte, „ich werde mir ihn auch öfter verschaffen, wenn ich einmal mein eigener Herr bin. Dieser Kopf regt ungewöhnlich an."

„Überhaupt ein nobler Bursch!" sagte Moralt.

„Und immer gleich gut mit ihm zu arbeiten?"

„Vortrefflich! Er ist anhänglich wie ein treuer Hund, wenn man ihn anständig behandelt. Wenn ich einen Diener genügend beschäftigen könnte, würde ich mir diesen Burschen sichern. Das scheint mir einer von den Seltenen, denen man zutrauen darf, daß sie zeitlebens bei einem bleiben. Wenn er nur seinen Husten einmal los würde! Ich fürchte, der hält es in München überhaupt auf die Dauer nicht aus."

Der Norweger brummte ein gutmütig bedauerndes „hm!"

„Eine Ausnahme, diese Modellbrüder!" bemerkte er. „Stoogh rühmt den Kleinsten auch. Nicolo scheint die Brüder gut im Zaum zu halten. Stoogh hat eben einen neuen Amor nach dem kleinen Barto-

lomeo ausgestellt. Du solltest dir ihn ansehen! Sehr gut! Wieder eine originelle Idee: Amor ist in einen breiten Korb voll frischer Rosen gepurzelt. Er erhebt sich soeben und reibt sich erschrocken mit dem rechten Händchen sein Bein, das zum erstenmal mit Dornen Bekanntschaft gemacht hat, während die Linke den Bogen und einen nicht abgeschossenen Pfeil halb unbeholfen, halb vergessen hält. Er war wohl eben auf der Gartenmauer des Hintergrundes am Schuß, als er rückwärts in den Korb herabplumpste. Die vollständige Absorbiertheit des Bürschchens in der Verblüffung ist wundervoll. Und gemalt! — nun, wie eben immer von Stoogh."

Moralt hörte schweigend, aber aufmerksam zu.

„Und in den Kunstverein solltest du ebenfalls gehen. Valentins Zigeunerinnen sind dort. Ein Satanskerl! Wenn der in seiner Faulheit einmal die Pinsel anrührt, kommt immer etwas Besonderes zustande. Übrigens soll er, um seine Faulheit loszuwerden, jetzt neben der schmäleren Kost auch fort und fort reiten wie Einer, der Jockey werden will! Natürlich hat er mit dem Bild wieder den größten Erfolg. Du hast es wohl im Entstehen gesehen?"

Moralt nickte. „Also war der schon fertig mit jenem schwierigen Bild!"

Rolmers merkte, daß den Freund diese Mitteilun-

gen herabstimmten, und bereute, es mit dem Erzählen vom Schaffen Anderer wieder versucht zu haben.

„Laß dir nur keinen Moralischen dadurch erwecken!“ mahnte er. „Der Bém ist ein glücklicher Routinier, du aber bist erst auf dem Wege, dich selber zu finden; da hat ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten der Zeit keinen Sinn!“

Moralt warf abwehrend den Kopf zurück.

„Nein,“ rief der Norweger, „du sollst dir nicht diese ewigen Vergleiche erlauben! Dir gehört einmal gehörig der Pelz gezaust. Danke du lieber deinem Geschick dafür, daß der materielle Punkt, der von hundert Malern neunundneunzigen Alles erschwert, für dich gar nicht in Betracht kommt, und fabriziere dir nicht künstliche Sorgen, die keine Berechtigung haben. Du dürftest nicht klagen, selbst wenn du zur Bewältigung einer Aufgabe wie der deinigen ein Jahr und mehr brauchen würdest!“

„Recht hast du!“ gab Moralt zu, „nur gezaust am Pelz, es wird mir vielleicht heilsam sein. Ich fühle ja selber, daß man unmöglich sein Lebtag auf meine jetzige Weise produzieren könnte, — mit Klausur und Ängsten und ewigen Zweifeln. Vielmehr muß ernstes Schaffen und erträgliches Leben eines Tages in Einklang zu bringen sein. Ich rede überhaupt in letzter Zeit mit meiner Menschenvernunft manchmal zu

meinem Künstler, wie ein verständiger Alter zu einem ungebärdigen Jungen. Aber leider stürzt oft schon die nächste Stunde mir die aufgerappelte Stimmung wieder über den Haufen, und so muß ich erkennen, daß bis zur Beendigung dieses ersten Bildes nichts zu ändern ist. Lassen wir drum die Dinge diese paar Wochen noch gehen, wie sie gehen müssen. Steht einmal gelungen da, was jetzt gelingen muß, so wird die Wiederkehr solcher aufreibender Zeiten, wie ich glaube, auf immer ausgeschlossen sein."

Nolmers begriff den Freund. Mit Reden und Raten war hier nicht zu helfen. So tat er denn, was in seiner Macht stand, kam in den nächsten Tagen jeden Morgen und jeden Nachmittag und legte dann die Skizzen als die gewünschten Förderungsmittel in Moralts Hände.

19

„Ist Ihnen zu kalt hier drin, Nicolo? Sie zittern ja!“

Das Modell schüttelte den Kopf und behielt ruhig seine Stellung.

Moralt sah an den Thermometer. 15° Reaumur — und Nicolo saß doch heute in den Kleidern!

Eine Weile arbeitete er weiter. Neben dem großen Bild, auf einer leichtern Staffelei, stand die Studie seines eigenen Kopfes von Rolmers. Moralt war mit der Änderung des Mundes beschäftigt. Eine heikle Arbeit, die seinen ganzen Menschen in Anspruch nahm, bei der er eigentlich mehr mit der Empfindung, als mit der Sicherheit der Hand malte, so ganz mit der Empfindung, daß, während er jetzt an der Mundspalte die feine, fast in nichts, in einer unmerklichen Biegung der Linie, in einem kaum wahrnehmbaren höheren Licht bestehende Ausladung der Lippe zu modellieren bestrebt war, er unbewußt selber den Ausdruck annahm, den er dem Antlitz vor ihm zu geben sich bemühte. Er prüfte, prüfte nach jedem kleinsten Ansetzen des Pinsels mit blinzelnden Augen, setzte

nur nach reiflichem Vorbedacht wieder Farbfleckchen neben Farbfleckchen.

Es schien doch zu werden; es kam jetzt langsam; er wagte leise zu hoffen, seitdem unter diesem beständigen angestrengten Vergleichen und Herausstudieren aus der Studie da und aus Nicolos Zügen, dieses peinlich vorsichtige neue Hineinmalen in den zwei letzten Tagen anfing, jene geistige Schönheit in dem Kopf hervorzurufen, nach der er vorher so lange vergeblich gerungen hatte. Am Auge und im Mund — da lag die große Arbeit, die noch zu tun war; und wie sie zu tun war, das fühlte er jetzt auch.

„Ein wenig links! — ein wenig den Kopf höher!" deutete er dem Italiener mit einer Bewegung des Kinns.

Draußen trieb mit Schnee und Regen ein Unwetter vorbei, doch ward es nicht dunkel. In die tiefe Stille des Ateliers sang leise der Wind. Eine rechte Stimmung zum Arbeiten.

„Aber Nicolo! so sagen Sie doch, wenn ich mehr feuern soll!" unterbrach der Maler plötzlich abermals das Schweigen. „Ich sehe es ja, daß Sie frieren!"

Jetzt ließ sich der Bursche aus seiner Stellung zurücksinken, die er bisher mit größter Anstrengung noch erzwungen hatte, und sogleich schüttelte er sich auch heftig in einem Frost. Nun erst sah Moralt, daß der Italiener ja ganz blaß und elend im Gesicht war.

„Ist Ihnen unwohl?“ rief er erschrocken.

Nicolo bemühte sich zu lächeln; aber das gewaltsame Schütteln seiner Schultern, das Klappern seiner Zähne verriet, daß er schon allzu lange sich bezwungen.

Sofort holte ihm Moralt ein Glas Rum und hieß ihn das auf einen Zug leeren. Aber es half nur auf einen Augenblick; Nicolo war nicht mehr imstande zu stehen.

„Sie müssen nach Hause und sogleich zu Bett,“ rief der Maler und sandte die Hausmeisterin nach einem Wagen. „Ich mache Ihnen zuvor eine Tasse Tee!“ tröstete er den armen Burschen, der ganz erschrocken auf dem Rande des Podiums beim Ofen saß und schlotterte.

In der Ecke hinter der spanischen Wand, wo der Teekessel stand, begann Moralt eifrig zu hantieren.

„Haben Sie denn zuvor noch nichts gespürt? Kam das so plötzlich?“

„Erst wenn Signore haben fragt!“ erwiderte Nicolo trübselig.

Moralt schüttelte den Kopf. Während er darauf den Tee anziehen ließ, betrachtete er heimlich hinter der Wand hervor das bedenkliche Aussehen, das immer wiederkehrende Zittern Nicolos. Was war da zu tun? Was konnte dieser plötzliche Anfall sein?

„Ich gebe Ihnen noch Tee und Rum mit nach Hause," sagte er schließlich, — „da machen Sie sich eine weitere Tasse voll, bevor Sie zu Bett gehen und trinken sie heiß, verstehen Sie? heiß! Dann werden Sie tüchtig schwitzen können, und morgen komme ich vorbei. Vorher stehen Sie nicht auf, hören Sie? Sonst werden Sie ernstlich krank! Sie sind stark erkältet!"

Nicolo nickte, mit seinem Blick eines treuen Hundes. Er fühlte sich ganz zerschlagen; er ließ Alles mit sich geschehen. Der Maler mußte ihm den Radmantel umhängen, die Pelzmütze aufsetzen, ihn in den Wagen packen; so vollständig war er innerhalb einer Viertelstunde gleichgültig geworden.

Und am folgenden Tage blieb Moralt nichts übrig, als für die sofortige Verbringung des Burschen ins Krankenhaus zu sorgen. Eine Lungenentzündung war ausgebrochen, und Giuseppe, der zweite Bruder, saß heulend am Bett, während der Kleine in seine Sitzung geschickt worden war.

Die Stube im vierten Stock eines düsteren Hauses an der Schleißheimerstraße, in welcher die drei Brüder hausten, war ein unmöglicher Aufenthalt für einen Schwerkranken.

Mit Hilfe der Zimmervermieterin, die sich als eine gutmütige alte Person erwies und über das Kran-

kenhaus Auskunft wußte, und des Jüngern, der so-
gleich die nötigen Gänge tun mußte, brachte es Moralt
dahin, daß Nicolo im Laufe des Morgens noch abge-
holt wurde.

Jetzt kehrte er nach der Findlingstraße zurück.

Das Mitleid mit dem Fiebernden, der unter hef-
tigen Stichen beim Atmen beständig stöhnte, und von
dem er nicht sicher gewesen war, ob er seine Antworten
mit vollem Bewußtsein geben konnte, der Einblick in
die armselige Behausung und in das dürftige Leben
dieser Brüder hatte ihn so beschäftigt und erfüllt, daß
er erst beim Betreten seines Ateliers den ganzen
Schrecken über den Schlag verspürte, der ja für ihn
selber in dem plötzlichen Ereignis lag. Aber jetzt
überkam ihn dieser Schrecken auch mit solcher Macht,
daß er wie zusammengeschmettert mitten im Raum
stehen blieb, den Hut noch auf dem Kopfe, und mit
Entsetzen immer nur die eine Frage wiederholte: was
nun? was nun?

Der Nachmittag war ein ununterbrochenes Hin-
und Hersuchen nach Möglichkeiten, die Arbeit fortzu-
setzen. Aber wie denn war das denkbar? Gerade in
diesem wichtigsten Stadium des Bildes, jetzt, wo er
nur mit dem gleichzeitigen Benutzen aller ihm zu
Gebote stehenden Mittel diese letzte, die ausschlag-
gebende Ausarbeitung, die eigentliche Vollendung

durchzuführen vermochte! Die Arme, die Beine, der Hals, die Gewandung — das Alles war so weit, daß schließlich die Möglichkeit bestand, diesen Partieen auch ohne weiteres Benutzen des Modells die letzte Hand angedeihen zu lassen. Aber der Kopf? Nicht dran zu denken! Der verlangte noch die subtilste Arbeit mehrerer Wochen, und die Hand mußte ebenfalls nach Nicolos Hand sich richten können; mit den Skizzen von Rolmers allein war nicht auszukommen.

Als es dämmerte, saß Tino noch immer da und sann und sann. Über die Arbeit drüben legten sich die Schatten des Abends.

Sollte jetzt, da es geschienen, als wolle trotz Allem und Allem das Werk sich endlich zum Gelingen wenden, die ganze bange Zeit der Kämpfe doch noch ein Ende mit Jammer nehmen? Welche Lösung er auch finden mochte, um ohne Nicolo fertig zu werden, — zu seiner eigenen Befriedigung konnte sie nie führen! Was Andere vielleicht nicht sehen würden, er selber mußte es immer in dem also, erzwungenerweise, vollendeten Bilde fühlen: das Flickwerk, das Steckengebliebene, dies Scheitern am letzten, höchsten Aufschwung. Sah er doch heute noch, er allein, was kein Anderer je bemerken konnte: daß die Ferne trotz ihrer wiedererlangten Kraft nicht den sehnsüchtigen Zauber besaß, der einem Künstler hätte gelingen müssen,

welcher das Übrige so mächtig zu stimmen vermochte, und den sie einst auch besessen, bevor er sie verdarb. Solche Stellen sind einem Künstler wie Wunden, die wohl vernarbt, überwachsen sind, für sein eigenes Empfinden jedoch nie wieder mit dem Ganzen in einem Stück und Guß zusammenhängen. So mußten, falls Nicolo nicht mehr zu haben war, gerade die wichtigsten Partien für ihn auf immer zu solchen Wunden werden, zu Schäden, die zu heilen er nicht die Macht besaß.

Er schrieb wieder an Rolmers. Einen verzweifelten Brief. Er brauche seinen Rat, seinen Beistand. Als der Freund unverzüglich erschien, stand die Staffelei mit dem Bilde frei im Atelier.

Unter andern Umständen als denen dieser Stunde, würde Rolmers in stolze, freudige Worte ausgebrochen sein. Heute betrachtete er das Werk stumm, in großer Bewegung, lange Zeit. Dann sagte er mit ruhiger Wärme: „Du darfst mit dir zufrieden sein, dein Ringen ist belohnt!“

Moralt, der hinter ihm saß und zu Boden geschaut hatte, erhob langsam den Blick; die Worte gingen nicht ohne wohltuenden Eindruck vorüber, aber er war unfähig, darauf einzugehen.

„Und nun?“ fragte er nur dumpf.

„Was so weit ist,“ rief Rolmers zuversichtlich, —

„wie sollte das nicht auch zu Ende kommen! Sieh, mir macht der Kopf einen großen Eindruck allein schon wie er jetzt ist, und was da noch gewollt ist," — er duckte sich, um das Licht schräg über die Leinwand fallen zu sehen, und deutete auf die zwei zuletzt gemalten, eingeschlagenen Stellen am Mund und am Auge — „verstehe ich vollkommen, wenn ich die Skizze deines eigenen Kopfes daneben halte.

Wenn es nun auch unendlich viel heikler ist, dies ohne Modell vor Augen noch hineinzubringen, so scheint es mir doch im äußersten Falle keine Unmöglichkeit zu sein."

Moralt machte eine heftige Bewegung der Abwehr. „Ein Anderer mag es können, ich kann es nicht! Ich habe mich kennen gelernt! Alles würde ich verderben, wenn ich mich da dranwagte, wo ich doch von vornherein ans Gelingen nicht glaube."

Rolmers sah auf den eingetrockneten Farben des Gewandes und des Steines jetzt auch die nasse Hand glänzen.

„Und hier," fragte er, „willst du da auch noch weitergehen?"

„Natürlich! ich habe ja kaum begonnen, in die bloße Modellhand das Meinige hineinzubringen."

„Du willst viel, wahrhaftig sehr viel, lieber Freund! Ich für mich, kann mir so vollauf genug aus

dieser Hand nehmen. Aber allerdings, ich kann nur für mich sprechen. Du, für dich, mußt selbstverständlich bis zum letzten Strich tun, was du bedarfst!"

Moralt war auch vor die Leinwand getreten und versuchte, mit dem objektiven Blick, den ein Neuhinzukommender wie Rolmers, haben mußte, sich einen Eindruck zu verschaffen. Aber es gelang ihm nicht. Er sah eben, was er sah; er, der Maler, der zugleich das innere Bild vor Augen hatte und auf dem Geschaffenen alle Schwächen kannte. Er setzte sich wieder hin.

„Was bleibt mir jetzt übrig, sag' es selber, lieber Rolmers, als meine Hände in den Schoß zu legen und in diesem scheußlichen Zustand von Hangen und Bangen abzuwarten, ob über dem Werke das Verderben oder der Sieg beschlossen ist."

In seinen Augen loderte plötzlich etwas empor, und noch ehe der Norweger erwidern konnte, war Moralt aufgesprungen und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Aber nein! und tausendmal nein! Es wird nicht und kann nicht sein, daß ich das stecken lasse. Um äußerer Umstände willen — ha!" — er lachte, daß es dem Andern in die Seele schnitt. — „stecken lassen, was ich einmal so weit gebracht? Nie! Diese plumpen, traurigen Zufälligkeiten sollen mich nicht zuletzt noch zum Kapitulieren bringen, nach-

dem ich so lange aufrecht geblieben bin! Ich warte. Ich warte! Und wenn es ganz schlimm geht und Nicolo stirbt, dann allerdings weiß ich, daß ich nur noch mich selber zum Anhalt habe, und dann treib' ich es eben, soweit ich es treibe. Lieber kaput gehen an dieser Aufgabe!" schrie er, und zwei Tränen der Wut quollen ihm aus den Augen, — „als daß ich mich jetzt noch so elend um die Genugtuung bringen lasse: wenigstens zu Ende geführt zu haben, so lange meine Kraft reichte, was ich mir einmal vorgenommen!"

Mit Mühe vermochte Rolmers ihn zu beruhigen und durch verständnisvolles Darlegen der Sache endlich dahin zu bringen, daß er sich zu jedem möglichen Ausgang dieses betrübenden Verhängnisses Stellung schaffte und schließlich gefaßt erschien, so oder so, nach der Entscheidung von Nicolos Krankheit die Beendigung des Bildes in die Hand zu nehmen.

Was Rolmers aber an diesem Abend aus dem ganzen Reden und Gestehen des Freundes herausfühlte, war angetan, ihn ernstlich besorgt zu machen. Man konnte es ernst nehmen mit den Ansprüchen an sich selbst, man konnte elende Stimmungen durchmachen während der Entstehung eines Werkes, gewiß! Aber derart monatelang in innerer Gedrücktheit zu verharren, das mußte für Jeden zu viel werden, wie

sehr erst für Moralt der so sensibel war wie von ihnen Allen kein Zweiter.

In großer Unruhe verließ der Norweger spät das Atelier. Er war entschlossen, sobald das Bild wirklich seine Vollendung erlebt hätte, Moralt mit Gewalt auf einige Wochen aus München fortzutreiben.

20

Nicolo starb nicht. Er überstand die Krankheit. Aber vier Wochen hatte Moralt zu durchleben, die ihm ebensoviele Monate zu sein schienen, Wochen, in denen er herumging wie ein Verurteilter.

Zeitweise kam es ihm vor, als sei sein Bild, sein Schaffen, Nicolo, der Glaube an ein Gelingen — Alles, Alles eine Erinnerung aus längstvergangener Zeit, ein Wiederanfangen, ein glückliches Beenden, bloßes Hirngespinnst, Traum. Manchmal wieder kamen stille Augenblicke, in denen sein künstlerisches Vermögen auf einmal auf neue Weise tätig wurde, in ihm gärte, schaffte, sich einen Ausweg suchte. So, eines Morgens in der vierten Woche, stand er plötzlich wie unter der Macht einer Eingebung vom Flügel auf, nachdem er lange gespielt, und begann zu zeichnen. Die folgenden Tage blieb er über der Skizze, übersetzte die Kohlenzeichnung in Farbe, blieb daran, blieb eine Woche lang ununterbrochen daran. Dann stellte er die neue Schöpfung mit einem stillen, aber schmerzlichen Wohlgefallen beiseite. In der folgenden Zeit vertiefte er sich weiter in diesen Entwurf.

Jetzt, in den höchsten Nöten um das erste — schuf er innerlich bereits anhaltend am zweiten Bild!

Es war eine heilige Cäcilia. Über einer Landschaft, durch die ein Strom in die Ferne zog, auf weitausschauender Terrasse, weilte sie auf erhöhtem Sitz an der Orgel, schlanke Lorbeerbäume im Hintergrund, am lauen Herbstabend, und schaute hinaus — aufwärts in den verglühenden Himmel, der goldstrahlend, weich und voll seinen Lichtstrom auf ihr Antlitz niedergoß. Musik in heiliger Schöne verklärte dieses Antlitz, und von den Fingern schienen selige Weisen emporzugleiten. Engel lösten sich aus den Höhen, aus dem Goldschimmer der Abendlüfte, duftgewoben, selber nur Schimmer, Gestalt an Gestalt, und knieten um die Göttliche her. Eine Gruppe dieser Engel setzte sich zu ihren Füßen, herwärts dem hohen Sitz, und rührte Harfe und Bogen. Ein seliges Adagio schien weithin durch den goldenen Abend zu ziehn.

An diesem Bild, das einer Vision gleich berührte, träumte Moralt herum. Herrlich in sanften Farben flossen die Gewänder der Göttlichen nieder. Nur das Rot des Tuches an der Brust leuchtete körperlich kraftvoll auf vor den dunkeln Lorbeerbüschen, und mild erstrahlte der goldene Schein um ihr Haupt, erstrahlten die goldenen Pfeifen der Orgel. Die Engelgruppe im Vordergrund aber, obgleich näher dem Be-

schauer als die Cäcilia selbst — diese Engelgruppe war für Moralt das große malerische Problem an der neuen Schöpfung. Diese Gruppe mußte, gleich den Scharen, welche sich nach der Höhe zu verloren, nur wesenlos angedeutet erscheinen in all ihrer deutlichen Form. Aus anderem Stoffe gefügt als der Menschen Gestalt, nur gewoben aus Schimmer und Duft. Das mußte gelingen in dem künftigen Bild. Ein Wunder wollte er schaffen, ein Wunder von Poesie! Die scheinbare Unmöglichkeit wollte er bezwingen, wollte er lösen in siegreicher Malerei: diesen, allen perspektivischen Schwierigkeiten zum Trotz, dem Beschauer fühlbaren Stoffunterschied der körperlichen Cäcilia und der visionären Gestalten im Abendschein.

Stundenlang war er vor diesem Entwurf wie ein anderer Mensch. Er war nicht mehr der Moralt, der sich mit dem Erstlingswerk abquälte. Er war ein Moralt, der das Höchste konnte, der das Herrlichste unter seinem Pinsel erstehen sah. Entrückt, keiner Vergangenheit, keiner Gegenwart bewußt, weilte er einzig im goldenen Schein seiner Zukunfts-Schöpfung, ging er auf in ihrem unbestimmten, weichen Farbengemenge, wie im Tonmeer einer Symphonie.

Und seltsam! Wenn er zurückfiel in die traurige Erkenntnis des Jetzt, so durchrieselte seine Seele nach-

haltig eine Regung von Mut, erfaßte ihn glühendes Bedürfnis, sich wieder am Werk zu versuchen.

Mit einer immer unerträglicher werdenden Ungeduld sehnte er Nicolos Wiederkehr herbei; es schien ihm in einzelnen Augenblicken, als hätte er jetzt nur den Pinsel zu fassen, um sein altes Werk glücklich zu beenden und sich ganz der neuen Aufgabe hinzugeben. Größer, reicher, gewachsen war er vor sich selbst. Es war ein Rausch in dieser fünften Woche, in dem er das Bleigewicht der Wirklichkeit, das doch unbarmherziger als je an seinen Füßen hing, wie ein rechter Trunkener völlig vergaß.

21

Und fünf Wochen waren vergangen auf den Tag, seit jener letzten Sitzung; auch der April war schon bald zur Hälfte verflossen, da klopfte es in später Morgenstunde an die Türe von Moralts Atelier: in seinem blauen Mantel stand Nicolo wieder da.

Ein seltsam triumphierendes Lächeln auf den Lippen, kam er auf den Maler zu und streckte ihm die Hand entgegen, — welch' eine wachsbleiche, abgemagerte Hand! Und wie feucht und heiß! Und als er den Mantel abnahm, welch' eine Gestalt! Moralt erschrak, daß er kaum seine Bewegung zu verbergen vermochte. Wohl hatte er den Kranken mehrmals besucht, aber in seinem Bette, im grünlichen Halbdunkel des Zimmers, und bedeckt bis an den Hals, hatte Nicolo nicht entfernt diese erschreckende Abmagerung gezeigt.

Er schien nichts zu fühlen von Schwäche noch von Fieber, er brachte in seiner treuherzigen Weise sogleich die Bitte vor, die Sitzungen wieder aufzunehmen. Aber kaum hatte er einige Sätze gesprochen, kam ein Husten, ein Krampf, daß er sich niedersetzen mußte. Mit einem schmerzlichen Schreck,

als stünde ihm dieser Bursche persönlich nahe, erkannte Moralt sofort, daß die akute Krankheit wohl überstanden war, aber daß in dieser jungen Brust unabwendbar der Tod saß.

Schon lächelte Nicolo wieder — mit dem verlegenen Lächeln eines Kindes, welches sich eines kleinen, plötzlich offenkundig gewordenen Gebrechens schämt. „Muß schon vergehen, signore! Ist nur noch bissl Husten, mache nix!" Und dabei leuchtete sein Auge auf Moralt in dunklem, flammendem Glanz.

„Armer Kerl, was machst du dir vor!" dachte der, — „du bist ja sterbend und glaubst dich genesend!"

Aber Nicolo bestand auf der Bitte, es wieder mit ihm zu versuchen, und Moralt, verwirrt und entsetzt, sagte zu. Er wollte doch den armen Menschen nicht erkennen lassen, daß er zu seinem Beruf zu elend geworden, daß er unbrauchbar sei und sein Leben zu Ende. Er ließ ihn sich wieder hinaufsetzen auf die alte Bank.

Seine Arme, seine Beine, wie dünn jetzt, wie schwach; seine Haut wie zart, wie durchsichtig; die Hand wie schmal und lang und eckig geworden! Da war keine Möglichkeit mehr, sich daran zu halten. Und doch — unbrauchbar war Nicolo nicht! Wie er jetzt da droben saß, den Kopf in der alten Haltung,

da gewahrte Moralt erst mit Staunen den gesteigerten Ausdruck in diesem Gesicht. Jetzt hatte dieses Auge einen fast überirdischen Glanz, eine Sehnsucht im Blick, so wunderbarer Art und Glut, daß Moralt ihn mit Begeisterung und Wehmut für sein Werk zu studieren begann. Ja, das war die Sehnsucht nach einem anderen, schöneren Land!

Und also ließ er Nicolo zu sich kommen, Tag für Tag. Aber unter welchen Umständen! Es war die pure Komödie der Barmherzigkeit, die ein guter Mensch einem Todgeweihten spielte. Den eigenen, fürchterlich wiedererstandenen Kummer um sein Werk im Herzen, versicherte er dem Italiener, daß er seine Arme und Beine überhaupt nicht mehr brauche, daß er ihn nur noch in den Kleidern nötig habe. Die Sitzungen machte er kurz und unterbrach unzählige Male, sodaß Nicolo ebensoviel Zeit Pause hatte, als Stellung. Er scherzte mit ihm, er fütterte ihn zwischenhinein, und Alles verbarg er geschickt in den Schein der Selbstverständlichkeit. Zum Mittagessen behielt er ihn bei sich und schickte ihn dann in die Luft; die Aprilsonne war schon wohltätig warm.

Aber immer gewisser ward Moralt, daß Alles umsonst sei. Der Husten blieb entsetzlich, der Ärmste trieb es nicht mehr lange. Zweimal ward er ihm

ohnmächtig auf dem Podium, und wie im Fieber, wie ohne klare Einsicht, bestand er dennoch darauf, zu bleiben.

Eine Woche verging; das Werk hatte Eines gewonnen: dieses wundersame Auge. Die ersten Tage der zweiten war es ein gelindes Agonieren, kein Leben des Burschen mehr. Er ließ sich von Giuseppe bis an die Türe bringen. Er erzählte Moralt mit begeisterten Schilderungen, daß er, sobald er ihn nicht mehr zu seinem Bilde brauche, nach Italien reise, sich ganz zu erholen, — zum Vater, zu der Mutter, zu der Schwester Mariuccia, die nun achtzehn Jahre alt sein müsse, und zu den kleineren Geschwistern, die inzwischen auch alle gewachsen seien, — und daß er die Brüder gleich mit sich heim nehme; — daß er sich dann an die große Mauer setzen wolle, im Garten vom principe Gondi, wo die Luft so warm und gut und voll Blumenduft sei. Und den Kirchhof wolle er besuchen, das Gräblein der kleinen Ninetta auszumessen; wenn er nach München zurückkomme, werde er doch die Bildhauerei versuchen. Er habe jetzt von einem scultore gehört, der auch ein armes Modell gewesen sei, schon achtundzwanzig Jahre alt, und doch noch berühmt geworden. Dabei schienen Nicolos Augen in ihrem schwärmerischen Leuchten über die Gegen-

wart und Wirklichkeit hinweg, durch die Wände des Ateliers hindurch, in eine weite, sonnige Zukunft zu schauen, voll Ruhe und Glanz und Künstlerglück, und sein Mund lächelte verklärt, wie im Anblick bevorstehender Wonnen. — — —

Sechs Tage später gingen Moralt, seine Freunde und eine kleine Schar Kollegen von den verschiedenen Schulen und von der Akademie hinter des braven Burschen Sarg. Ein letzter Schneeschauer des April wehte hin über den kleinen Leichenzug, als auf dem nördlichen Friedhof Münchens die Bretterhülle mit dem von ihnen Allen gekannten Körper des Italieners in die fremde Erde sank. Der Eindruck dieses Augenblicks ging Jedem, der zugegen war, sichtlich tief zu Herzen. Nur ein Modell, und landfremd, und ihnen persönlich wenig bekannt — aber ein junges Blut wie sie, und ein braver Mensch war dieser Nicolo gewesen.

Einem unter den Malern jedoch bedeutete er mehr als Modell, das fühlte der jetzt, — Moralt. Ihm war das Wesen des Burschen so eindrücklich geworden, beinah wie das eines Freundes, und ihm schien, es sei ihm da Jemand gestorben, mit dem er, wie mit einem Angehörigen, auch innerlich zu rechnen sich gewöhnt hatte.

Die kleinen Brüder, verzweifelt und nun sich selber

überlassen, wurden nach Nicolos Wunsch von den Malern nach der Heimat spediert. Das war des Ältesten letzte Sorge gewesen. —

Als Moralt in sein Atelier zurückkam, fiel sein Blick auf das Bild. Da blieb er stehen vor dieser Jünglingsgestalt, vor diesem edeln Kopf, die nun zu Staub zerfallen würden, und betrachtete sie lange und traurig. Und in seine Seele kam ein wirkliches, großes Leid, und eine Empfindung beschlich ihn, als sei der gute Geist dieses Werkes vor dessen Vollendung auf immer von dannen gegangen.

22

Und nun?

Der Regen klatschte an die hohen Scheiben des Atelierfensters und lief in langen Fäden daran herunter, als Moralt am Tage nach dem Begräbnis, den Rücken gegen die Wand gelehnt, aus der Entfernung sein Bild betrachtete und über seine Lage sann.

Mit der Entstehung, mit dem Wachsen dieses Werkes war der Bursche so verknüpft, daß es dem Maler jetzt dazustehen schien wie ein Strunk, der niemals auswachsen würde.

Und was er jetzt entdeckte, da das Modell nicht mehr daneben saß, welches in Natur so unnatürlich gewesen war, jagte ihm Verzweiflung in die Seele. Dieser heiße, leuchtende, sehnende Blick — er fiel ja vollständig heraus aus der übrigen Bedeutung des Kopfes! Er war krankhaft, er war übertrieben, er war unmöglich an Intensität; das erkannte Moralt jetzt. Verführt durch die Schönheit von Nicolos Blick hatte er jene letzten Sitzungen benutzt, dieses Auge noch für sein Bild zu gewinnen. Er hatte sich beschränkt unter dem drohenden Verhängnis, nur dies, nur dies noch zu erreichen und darüber alles Andere

außer Acht gelassen. Jetzt übersah er zum erstenmal wieder das Antlitz als Ganzes: es war durch dieses einzelne Übersteigerte ruiniert!

Kein lauter Ausruf, kein Hin- und Herlaufen wie sonst, folgte dieser Entdeckung. Die Verzweiflung war zu vollkommen. Sie war stumm, sie war dumpf. Der Mut, noch einmal eine völlige Umänderung des Auges bloß aus dem Gedächtnis zu machen, entsank dem Maler vollständig. Des Mißgeschicks war endlich zu viel, der Höhepunkt seines Vermögens, seiner Spannkraft überschritten. Stumpf, ergeben in das, was ihm nun unabänderlich erschien, aber dennoch mit dem stolzen Trotz, das Werk soweit noch zu beenden, als es unumgänglich notwendig sei, komme dabei heraus was wolle, arbeitete Moralt von Stund ab.

Er schrieb an Rolmers, um dessen Erscheinen vorzubeugen: daß er nun wirklich am Beenden seines Bildes sei, und nur für acht bis zehn Tage noch um Dispensierung von der Gesellschaft und um Zuwarten mit allfälligen Besuchen bitte.

Er malte jetzt die Hand; sie wurde nicht, was er anstrebte. Er verpatzte bloß, oder vielmehr, er bildete sich ein zu verpatzen, wo die Form als solche gut gewesen war, — ohne mehr Ausdruck zu erreichen. Er sah es wohl, aber er fuhr fort.

In Wirklichkeit war das Bild in allen seinen Teilen bereits auf einem Punkte der fertigen und großen Wirkung angelangt, daß überhaupt nichts Wesentliches mehr daran zu verderben möglich war, und das, was so notwendig noch zu tun bleiben sollte zur gänzlichen Vollendung, war einzig dem Schöpfer selber in seinem übermüdeten Zustand und in seinen übersteigerten Ansprüchen bekannt.

Nachdem die Hand eine gewisse Fertigkeit erreicht, vollendete Moralt den Mund. Einige Male legte er während dieser Arbeit die Pinsel weg und empörte sich gegen sich selber, der so drauflosfrevelte, während er doch erkannte, daß er mit solchem Zuendeführen aufs Geratewohl von Tag zu Tag weniger den Eindruck bekam, als erreiche das Gemälde eine Fertigkeit in seinem Sinne. Aber ein Ende mußte sein, ein Ende, — er hatte der Qual jetzt genug!

Trotzig, mit zusammengebissenen Lippen, faßte er immer wieder die Palette, tat mit einer fast interesse-losen Gewissenhaftigkeit so viel, als ihm zu sehen, für richtig zu halten noch möglich war, und der Rest — — war es seine Schuld, daß es heute so stand?

Kein Mensch sah ihn während einer Woche, während einer zweiten. „Moralt malt“ hieß es; er sei am Beenden seines Werkes.

Das überirdisch glänzende Auge war jetzt auch

gedämpft, wie Moralt glaubte. Aber war es besser? Was wußte er! Es war jetzt jedenfalls nicht mehr Nicolos Auge, aber ihm war es auch nicht das Auge seiner erträumten Figur; es war ihm fremd. Und eine Empfindung kroch in ihm empor bei einzelnen Pinselstrichen, eine schauerliche Empfindung, welche ihn frieren machte: als rührte er mit seinem brutalen Handwerkszeug des ruhenden Toten wirkliches Auge frevelhaft an.

Ah, Jammer, Jammer, welch eine Selbstzerfleischung diese Tage hindurch!

Aber dann! dann! das schwur er sich, sollte die Qual zu Ende sein. Dann stand ja da, trotz hundert Zweifeln und Kämpfen durchgeführt, nein, durchgerungen, durchgequält und mit allen Bitternissen zu Ende gekostet, was er als Mann von sich verlangen mußte, wenn er nun auch als Künstler keinen Wert mehr darauf legen konnte: — ein Kunstwerk. Einmal wenigstens hatte er sich selbst dann den Beweis gegeben, daß er die Energie besitze, etwas Begonnenes, dem inneren Bedürfnis Entsprungenes, auch zu Ende zu führen, soweit immer ihm Kräfte zu Gebot standen. Und das wenigstens wollte er nicht fahren lassen, — das nicht, diese eine Hälfte des Sieges!

„Über seine Kräfte hinaus kann Keiner," wieder-

holte er sich beständig, — „was kann ich dafür, wenn Alles zum Unheil ausschlug? Meinetwegen! meinetwegen! Ich habe für einmal genug. Brauche ich mir Vorwürfe zu machen? Könnte ich jetzt noch etwas Anderes zum Werke tun, als was ich tue? Oder hätte ich es besser machen können? ich, mit dem Maße meiner Gaben, unter den erlebten Umständen? Fahr' hin, Grübelei, was das Schicksal brachte, ist nicht meine Schuld!“

Er fand plötzlich in einem schmerzlichen Trotze die Kraft, sich auf Stunden zu trösten. Aber nur auf Stunden; mit immer demselben Refrain: meinetwegen! meinetwegen! Es waren die Philosophieen eines Gebrochenen.

23

Eines Abends nach der Schule — die Tage waren bereits länger und noch begann um sechs Uhr kaum die Dämmerung — drangen die drei Freunde gewaltsam bei Tino ein.

Vierzehn Tage ohne Lebenszeichen, das war zu viel! Es war ihnen Allen unheimlich, und sie gedachten ihn mit einem gemeinsamen Gewaltstreich seiner Einsamkeit auf diesen Abend zu entreißen.

Auf ihr Klopfen an der Türe seines Ateliers erfolgte ein gleichgültiges „Herein", und in dem abendlich gedämpften Licht entdeckten sie Moralt, bleich und mit einem Ausdruck wie abwesend, dort hinten in dem gotischen Kirchenstuhl lehnen.

Er sprang nicht auf wie sonst, er eilte nicht, sein Bild gegen die Wand zu kehren.

Da stand es, mitten im Raum auf seiner Staffelei, und das weiche Leuchten des mählich verbleichenden Himmels warf seinen Schimmer darüberhin und erglänzte in mildem Wiederschein auf den erhöhten Ornamenten des Goldrahmens.

Moralt blieb sogar ruhig sitzen und erwiderte ihre Begrüßung mit einem gelassenen Gegengruß. Er schien nicht einmal verwundert, sie da plötzlich zu

Dritt anrücken zu sehn. Beklommen blieben sie im ersten Augenblick stehen. Rolmers fand zuerst ein Wort.

„Fertig?“ fragte er halblaut, indem er auf den Sitz zutrat und seine Hand auf Moralts Hand legte. Ein stummes Nicken war die Antwort, und eine Bewegung, welche die Freunde vor das Bild wies. Da setzte sich der Norweger, ohne Weiteres zu fragen, vor die Staffelei, während Äbi und Holleitner jetzt erst näher zu treten wagten und nun beide, wie aus einem Munde, in einen Ruf der Überraschung, des Erstaunens ausbrachen, — in Laute, so unwillkürlich und überzeugend einem plötzlichen gewaltigen Eindruck entsprungen, daß Moralt kurz seinen Kopf emporrichtete, als traute er seinen Ohren nicht. Aber dann wandte er sich heftig ab.

Mit Befremdung bemerkten es die Zwei. Äbi lehnte sich, ohne weiter eine Äußerung zu tun, an die Wand, Holleitner hatte sich auf die Ecke des Tisches gesetzt.

Da stand er ja verwirklicht vor ihnen, jener glühend verteidigte Künstlertraum, um dessen Berechtigung, um dessen Möglichkeit, um dessen Wert an jenem Oktoberabend in diesem Raume so viel gestritten worden war. Da stand er! Er war möglich gewesen! Wer gezweifelt hatte, mußte jetzt glauben.

Eine imposante Leinwand, ziemlich viel länger als hoch: darauf in einer Abendlandschaft von hinreißender Gewalt der Stimmung, links im Vordergrund auf dem Steinsitz, die lebensgroße Jünglingsfigur, die sich mit dem düsterroten Gewand und den teilweise entblößten Gliedern auf dem dunkeln Grund eines Gebüsches abzeichnete, während das schwarzlockige, bleiche Haupt vorgestreckt in der freien Luft stand. Weithin über die düstere, farbensatte Pracht der Landschaft schien der glutvoll suchende Blick nach der unerreichbaren, leuchtenden Ferne zu gehen.

Sie waren gepackt von der mächtigen Wirkung. Äbi, überflutet von Empfindungen, die er dem Freund hätte sagen mögen, verharrte stumm. Die Stille um ihn her schnürte ihm die Kehle zu. Bei Holleitner war der bezwingende Eindruck der Gesamtstimmung so sehr das Erste, daß sein Bedürfnis des nur-malerischen Betrachtens erst ganz hinterher kam. Und dann selbst gelang es ihm nicht, bei Einzelheiten zu verweilen. Alle landschafterische Fachkritik ließ ihn heute im Stich. Er war betreten, er war im Bann, er war besiegt. Er gestand sich unter diesem Eindruck vor einem, seiner Richtung total entgegenstehenden Bilde, daß das Letzte und Wesentliche, wodurch eine künstlerische Schöpfung wirkt, eben etwas nicht zu bezeichnendes Geheimnisvolles sei, das nur em-

pfunden, nur geahnt werden könne, aber keine Theorieen, keine Erörterungen vertrage, daß es keiner Schule und keiner Richtung entspringe, sondern dem unbeirrten, unbefangenen Ausströmen eines Genius.

Äbi blieb immer noch wortlos vor der Durchgeistigtheit dieser Figur. In ihrer Bewegung war so gar nichts fühlbar von jenem im Modell zuerst lange Gesuchten, Gestellten und dann Abgemalten, von jenem mühsam Erreichten, was bei dem strengen Naturstudium nach dem Italiener denkbar gewesen wäre. Es schien vielmehr auf ganz anderem Wege entstanden, schien die, vom Maler in ihrem vollsten Ausdruck irgendwo einmal flüchtig erschaute, und dann in der geistigen, der inneren Anschauung glücklich aufbewahrte Erscheinung eines in Sehnsucht verlorenen Körpers zu sein. Das Modell hatte hier wirklich nur dazu gedient, die Durchbildung der einzelnen Formen zu erleichtern. Wie wahr, wie überzeugend darum der Ausdruck.

In diesem bleichen Kopf allerdings, so schien ihm jetzt, blitzte allzubedeutend, übernatürlich stark, dies dunkle Auge. Das war beinahe das Auge eines Verzückten. Und doch, eine wundersame Macht lag gerade darin. Die linke Hand, von deren Mißgeschick nur Rolmers wußte, schien Äbi, je länger er sie studierte, desto großartiger, ja, so bedeutend, daß er sie fast als

eine Tat an sich bewunderte. Während der Arm auf der Rücklehne ruhte, lagen von dieser Hand nur noch der kleine Finger und ein Glied des vierten auf, bloß unbewußt, mechanisch so gelegt zur nötigsten Stützung, während die übrigen Finger in wunderbar reinen, schönen Linien, losgelöst von allem Tun herabhingen, traumverloren, — herab von der Lehne in die freie Luft. In dieser Hand, so schien es Äbi, liege der ganze Ausdruck der Figur noch einmal zusammengefaßt.

„Es ist groß," murmelte er vor sich hin. Wie konnte nur Moralt so düster sein, so unzufrieden! Das kam von der ewigen Einsamkeit. Natürlich! Kein Beifall, keine Ermutigung seit Monaten!

Während die Freunde so sein Bild betrachteten, ohne zu reden, jeder mit seiner Art zu prüfen, hatte Moralt sich erhoben, war mehrmals hinter ihnen auf und ab gegangen und saß jetzt mitten auf dem Diwan, an den Wandteppich zurückgelehnt, den Kopf hintenübergelegt in die Hände, die Füße von sich gestreckt, in der Stellung eines Menschen, der eben ein Werk zu Ende gebracht hat und es nun aufatmend betrachtet. Aber die tiefgesenkten Augenlider, unter denen verschleiert, schmerzlich, hie und da ein Blick untenvor nach dem Bilde ging, und die zwei kummervollen Falten über den zusammengezogenen Brauen

sagten nur zu deutlich, welches seine Empfindungen waren. Der Künstler in ihm fühlte sich in dieser Stunde, da die Andern bewunderten, gleich einer Mutter, die sich der heiligsten Erfüllung ihrer Pflichten bewußt ist, und nun mit erschöpftem Körper und wehdurchzitterter Seele auf ein elendes Kind sieht, das sie geboren.

Rolmers war nahe an die Leinwand getreten und suchte die Stellen, wo seit seinem ersten Sehen des Bildes noch gearbeitet worden war. Jetzt wandte er sich zum erstenmal wieder um und erblickte den Freund.

„Tino! Junge! was für ein Gesicht?" rief er erschrocken und eilte auf ihn zu. „Ja, so weit ist es nun mit dem Fehlschlagen deiner Anstrengungen doch wohl nicht?"

Moralt winkte traurig ab.

„Welcher ehrliche Künstler wird denn nicht einen Abstand zwischen dem Gewollten und dem Erreichten fühlen, wenn ein Werk zu Ende gebracht ist?" hielt Rolmers ihm vor, — „und um so stärker, je großartiger seine Einbildungskraft ist! So laß dir den Kopf aufrichten, Alter!" Er setzte sich neben ihn und legte herzlich seinen Arm um den Freund. „Ich kann dir schwören, ich bin heute so gepackt von der Kraft des Bildes, daß ich nur wünschen muß, das Aus-

stellen, so bald als möglich, lasse dich die gleiche Wirkung an möglichst vielen Menschen erleben!"

Moralt schüttelte den Kopf.

„Aber natürlich wirst du es jetzt ausstellen?" rief Äbi erstaunt.

„Eine solche Enttäuschung — ein solches Dokument meiner Unzulänglichkeit ausstellen?" fuhr Moralt auf, — „nie!" Der bloße Gedanke, sein Elend aus dem Bereich seiner vier Wände auch noch in die Öffentlichkeit gezerrt zu sehen, regte ihn auf.

Keine Beteuerungen der Freunde, daß für jeden Andern als den Schöpfer selbst dieses Werk eine ganze Leistung bedeute, daß es auch dem strengsten Beurteiler zum Mindesten ein verheißendes Zeugnis eines hohen Talentes und einer außergewöhnlichen Künstlerpersönlichkeit sein werde, nützten etwas. Selbst als sie Moralt baten, nur Rahde wenigstens noch herzuzulassen, den er die ganze Zeit über fernzubleiben gebeten hatte, schlug er es rundweg ab.

„Und wenn Ihr alle und Rahde, und wenn die ganze Welt mir das sagt, so kann es mir nichts helfen! Ich kann nur nach meinem eigenen Urteil befriedigt oder nicht befriedigt, und dadurch glücklich oder unglücklich sein!"

Rolmers und Äbi schwiegen einen Augenblick, aber Holleitner setzte jetzt seinen Steckkopf auf.

„Laß doch mit dir reden!“ verlangte er ungeduldig, — „du bist verkatert, du bist verhockt und abgeschunden von dieser harten letzten Zeit. Da glaube wenigstens uns noch etwas, die wir unbefangen vor deiner Arbeit stehen! Wenn ich es dir sage, ich, der ich einst dagegen stritt, — daß das eine Leistung ist, die jedem Empfänglichen einen außerordentlichen Eindruck machen muß, wenn ich dir gestehe, daß ich besiegt bin, dann wirst du doch deine Katzenjammerstimmung nicht mehr als allein gültigen Richter bestehen lassen? Stell' es aus, sag' ich dir, und erlebe, daß du allein mit deiner desperaten Laune dir den Weg zum wohlverdienten Ruhm vertrittst!“

„Zum Ruhm!“ lachte da Moralt grausam auf — „mein Ruhm!“

„Jawohl zu deinem Ruhm! Dies Werk da ist imstande, ihn zu begründen!“

„Aber vor mir selber!“ schrie Moralt und trat mit schmerzverzerrtem Gesicht vor den Österreicher hin, fast bedrohlich in seiner Haltung — „vor mir selber — und darauf kommt doch Alles an — bin ich jämmerlich! Verstehst du das nicht? So laß mich in Ruhe mit deinen Verheißungen von Ruhm! Das ist wahrhaftig das Einzige, was noch gefehlt hätte, daß ich auch noch an diese Seite des Erfolges, an den Ruhm meiner Person gedacht hätte und mir Hoffnungen

darauf in den Kopf gesetzt! Dann könnte ich nichts Besseres tun, als mich bei diesem Schiffbruch meiner künstlerischen Hoffnungen gleich selber mit ersäufen!"

Rolmers hatte Holleitner einen Wink gegeben, nicht mehr zu widersprechen. Aber die Erregung fieberte schon durch Moralts ganze Gestalt. Er ging auf den Tisch zu, ergriff dort die Pinsel, ergriff die Palette, die auf einem Taburett daneben lag. Seine Augen funkelten. Es wurde den Freunden unheimlich. Und indem er die Werkzeuge eines nach dem andern wütend über den Knieen zerbrach und in eine Ecke schleuderte, stieß er dumpf zwischen zusammengepreßten Zähnen heraus: „Da! — — — da! — — nie rühre ich wieder einen Pinsel an! Elender Krüppel, der ich bin!"

Dann verkroch er sich auf dem Diwan hinter Rolmers Rücken wie ein Kind, und ein wütendes Schluchzen machte der langverhaltenen Gewalt seines Grames Luft. — — —

Sie ließen ihn gewähren. Aber sie blieben den Abend an des Freundes Seite. Keiner widersprach, als Moralt nach einer Weile wieder zu reden begann und aufgelöst in etwas ruhigeren Schmerz, sich weiter erklärte, während das Abenddunkel langsam tiefer hereinsank und das Bild in seine wogenden Schatten hüllte. Die Gestalt glich jetzt mit ihrem

blassen, gespenstischen Angesicht wieder ganz dem dahingegangenen Nicolo, die herrliche Landschaft erlosch mit ihren Farben in webender Dämmerung.

Der Maler hatte keinen Blick mehr für sein Bild. Eine Flut von trüben Selbstbetrachtungen, von rücksichtslos offenen Begründungen seines Schrittes strömten in stoßweisen Ergüssen von seinen Lippen.

„Oh ein verpfuschtes Leben!" rief er aus. „Ich bin zum Künstler verdorben! Alles, Alles ist in den Jugendjahren, durch die Hemmung doppelt leidenschaftlich, ins Nutzlose verpufft worden. Meine Phantasie, die reich für zahllose Werke gewesen wäre, mußte das ganze Gegengewicht gegen ein unbefriedigendes Dasein schaffen und sich übertun. Wie eine Rache war dies übermäßige Innenleben. Und die Energie nach außen versank. Was der Produktion hätte zugut kommen müssen, verzehrte sich in tatloser Leidenschaft, in Träumen, in Melancholie, in Hirngespinnsten. Nun ist etwas weg aus mir: die Blüte, der frische Glaube, die Lebenskeckheit. Es ist zu spät zu einem glücklichen, künstlerischen Schaffen. Ich seh' es, ich fühl' es — zu spät! Unter solchen Umständen weiterschaffen, wäre ein Unding. Und doch, von der Kunst kann ich nicht lassen. Sie ist das tiefste Bedürfnis meiner Natur; ich muß, ich muß mich äußern. Aber da!" — — er machte eine weg-

werfende, Ekel und Verzweiflung ausdrückende Gebärde gegen die Staffelei.

Äbi, dem das Alles furchtbar zu Herzen ging, drückte sich in einen Winkel, um seine Bewegung zu verbergen.

Moralt hatte einen letzten Blick voll Haß hinüber auf das Bild geworfen; das trieb ihm von Neuem das Blut in den Kopf.

„Gebt doch zu," wandte er sich an die Freunde — „daß es mir an energischer Frische fehlt!" Sie schwiegen. Er nahm es als Zustimmung. „Und da leugnet Ihr noch, daß ich Anlaß habe, mich als Stümper zu fühlen? Gäb' ich etwas auf das, was Andere sagen, so wäre ich heute nicht allein vor mir, ich wäre vor aller Welt blamiert!"

Da ward es Äbi zu viel. Er trat plötzlich hervor. „Genug!" rief er. „Von Blamiertsein, von Stümperei kann hier keine Rede sein. In was für ungesunde Übertreibungen reißt diese Stunde dich fort! Jetzt laß dem Freunde sein schönstes Recht: dir den Trost zu geben, der berechtigt ist! Aus heiligster Überzeugung sage ich dir: wie immer du selbst dein Bild beurteilen, und was immer du versäumt glauben magst durch die verlorene Jugend, — auf die Tat darfst du mit Genugtuung blicken, unter unaufhörlichen Kämpfen und unter den allermißlichsten Hinder-

nissen dennoch zustande gebracht zu haben, was dein Bedürfnis war. Gerade diese Energie hast du ja im Herbst bezweifelt, und nun willst du sie immer noch leugnen? Mit welchem Recht? Du hast sie glänzend vor dir und uns bewiesen!"

Äbi hielt an. Er schien sich auf Etwas zu besinnen. „Sieh! ich habe irgendwo — — bei Tolstoi glaub' ich — einen Ausspruch gelesen, der mir seither oft als Trostspruch wieder eingefallen ist. Den kann ich dir jetzt als richtigstes Wort in deine Stimmung sagen, wenngleich ich dich noch weit vom Ende deines Leistens halte und an kein Zugrundegehen glaube. Aber ich muß ihn dir sagen, weil er den Wert des Kampfes auch dann bestätigt, wenn das Ergebnis unseren gehegten Hoffnungen nicht entspricht." Äbi sprach ihn langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie man nur seine heiligsten Wahl- und Trostsprüche zitiert:

„Es gibt in der Kunst wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zu Grunde gehen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen!"

Jetzt hob Moralt langsam, wie den verklungenen Worten nachhorchend, den Kopf empor — wie Einer, der plötzlich in der Sprache seiner Heimat angeredet worden ist — — — und reichte dem Schweizer schweigend die Hand.

24

Es war helle, aber mondlose Sternennacht, als sie spät aus dem Hof in die Straße hinaustraten.

Über der Theresienwiese am Boden webte ein leichter, weißlicher Nebelschimmer und stieg hinan bis an die Gartenzäune der zerstreuten Villen draußen, gleich einem ruhigen See, der mit sanften Wellen die Ufermauern streift. Eine große Nachtstille lag weit und breit. Ruhe und Schlaf auch über der großen Stadt. Kein Ton drang mehr heraus aus den umliegenden Straßen. Eine mildkühle Luft wehte sanft vom Gebirge her durch die Maiennacht.

„Ich gehe noch nicht nach Hause, kommt Ihr mit spazieren?“ fragte Rolmers seine Begleiter.

„Ich bin zu müde; wir sehen uns ja morgen wieder!“ sagte Holleitner. Ihn hatte das Erlebte aus seiner sonst so leichtlebigen Auffassung aller Dinge gründlich herausgerüttelt; er empfand das Bedürfnis, jetzt nicht darüber zu reden, sondern zuerst für sich selber nachzudenken. Drum wünschte er gute Nacht und ging seiner Wege. In der einsamen Straße verhallten seine Schritte.

Äbi schloß sich dem Norweger an, sie wandelten hinaus in die stumme Nacht. Eine Weile sprach Keiner. Schwer lag es auf Beiden; denn sie hatten Moralt lieb.

„Was soll nun werden? was denkst du?" nahm schließlich Äbi das Wort.

Der Andere zuckte die Achseln. „Daß er bei seinem Entschluß bleibt," erwiderte er nach einem Augenblick des Sinnens.

Der Schweizer schüttelte betrübt den Kopf.

Wieder gingen sie eine Strecke schweigend nebeneinander.

„Was sagst du übrigens zu diesem bleichen Kopf auf dem Bild?"

„Oh!" — murmelte Rolmers, — „mich ergreift er."

„Und ich — ich kann dir gar nicht recht beschreiben, was mich plötzlich für eine sonderbare Empfindung packte, als ich ihn betrachtete.

Mir war, als sähe ich in diesem Antlitz Moralts eigenes jetziges Wesen dargestellt. Wie dieses Auge hervorleuchtet, hervorsticht, übermäßig in seiner Glut, und gar nicht mit der übrigen körperlichen Materie stimmen will, so kommt mir seit dem Herbst sein eigenes, verändertes Bild vor. Sein bisheriges gesundes Menschsein ist ja total verblaßt, sein künstlerisches Fieber dagegen unnatürlich herausgewachsen

und sein Geistesleben zu solch' einem düsteren, krankhaften Leuchten geworden!" Es schüttelte Äbi. War das die Nachtluft? Nein, das Frösteln kam von innen; es war ihm unheimlich zu Mute. Er empfand Angst angesichts dieses Beispiels, wohin die Künstlerschaft führen könne.

Rolmers hängte nach seiner Gewohnheit den Arm ein. „Diese ungesunde Veränderung in Tinos Wesen ist auch, was mich bestimmt, seinem Entschlusse nicht zu widersprechen," erklärte er. „Ich sehe zu genau, daß dem Künstler in ihm nicht der richtige Mensch zur Seite wohnt, um die Kämpfe einer Malerlaufbahn ohne Schaden zu ertragen. Und erst noch — das habe ich in den vergangenen Monaten reichlich beobachten können — würde ihm die Malerei mit ihrem begrenzten Wesen auf die Dauer je länger je weniger genügende Aussprache für all seine künstlerischen Gedanken sein."

„Aber was denn sollte ihm genügen? — — er kann doch nicht mit allen neun Musen reiheum tanzen!" warf Äbi mit einem schmerzlichen Hohn ein, der gleichsam an das Schicksal gerichtet war.

Der Norweger blieb die Antwort schuldig.

Das, was in seinem geheimsten Innern wie Ahnung zitterte, vermochte er nicht über die Lippen zu bringen. Seit diesem Abend hielt er ein ganz

glückliches Leben für den Freund kaum mehr für möglich. Denn er sah ein, daß Moralt nicht werde aufhören können, um das Hervorbringen großer Werke zu ringen, weil er unabweisbar das Bedürfnis in sich fühlte: den Wert seines Lebens in äußeren Objekten dargetan zu sehen, in feststehenden Ergebnissen zu überzählen, — während Rolmers, als vertrauter Freund, mehr und mehr zu erkennen glaubte, daß der große Wert Tinos, so wie dieser nach der Versäumnis in seiner Heranleitung nun einmal geworden war, zeitlebens mehr in seinem Gemüt als in seinen Leistungen liegen werde. Doch, wer durfte ihm das sagen?

Äbi harrte noch immer auf Antwort. „Nun?" fragte er endlich, als der Andere stumm blieb.

„Mein Gott, was fragst du mich, was kann ich wissen? Lassen wir ihn sich selber zuerst äußern. Bis zum Sonntag wird er sich vielleicht darüber klarer geworden sein, und daß er bis dahin noch allein bleiben möchte, kann ich verstehen. Ich gehe auch vorher nicht wieder hin!"

„Hm! — Sollte wirklich Keiner von uns früher nach ihm sehen?"

Rolmers schüttelte den Kopf. „Auf diese paar Tage kommt jetzt auch nichts mehr an, nachdem er monatelang Alles mit sich allein ausgemacht hat!" Sie wandten sich heimwärts.

Beschäftigt mit seinen besondern Gedanken ging heute jeder der drei Kollegen zur Ruhe; das innerste Empfinden Aller aber lief wohl auf dasselbe Eine hinaus: auf eine seit diesem inhaltsschweren Abend erwachte, noch unklar schwebende Sorge um des Freundes Zukunft.

25

Der Sonntag kam, ein Maisonntag mit Sonnenglanz und blauen Lüften, der schimmernd und lockend in die Straßen der Stadt herniederprangte und die Münchner in den frischen Morgenstunden schon in Scharen hinaustrieb ins weite, schöne Land.

Heute mußte auch Moralt mit hinaus, so war es bei den Freunden beschlossen.

In seinem Atelier fanden sie eine wahre Feiertagsstille. Der Malkasten war versorgt, der Tisch, auf dem sonst die Geräte gelegen, geräumt und ein Teppich darüber geworfen, die Scheiben offen, der Freund selber merkwürdig ruhig und sichtlich weniger gedrückt. Das Bild in seinem schweren Rahmen war fortgerollt und stand mit der Staffelei verkehrt zuhinterst im Raum. Es schien, als sei mit der Befreiung von seinem Anblick der Maler unbeirrter geworden in seinem Denken. Denn nichts mehr von der Gereiztheit, von der Bitterkeit gegen sich selbst und seine Arbeit lag in seinen Worten, als er ihnen sofort und ohne Fragen von ihrer Seite über seine Pläne zu reden begann. Auf der Kante des Tisches sitzend, die Beine lässig wiegend, in der Hand einen Schlüssel, mit dem er spielte, gelassen, als wollte er von irgend

Beliebigem plaudern, bat er die Freunde, doch ein Viertelstündchen zu verweilen und erklärte sich bereit, dann mit ihnen zu gehen.

Es war in den vergangenen Tagen in Kampf und Entscheid stiller in ihm geworden, er war mit sich selber ins Klare gekommen. Vor Allem aber blieb der Entschluß bestehen, daß er nicht wieder malen werde.

Noch einmal wollte Holleitner, erstaunt und beruhigt über die große Gelassenheit Moralts, einen letzten leisen Versuch wagen, an der Unumstößlichkeit dieses Beschlusses zu rütteln.

„Bist du dir aber bewußt, lieber Freund," fragte er — „daß dies erste Bild den Werdeprozeß für alle späteren mit in sich geschlossen hätte und eine Wiederholung von Schwierigkeiten wie diesmal in Zukunft ganz undenkbar wäre?"

Aber Moralt fiel ihm gleich ins Wort.

„Rühr' nicht mehr daran, Kleiner! es nützt Alles nichts. Es ist schön von dir, daß es dir um mein Talent leid tut, aber besser, es müsse dir um mein eines Talent leid tun, als um meinen ganzen Menschen. Würde ich fortfahren, so könntest du es erleben, daß ich" — er fuhr mit der Hand bedeutsam an die Stirn und lächelte bitter. „Der Haken liegt ja viel tiefer als du denkst! Ich habe an diesem einen Unternehmen den Beweis erlebt, daß ich überhaupt nie

imstande sein würde, in der Malerei den vollen Ausdruck zu finden für das, was ich innerlich zu schauen und zu empfinden vermag. Vielleicht rührt das in der Tat von einer Beschränktheit der Malerei selber her, und dann hast du im letzten Herbst doch recht gehabt, als du mir vorwarfst, ich suche in ihr etwas, was außer ihrem Wesen liege; vielleicht aber liegt es auch nur an meiner eigenen malerischen Unzulänglichkeit, was weiß ich! Oder an meinem menschlichen Teil, am Mangel an Mut, mich einer technisch so schwierigen Aufgabe monatelang ohne Zweifelsucht hinzugeben, — wer will es untersuchen! Das Eine wie das Andere führt zu dem gleichen Schluß: ein anderes Gebiet suchen, wo das Technische weniger Schwierigkeiten, weniger Hemmung für das freie Spiel des Geistes bietet, und wo zugleich die Möglichkeit sich auszuleben, größer, unbeschränkter ist."

Rolmers und Äbi gaben ihm vollständig recht. Nur Holleitner, dem der Gedanke, welch einen großen Teil seiner Fähigkeiten der Freund doch damit begrabe, nicht Ruhe ließ, schüttelte in aufrichtiger Betrübnis den Kopf.

„Ich weiß wohl, was du denkst, mein lieber Junge," bemerkte Moralt freundlich, — „aber laß gut sein, — es ist Alles reiflich erwogen. Es bleibt in meinem Falle gar nichts Anderes übrig, als der ener-

gische Entschluß: aufzuhören solange es noch Zeit ist, sich sein Leben auf andere Art ersprießlich zu gestalten!"

Er glitt vom Tisch herunter und begann nach seiner alten Gewohnheit in großen Schritten auf und nieder zu gehen. Er öffnete auch noch die oberste Scheibe und sog die frische Luft ein, als hätte er das Bedürfnis, einmal so recht tief aufzuatmen.

„Und was gedenkst du zu tun?" fragte der Österreicher.

„Mich vorderhand zurückzuziehen. Denn jedem Frager zu erklären, was mich bewogen, die Malerei aufzugeben, brächte ich nicht fertig; das zu besorgen muß ich einstweilen Eurem Gutdünken und Eurer Freundschaft überlassen. Wenn ich ein paar Wochen auf dem Lande gewesen bin, kehre ich hieher zurück; denn ich will bei Euch in München bleiben!"

„Und dann?"

„Und dann? — — — denke ich ruhig sich entwickeln zu lassen, was kommen soll. Das Atelier kündige ich und ändere vor Allem meine Umgebung. Ich nehme mir eine Wohnung irgendwo im Pinakothekenviertel. Ich versuch' es mit der Feder!"

Rolmers und Äbi sahen sich an. Sie hatten das geahnt, Beide, ohne es bisher laut werden zu lassen. Holleitner schien erstaunt.

„Du wunderst dich?" fragte Moralt. „Ich habe

von je viel geschrieben und immer das Bedürfnis gehabt, mich schriftlich von Manchem freizumachen, was heraus wollte. Bloß seit ich male, ist das in den Hintergrund getreten. Ich gestehe, ich habe ziemlich gutes Vertrauen, daß meiner dort nicht ähnliche Enttäuschungen warten. Erstens spanne ich die Ansprüche an mich auf jenem Gebiet nicht von vornherein so hoch, sondern vermag gelassen das allmähliche Hineinwachsen abzuwarten, und dann sind mir eben die Mittel zum Ausdruck dort von Jugend auf bereits eigener."

„Wenn du wirklich nicht gleich wieder zu viel verlangst!" bemerkte Rolmers nachdrücklich.

„Ich tu's nicht; glaub mir!"

„Dann kann ich dir nur beistimmen. Es ist ein Glück, daß du selber dies Vertrauen fassest; denn gerade auf diesen gleichen Gedanken für eine spätere Tätigkeit hatte ich dich leiten wollen, wenn du mich eines Tages um meine Meinung befragt hättest. Probiere es! Mir scheint, du müssest, wenn irgendwo, dort ans Ziel gelangen. Es gibt wohl auch eine Technik, aber eine, die sich Jeder vielmehr selber schafft, eine freiere, und das Feld ist ja unendlich viel weiter und unbeschränkter, als bei uns Malern."

Moralt stimmte zu. „Du sagst nichts, Äbi?" bemerkte er dann.

„Ich? oh — ich — war soeben schon viel weiter als Ihr, — ich war schon bei deinen Produkten!“ erwiderte dieser in allem Ernst. „Ich finde deinen Entschluß so glücklich wie möglich, nachdem über das Andere doch endgültig entschieden ist. Du hast wirklich Alles, was es braucht, um da etwas zu werden. Du darfst dir doch selber sagen, daß, schon weil du bist, der du bist, und weil du so tief lebst, was du lebst, du auch von vornherein künstlerisch auf einer sehr erhöhten Stufe stehen wirst, einen Vorsprung vor Vielen hast. Und dein malerisches Anschauen, dein musikalisches Empfinden müssen dir da mächtig zugute kommen. Ich selber kann zwar verflixt schlecht zu Papier bringen, was ich empfinde, aber ich vermag mir vollständig zu denken, was das sein muß für Einen, der es kann: so diesen unbegrenzten Spielraum vor sich zu haben für seine Phantasie. So groß das Geheimnis der Darstellungskunst auch dort sein mag, es kann unmöglich ein technisches Geknorze abgeben, wie bei uns.“

„Jedenfalls fühle ich, daß ich dort die viel ausdauerndere Geduld haben werde, das Reifen abzuwarten, nur schrittweise vorwärtszugehen,“ versicherte Moralt. „Ich werde am Anfang einfach keine größeren Arbeiten unternehmen, als die ich bestimmt bewältigen kann, diese aber in sich etwas möglichst Vollendetes

sein lassen. Das gibt Mut zu mehr. Als Maler war mir das nicht möglich; das war der Fluch. Heraus mußte da, groß und ganz in einem ersten Werk, was drinnen steckte!"

„Capisco!" nickte jetzt endlich auch Holleitner.

„Für jenes Fach ist es auch gar nicht spät," bemerkte der Norweger, — „im Gegenteil, für eine Kunst, die so im vollen Erfassen des Lebens wurzelt, ist der Mensch mit siebenundzwanzig Jahren noch jung!"

Auf diese Bemerkung ging Moralt lebhaft ein. „Da triffst du meinen wesentlichsten Trostgrund. Dies Gefühl, für meine Kunst jung zu sein, ist mir eine wahre Schwungfeder, während gerade das Bewußtsein, daß ich ein alter Kerl war, mir das Anfängertum in der Malerei so lähmend schwer gemacht hat."

Die Andern, ganz glücklich, den Freund auf einmal mit solcher Zuversicht reden zu hören, bestärkten ihn alle Drei jetzt vollständig in seinem Plan.

„Ich will's versuchen!" rief er. „Eines kann ich Euch sagen: ich empfinde es nach dem entsetzlichen Druck von Monaten wie Aufatmen, seit, allerdings in einem bitteren Kampfe, der Entschluß gereift ist zu einem Hieb in den Knoten, zu diesem radikalen Schnitt, der das Streben und den Ehrgeiz von gestern vollständig von dem der Zukunft trennt."

Er tat abermals einen tiefen Zug von der Frühlingsfrische. Er holte seinen Hut.

„Und jetzt hinaus! Beim Himmel, mir ist plötzlich ganz liederlich zumut, so befreit, als hätte ich die größte Tat hinter mir und nicht einen kläglichen Verzicht; und dabei bin ich auf einmal so luft- und weltbedürftig, als hätte ich draußen lauter Anerkennung und Händedrücke zu erwarten!"

„Gut, gut!" rief Äbi.

Aber ein bitterer Zug glitt wieder über Moralts Gesicht.

„Die Herrlichkeit wird bald zu Ende sein, ich will Euch nicht täuschen! Das ist jetzt so ein Augenblick, in dem die Gedanken ans Zukünftige mich das Vergangene und Gegenwärtige ein wenig vergessen lassen, aber so schnell werde ich mit dem Geschehenen innerlich nicht fertig sein, und Ihr werdet noch eine gute Weile Nachsicht mit mir haben müssen. Nach außen hat die Sache natürlich auch ihre fatale Seite, die unangenehm die Wunde offenhalten wird. Vor Allem muß ich nun zu Rahde hingehen und ihm offen beichten. Ich tue das übrigens ohne Scheu. So wenig ihn dies Resultat seiner Bemühungen und seines Interesses an mir freuen kann, — er ist Künstler und wird mich darum verstehen. Aber die Andern — na! — — —

Rolmers tröstete ihn. „Das Äußere ist ja alles

nichts gegen die glücklich gelungene innere Lösung der Sache. Laß zwei Monate drüber gehen — und kein Spatz pfeift mehr davon. Komm jetzt, Herr Schriftsteller!"

Moralt schloß die Türe des Ateliers ab. Sie gingen gemächlich die Treppe hinunter. Der Norweger klopfte in glücklicher Stimmung dem Freund auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, wie sehr er mit ihm zufrieden sei.

Sie traten in den goldigen Maimorgen hinaus.

„Wohin?" fragte Äbi.

Moralt schaute über die Wiese in die Weite. „Himmel, ist das eine schöne Welt, — wohin Ihr wollt!"

„Also denn in den Ratskeller?" spaßte Äbi.

Moralt lachte — „oder gleich ins Gefängnis? Wie du willst!"

„Starnberg! Starnberg!" rief Holleitner, der die Uhr in der Hand hielt, daß ein Wiederschein von ihrer blitzenden Goldschale auf seinem frischen, hübschen Gesicht zitterte — „wir kommen noch gerade recht zum Zug, aber Galopp, meine Herren!"

„Sei's!"

Im nächsten Augenblick bogen die vier Freunde um die Ecke der Goethestraße und eilten dem nahen Bahnhofe zu.

Ende des ersten Bandes



